PGerm
147
24

P Germ 147.24

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Digitized by Google

Aus der Bibliothek von Moriz Boehm. FUERTH.

Digitized by Google

Deutſche Pandora.

Gedenkbuch zeitgenöſſiſcher Zuſtände und Schriftſteller.

Dritter Band.

Inhalt.

Düſſeldorfer Anfänge. Maskengeſpräche, mitgetheilt von Karl Immermann.
Die Deutſchen in Paris. Von G. Depping.
Der deutſche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner.
Zwei Originale aus unſerer Zeit. Von Willibald Alexis.
Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller.

MORIZ BOEHM FÜRTH

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

☞ Aufgeſchnittene und beſchmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Digitized by Google

Oeffentliche Urtheile und Stimmen

über die

Deutſche Pandora.

Gedenkbuch zeitgenöſſiſcher Zuſtände und Schriftſteller.

In Bänden à 3 fl. rhein. = 1 Thlr. 21 ggr. preuß.

Stuttgart. 1840. Literatur-Comptoir.

(Indem die Verlagshandlung von Zeit zu Zeit die zu ihrer Kenntniß kommenden Urtheile über ihr Unternehmen zuſammenſtellen und das Publicum darauf hinzuweiſen ſich erlauben wird, muß ſie ſich jedoch beſchränken, meiſt nur die dem Ganzen geltenden Urtheile mitzutheilen, da der Raum nicht geſtatten würde, die ausführlicheren Beſprechungen der einzelnen Beiträge vollſtändig wieder zu geben.)

I. Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

(Haude und Spener'ſche Zeitung.) 1840. Nro. 97. vom 25. April.

Der in dieſen Tagen im Verlage des Literatur-Comptoirs erſchienene erſte Band der „Pandora, Gedenkbuch zeitgenöſſiſcher Zuſtände und Schriftſteller" iſt ein neues Erzeugniß der, nach dem Vorgange des „Livre des cent et un" und des „Babel" auch in Deutſchland zuſammentretenden Schriftſteller-Aſſociationen. Die Namen, welche man in dem Proſpect lieſet, der dem Band zum Umſchlag dient, ſind der Art, daß ſie theils eine unterhaltende, theils eine gründlich belehrende Lectüre verſprechen, und die Wahl der Aufſätze des erſten Bandes ſcheint aus einem reichen Vorrathe getroffen zu ſeyn. — — — — Wenn die Wahl der Aufſätze für die folgenden Bände mit eben der Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Geſchmacks der Leſer und die Mannigfaltigkeit der Talente getroffen wird, wie es in dieſem Bande geſchehen iſt, ſo kann der Erfolg des Unternehmens wohl nicht zweifelhaft ſeyn.

II. Die Augsburger Allgemeine Zeitung,

(1840. Nro. 206, vom 24. Juli, Beilage)

theilt auszugsweiſe aus dem zweiten Band den Beitrag von L. Rellſtab mit, und bemerkt über das Unternehmen: Irren wir nicht, ſo ging von Giehne, der einer unſrer beſten Publiciſten zu werden verſpricht, der Gedanke aus, in deutſchem Geiſte ein in periodiſchen Lieferungen erſcheinendes Sammelwerk zu begründen, ähnlich dem „Livre des Cent-et-Un." Wenn letzteres in Paris entſtand, auf Paris ſich beſchränkte, um bald darin unterzugehen, ſo treten uns in dem vorliegenden Werk bereits die erfreulichſten Gaben vom Norden und vom Süden Deutſchlands entgegen, von Fr. Rückert, Fr. Kölle, Guſtav Schwab, Th. v. Kobbe, H. König, Franz Dingelſtedt ꝛc., während für die nächſten Bände die Namen Bülau, Jordan, Schubert, Immermann, Spindler, Gutzkow ꝛc. in Ausſicht geſtellt ſind. Wir hoffen von dieſer lebendigen Nebeneinanderſtellung deutſcher Talente Beſſeres, als jede literariſche Kritik zu bewirken vermöchte. Deutſchlands Städte und Gauen in ihren Eigenthümlichkeiten zu ſchildern, und durch ſie eine auf klarer Anſchauung ruhende Liebe zu wecken zum Geſammtvaterlande, eine Liebe, die hinwiederum ein Sporn zu immer Tüchtigerem wird, das muß das Ziel jedes Unternehmens dieſer Art ſeyn. In dieſem Sinne zunächſt glaubten wir die Erſcheinung nicht unbeachtet vorübergehen laſſen zu dürfen.

III. Europa. Chronik der gebildeten Welt. 1840. II. Band. 4. Lieferung.

So ſehr ſich unſere Zeit den Aſſociationen zuwendet, und ſo viele Werke von mannigfachen Verdienſten auch ſchon in der Literatur daraus hervorgegangen ſind, ſo hat uns doch bis jetzt noch ein Werk gemangelt, das ſich die eigenthümliche Aufgabe, wie das gegenwärtige, geſtellt hätte. Es ſoll, gleich dem Livre des Cent-et-un, unſere deutſchen Schriftſteller vereinigen, und von jedem derſelben nur einen Beitrag bringen, der irgend einen Zuſtand unſeres Vaterlandes zu ſchildern unternimmt. Die Verlagshandlung, die dieſe glückliche Idee hatte, beſchäftigte ſich ſchon längere Zeit mit deren Ausführung, und hat, wie ihr ausführlicher Proſpect beſagt, bereits über ein anſehnliches Material zu ſchalten, das ihr Autoren von allen Farben und Jahrgängen theils ſchon wirklich überlaſſen, theils zugeſagt haben. Man ſieht daraus, daß die Anregung von dieſer Seite gut aufgenommen wurde, und ich glaube, das Publicum wird nicht dahinter zurückbleiben.

IV. The ATHENAEUM. Journal of English & Foreign Literature, Science, and the fine Arts. London, June 13, 1840.

Foreign Correspondence. — May. — — Speaking of Stuttgard — I have just met with the „Deutsche Pandora" which promises well. The work is modelled after the „Livre des Cent-et-Un", and holds out an expectation that some of the best German writers will be among its contributors. The first volume principally contains memorials of that eventful period in Germany, when a general arming of its people [illegible] place; I mean in 1813. A collection of letters from Körner, Fouqué, Rahel, E. M. Arndt, and [illegible] Prohaska, the heroic virgin who served as a volunteer, supplied by Frederik Forster, will be [illegible]th much interest.

Digitized by Google

Deutſche

Pandora.

Dritter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſche
Pandora.

Gedenkbuch
zeitgenöſſiſcher Zuſtände
und
Schriftsteller.

Dritter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

Digitized by Google

△
P Germ 147.24

October 2, 1937
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HUGO REISINGER FUND

Digitized by Google

Inhalt.

Düſſeldorfer Anfänge. Masken-Geſpräche, mitgetheilt von Karl Immermann . . . . 3.

Die Deutſchen in Paris. Von G. Depping . . . . 91.

Der deutſche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner . . . . . 111.

Zwei Originale aus unſerer Zeit. Von Willibald Alexis . . . 163.

Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller . . . . 183.

Digitized by Google

Inhalt

der vorhergehenden Bände.

Erſter Band.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen geſammelt von Fr. Förſter.

Probikus. Von Franz Dingelſtedt.

Schillers Bruder. Ein Kurioſum. Von Guſtav Schwab.

Das Leben in den Sudeten. Von K. von Wachsmann.

Holſtein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe.

Erlebtes vom Jahre 1813. Von Friedrich Kölle.

Zweiter Band.

Stillleben eines deutſchen Dichters. Geſammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.

Des Deutſchen Gaſtbeſuch beim däniſchen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbſt-Reiſebildern von L. Rellſtab.

Kunſt und Künſtler in München. Von J. M. Söltl.

Wandertage im Schwarzwald. Von F. L. Bührlen.

Fulda in ſeinen Verwandlungen. Von H. Koenig.

Eine Reiſe nach Memel. Von A. Lewald.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Immermann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Düſſeldorfer Anfänge.

Maskengeſpräche,

mitgetheilt

von

Karl Immermann.

1.

Die Düſſeldorfer Künſtler ſind geiſtige Nomaden. Sie binden ihr Rößlein heute an dieſen Pfahl, morgen an jenen Strauch. Sie mahlen nicht nur, ſie verkleiden ſich auch, machen Knittelreime, oder gelegentlich Ottaven, extemporiren Schnurren, oder führen geſchriebene Komödien auf. Wie auf der Univerſität, wächst in der akademiſchen Stadt jährlich eine friſche Jugend nach. Wie aber nicht auf der Univerſität, bleibt mit wenigen Ausnahmen der alte Stock und Stamm. Der Student wird nach ſeinem Triennio ein Philiſter, den Künſtler erhält die Kunſt länger grün. Unſere Dreißigjährigen, zum Theil ehrſame Gatten und Väter, verſchmähen nicht, „die kurzen bunten Lumpen um des Lebens arme Blöße zu ſchlagen,“ die Egmont mit ſo rührender Bitte für ſich in Anſpruch nimmt.

Der Darſtellungstrieb der Düſſeldorfer Mahler erlebt im Karneval ſeine Blüte. Der italieniſche Karneval iſt ein Impromptu toller Volksluſt, der Kölniſche ſchmeckt etwas nach Abſicht und Berechnung; die Faſtnachtsſcherze unſerer Künſtler ſind eine Fete, welche eine geiſtreiche Kaſte ſich und ihren Anhängern gibt. Dieſe Fete hat ſich nun ſchon mehrere Jahre hindurch wiederholt, ſie iſt zur Tradition geworden.

Digitized by Google

Ein geräumiges Haus draußen vor dem Thore, zwiſchen Gärten, thut ſeinen weiten Saal auf; lampenhelle iſt er; da hinein laden ſich die Mahler ihre Freunde, die Erſten der Stadt, den Hof. Die bunten Masken kommen eine nach der andern an, man begrüßt ſich, man ſucht ſich zu enträthſeln, Poſſen und Anſpielungen fliegen durch den Saal. Plötzlich ertönt ein Zeichen hinter dem Vorhange, der einen Theil des Raums verhüllt, die mythiſchen, romantiſchen, exotiſchen Figuren ordnen ſich ſtill auf den Sitzen, die Gardine hebt ſich, das Stück — eines von denen, welches Anlaß zu reicher Koſtümirung gibt — beginnt, und eine Zeitlang vergißt der zuſchauende Türke ſeinen Turban, der ſchlanke, ſchöne Minneſänger ſogar, welch ein hübſches Mädchen vom Peloponnes in ſeiner Nachbarſchaft ſitzt.

Vor einem Jahre war der Mahler Faſchingsabend beſonders lebendig. Kaum zwölf Meilen von uns ſchworen die Belgier **persévérance et courage** um Luxemburg und Limburg, Skrzynetzky war in Brüſſel angekommen, die Geſandten waren von dort abgereist; hier aber tummelten ſich, als wohnten wir weit weg im Weſtmeer auf einer der Inſeln der Seligen, Einfälle, Scherze, Attrappen. Uechtritz hat in ſeinem Buche über das Düſſeldorfer Künſtlerleben auf deſſen politiſche Unſchuld hingewieſen. In der That glaube ich, nur der Donner der Kanonen am Rhein würde dieſen Zuſtand in den Sündenfall ſchrecken.

Indeſſen waren die Mahler auch kriegeriſch auf ihre Weiſe, d. h. in der Einbildung. Sie gaben Wallenſteins Lager. Die Jacken, Koller, Hoſen, Schärpen, und Harniſche der Kriegsleute, alten Waffenbüchern genau nachkopirt, und mit künſtleriſcher Klugheit zum lebhafteſten Farbenbilde zuſammengeſtellt, verfehlten ihre Wirkung nicht; mit der nöthigen Gravität ſprach der Wachtmeiſter, dieſer Feldherr in Holzſchnittmanier, feurig und keck der Jäger, in einer eigenen komiſch-rührenden Erhabenheit der Wallone....

...„Der nie erfahren, wer er ſey?
Sie ſtahlen ihn ſchon in jungen Jahren.“ —

Das Reiterlied verklang, der Vorhang fiel, wurde aber gleich wieder aufgezogen. Nun geſtaltete ſich der Platz vor den Zelten bei Pilſen ſo zu ſagen zur vornehmſten Frontloge. Denn eine Reihe der geſchmückteſten Damen nahm dort bei den Kochfeuern Platz, zwiſchen denen Guſtel von Blaſewitz und ihrer Schweſter Kind aus dem Reich den Melnecker umhergeſchenkt hatte. Dieſer und jener Spanier, mancher glänzende Ritter trat zu den Damen hinter ihre Stühle; ein gekröntes Haupt, ein weiſer Meiſter ſtellte ſich ein, und ſo gewann das Ganze da droben auf der kleinen Bühne das Anſehen eines Artushofes, der, freilich aus

Digitized by Google

kontraſtirendem Rahmen, vergnüglich auf das Getümmel unten im Saal niederſchaute.

Das war groß unter den paar hundert Masken, die ſich dort verſammelt hatten. Der Jubel des Tanzes begann. Perſerinnen, Gärtnermädchen, Fiſcherinnen, Donnen, Fürſtinnen aus Rußland und Polen ſchwangen ſich mit den Wallenſteinern und anderem Sammet, Seidenzeuge, Zindel umher, dazwiſchen hüpfte der Zwerg, ſchnitt der rothe Pickelhäring mit Kolben und Gugel ſeine Geſichter. Die braune Wahrſagerin fand in einem Winkel aufmerkſame Zuhörer für ihre Prophezeihungen, die alle glücklich klangen. Selbſt der arme Gelähmte war an ſeinen Krücken luſtig, und maß allerhand Gelegenheitsreime den Begegnenden nach der Elle zu. Da aber der Verſtand bei der Phantaſie nicht fehlen darf, ſo umſäumte dieſe heiteren Tänze und Spiele ein Kreis ernſthafter und beſcheidener Domino's.

Unter denen befand ſich ein ſchwarzer, dem von vielen Seiten Komplimente gemacht wurden. Es hatte nämlich verlautet, daß er alte Regiſſeurkünſte geübt und das Wallenſteiniſche Lager einſtudirt habe. Mit dieſer Darſtellung war man aber ausnehmend zufrieden. Der ſchwarze Domino bekam daher viel Schönes zu hören.

Er ſchien aber von dieſen Freundlichkeiten nicht ſonderlich gerührt zu ſeyn und ſich denſelben eher zu entziehen, ſo weit Dies die Rückſichten zuließen, welche ihm die gute Abſicht ſeiner Gönner auferlegte. Er erwiederte, daß nicht ihm, ſondern den geſchickten Darſtellern die Ehre gebühre, daß die Nachſicht der Zuſchauer bei ſolchen Gelegenheiten die Unvollkommenheiten des Verſuchs ergänze, und was dergleichen mehr war. Als nach einiger Zeit das zierlich-kräftige Aufſtampfen zweier ſchöner Paare im Maſureck die Augen der Umſtehenden feſſelte, benutzte er dieſen Moment, ſich ſtill zurückzuziehen. Er entwich in ein Nebenzimmer, wo einige ältliche Herren ſich beim Glaſe des ſtilleren Geſprächs erfreuten.

Ein blauer Domino folgte ihm. Dieſer hatte im Saale kopfſchüttelnd den ausweichenden Reden ſeines Freundes zugehört. Der Schwarze ſaß, halb in ſich verſunken, hinter einem Tiſche ſeitab von den Andern. Der Blaue ſtellte ſich vor ihn, und ſagte nicht ohne Ueberwindung, wie es ſchien: Du biſt zwar da drinnen eben kein erkenntlicher Geprieſener geweſen, dennoch muß auch ich Dir noch für den Genuß danken, den Du uns gegeben haſt. Ich erinnere mich von den großen öffentlichen Theatern her keiner ähnlichen Darſtellung an Friſche, Ründung, rauhem, kräftigem Leben.

Digitized by Google

Lieber, verſetzte der ſchwarze Domino, wenn es Dir und Denen, die ich hier lieb habe, Spaß gemacht hat, ſo iſt es gut, und nun laß uns von der ganzen Sache nicht weiter reden.

Nein, erwiederte der blaue Domino, einige Worte mußt Du mir ſchon noch geſtatten. Wie iſt es Dir möglich geweſen, mit zwanzig Dilettanten auf zwanzig Schuh Raum uns vorzugaukeln, daß wir uns wirklich inmitten der gewaltigen Armada des Friedländers befänden?

Vergiß zuvörderſt nicht, ſagte hierauf der ſchwarze Domino, daß allen dilettantiſchen Bemühungen der perſönliche Antheil der Zuſchauer kräftig nachhilft. „Das iſt Der, und das iſt Der" — „Mein Gott, wie ſieht der — Dings da — aus?" Du glaubſt nicht, welche Magie aus dieſem Gemurmel des Auditoriums hervorflüſtert. Sodann mußt Du erwägen, daß der Naturalismus phantaſievoller Nichtkünſtler für den Augenblick oft wirklich mehr zu leiſten im Stande iſt, als die Routine gewöhnlicher Schauſpieler. Naturaliſten ſind wie junge Rekruten, mit denen zuweilen kühnere Handſtreiche gelingen, als mit der alten Garde, welche die Gefahr kennt.

Alſo Du biſt, wie der Gott Epikur's, indifferent gegen Deine Welt? ſagte der blaue Domino etwas ſcharf.

Nein, verſetzte der Schwarze, da Du einmal mit mir über dieſes fürtreffliche Lager ſo gründlich anbindeſt, ſo will ich Dir geſtehen, daß ich auch weiß, welchen Theil ich an ſeinem ſzeniſchen Siege habe. Bei ſolchen dramatiſchen Genreſtücken kommt es hauptſächlich darauf an, die Phantaſie der Zuſchauer produktiv zu machen, auf daß ſie glauben, was ſie nicht ſehen. Deßhalb ließ ich vor dem Erheben der Gardine Signale auf der Bühne geben, denen dann hinten weit vom Garten her Trommelwirbel und Trompetenſchmettern antwortete. Damit meinte ich ein groß Stück Land für die Einbildungskraft der Zuſchauer zu erobern. Der Appell, der hierauf hinter dem Vorhange gehalten wurde, mußte dazu dienen, ihr geiſtiges Auge zu fixiren. Bei dem Spiel ſorgte ich dafür, daß jeder meiner Wallenſteiner zur rechten Zeit und am beſtimmten Flecke in das Gefecht des ſtummen Mitſpielens kam, welches bei einem ſolchen Stücke ſo weſentlich iſt. Ich zeigte Euch den Mann bald von vorn, bald vom Rücken, bald in der Stellung, bald in jener, jetzt in der Zuſammenſtellung mit dieſem Kameraden, dann wieder in einer Gruppe mit Andern, und ſo fort. Bedenke, daß mir faſt immer fünfzehn diſponible Komparſen ſolcher Art blieben, multiplizire dieſe mit fünfzehn, und Du findeſt zweihundert und fünfundzwanzig verſchiedene Motive der Bewegung und Zuſammenſtellung, unter denen ich das Ausſuchen der beſten für die Dauer einer kurzen Stunde frei hatte.

Digitized by Google

Der blaue Domino lachte. So arithmetiſch hätte ich dieſe äſtheti-ſchen Gebilde nie betrachtet! rief er.

Und doch iſt in allen Dingen, wenn man ſie einrichtet, ein gewiſſes Zählen und eine Art von Mathematik nothwendig, antwortete der ſchwarze Domino. Ich hatte für ſämmtliche Szenen einen förmlichen ſtrategiſchen Plan entworfen, nach welchem die Evolutionen der Haufen und Gruppen naturgemäß, und wie die poetiſchen Momente der Handlung ſie bedingten, ſich entfalteten. So kam es, daß die Zuſchauer an den redenden Perſonen, als an den Trägern der Handlung, einen Halt hatten, in dem bewegten Mittel- und Hintergrund aber beſtändig neue Soldaten zu- und abſtrömen zu ſehen wähnen durften. Die Herren Regiſſeure unſerer großen und berühmten Hoftheater begnügen ſich bei ſolchen Darſtellungen damit, den Choriſten und dritten oder vierten Fächern, welchen dergleichen Rollen zufallen, anzubefehlen, daß ſie an der Handlung Theil nehmen ſollen. Das kommt mir ſo vor, als ob ein Feldherr einem einzelnen Regiment geböte, am Kriege überhaupt Theil zu nehmen. Gerade da, wo in unſrer heutigen Komödie mein ſtrategiſcher Plan bis auf die halbe und Viertelswendung pedantiſch exakt ausgeführt worden iſt, mag wohl der täuſchendſte Schein entſtanden ſeyn, daß die Sache ſich von ſelbſt gemacht habe. Denn in der Kunſt ſieht das Berechnetſte und Regelrechteſte immer wie der reizendſte Zufall aus. Ich habe Dich nun tief in meine Karten blicken laſſen, und wenn Du dazu nimmſt, daß ich in den Zuſchauern immer ein weites Draußen zu produziren wußte, ſo wird Dir mein Experiment ziemlich plan und begreiflich vorkommen. Ich ließ nämlich, wo es anging, und beſonders in den enthuſiaſtiſchen Szenen, an gewiſſen Gipfeln der Rede, von Denen, die nicht auf der Bühne ſtanden, Geſumme, Gelärm, Geſchrei, Becherklingen machen, oder auch dann und wann eine halbe Strophe eines Schelmenliedes ſingen.

Vergiß nicht, ſagte der blaue Domino, daß Du das Stück von den Meiſten in Dialekten ſprechen ließeſt.

Dieſes Mittel, die Illuſion der bunteſten Mannigfaltigkeit zu erzeugen, liegt ſo nahe, daß man nicht begreift, wie die Leute, die ſich mit dem Theater beſchäftigen, es haben außer Acht laſſen können, erwiederte der ſchwarze Domino. Eine rohe Soldateska, die durcheinander ſchwatzt und ſelbſt von ſich ausſagt, daß ſie aus allen Ecken und Enden zuſammengeblaſen worden ſey, braucht doch nicht mit uniformer klaſſi-ſcher Eleganz zu reden. Man zerſtört alſo nicht den Sinn des Gedichts, man interpretirt vielmehr Schiller auf richtige Weiſe, wenn man ſtatt des gangbaren reinen Deutſch ein Sprachmengfutter in dieſem Stücke

Digitized by Google

auftiſcht. Deßhalb iſt es mir eingefallen, den Böhmen böhmiſch hart, den Oberdeutſchen ſchwäbiſch, den Tyroler tyroliſch, die Markentenderin ſächſiſch, den Kapuziner in dem Kölniſchen Dialekte, deſſen er mächtig war, (obgleich ich lieber einen Bayern oder Weſtphalen aus ihm gemacht hätte), den Holſteiner im breiweichen Küſtenton reden zu laſſen; der Wallone aber hatte ſich ſelbſt ein gebrochenes Idiom erfunden, welches mir noch lange im Ohr nachklingen wird, denn es gab der Rolle, anſtatt ihr Pathos zu ſchwächen, im Gegentheil etwas eigen Ergreifendes.

Der blaue Domino bedachte ſich, und ſagte dann: Aus Deinen Worten abſtrahire ich mir eine Regel. Man ſoll in der Kunſt hauptſächlich **per synekdochen** wirken, durch den Theil das Ganze andeuten.

Der Schwarze verſetzte: Alle echten Mittel der Kunſt, namentlich der ſzeniſchen, ſind höchſt einfach, und koſten kein Geld, ſondern erfordern nur Verſtand. Göthe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, Das, wofür ſie nicht Geld ausgegeben, ſey überhaupt Nichts werth. Und mit dieſen wenigen Worten iſt der ganze Verfall deutſcher Bühnenkunſt beſchrieben zugleich und erklärt.

Ja, ſprach der blaue Domino mit Feierlichkeit, unſere Bühne iſt in einen Verfall gerathen, der —

Oh, oh, oh! rief der ſchwarze Domino, und hielt ſich beide Ohren zu. Lieber, ich bitte Dich, Nichts vom Verfall der deutſchen Bühne weiter! Die Reden über dieſes Elend ſind mir faſt ſo unleidlich geworden, wie das Elend ſelbſt es mir iſt. — Macht's beſſer, aber hört endlich mit dieſen Jeremiaden auf! Genießt wenigſtens das Gute, wo es ſich einmal wieder emporringt, fördert es dankbar, vertheidigt es tapfer! Aber Ihr thut's ja nicht. Düſſeldorf hat drei Jahre lang eine Bühne beſeſſen, deren Mängel und Schwächen ich wahrhaftig, dem ſie ſehr wohl bekannt ſind, nicht abläugnen werde. Aber die Wahrheit iſt, und deßhalb darf ich ſie ausſprechen: die Düſſeldorfer Bühne hatte Tendenzen, wie ſie mir auf keinem andern deutſchen Gerüſte neuerdings erſichtlich geworden ſind, und was menſchliche Kraft vermag, iſt aufgeboten worden, den Tendenzen nachzukommen. Und hat ſich eine kräftige Feder bewegt, iſt ein beredter Mund laut geworden, die Gunſt des Hofes, die Ambition unſerer Reichen und Vornehmen rege zu machen, daß ſie von ihrem Ueberfluß Etwas abgaben, um das Inſtitut zu erhalten? Mit nichten. Man hat uns gelaſſen und gleichgültig fallen laſſen.

Den Untergang unſerer Bühne möchte ich weit mehr von inneren

Digitized by Google

Urſachen ableiten, erwiederte der blaue Domino. Ganz gewiß, wenn Du Dich nur aufrichtig prüfen willſt, ſtandeſt Du einer gewiſſen Ermüdung und Blaſirtheit über die Sache nahe. Und Du warſt doch die Feder in der Uhr.

Es iſt mir lieb, daß ich mich über dieſen Punkt einmal offen ausſprechen darf, ſagte der ſchwarze Domino. Ja, man hat Dies verbreitet und drucken laſſen, und es iſt noch zuletzt etwas Aehnliches im Artikel des neuſten Konverſationslexikons, der von mir handelt, geſagt worden. Es iſt aber nicht wahr. Ich habe nie die Bühne überſchätzt, und bin nicht der Meinung, daß Deutſchland untergehn müſſe, weil es ſeit Dezennien keine mehr beſitzt. Ich weiſe der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß dieſe nicht vom Pietismus, nicht von der Philoſophie, nicht vom Kommerziellen, oder vom Bilderbeſehen, oder von hundert andern Dingen, womit die Leute ſich jetzt beſchäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn alſo nicht mit einem trunkenen, ſondern mit einem nüchternen aber liebevollen Blick an die Bühne machte, ſo habe ich ihre Leitung als ein ernſtes Geſchäft angeſehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüſtigen Kitzel, ſondern nur darin ſucht, daß man ſieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Reſultate meiner Arbeit augenfällig waren, und ſich im Verlauf des Geſchäfts nicht minderten, ſondern ſteigerten, ſo hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe friſch, und verſpürte keinerlei Ermüdung.

„Aber die Schauſpieler?"

Dieſen muß ich das Zeugniß ehrenhafteſten Fleißes bis zuletzt geben. Ich habe meinen Schauſpielern nie geſchmeichelt, ich habe ihnen Anſtrengungen zumuthen müſſen, wie ſie ſonſt nirgends den Leuten auferlegt werden, ſie haben mir auch durch ihre Trakaſſerien und Grillen tauſendfachen Verdruß gemacht, aber in der Hauptſache, in der Luſt und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit ſind ſie Kerntruppen zu vergleichen geweſen, welche ſich noch ſchlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen iſt und die Milizen längſt davon gelaufen ſind.

Damit Du aber nicht ſageſt, ich brüſte mich nur mit ihnen, ſo erinnere Dich gefälligſt, daß die Düſſeldorfer Bühne am letzten März 1837 aufhörte, und daß ein Vierteljahr vorher dem ganzen Perſonal gekündigt war. Es war alſo eine Zeit damals eingetreten, in der ſonſt die Kräfte eines Inſtituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Intereſſe an der Nähe, ſchon wild in der Ferne umherſchweifen. Und da haben die

Düſſeldorfer Schauſpieler am 1. März Egmont, am 16. Julius Cäſar, an Göthe's Todestage, am 22., Iphigenie, am 31. Griſeldis geliefert, neben der übrigen kurzen Tageswaare. Egmont war in mehreren Hauptrollen neu, Cäſar, Iphigenie, Griſeldis waren ganz neu. Daß zu den Proben unter ſolchen Umſtänden nicht ſelten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift ſich; ſie thaten und leiſteten aber Dieſes, weil ſie ihre Ehre darein ſetzten, daß die Bühne im höchſten Glanze der Thätigkeit untergehe. So lieferten ſie mir den Beweis, daß auch der deutſche Schauſpieler ſogleich wieder ein ganz anderes Weſen wird, wenn man ihn nur richtig anfaßt. Die richtige Behandlung, welche ich meine, beſteht aber nicht im Kajoliren oder Ordonniren vom Kabinett des Intendanten aus, ſondern darin, daß ihnen, nicht in hohlen Worten, ſondern in der That und in der Wahrheit, das Bewußtſeyn werde von einem in tüchtigem Sinne unternommenen Wirken, daß der Intendant geſtaltend, ordnend, erfindend, bis in das Kleinſte eingreift, daß er, um es kurz zu ſagen, das Feuer des Gefechts nicht ſcheut. Muth und Geſchick wird er nun freilich dazu nur haben, wenn er ſelbſt von der Klinge iſt. Man macht Rechner zu Financiers, Juriſten zu Richtern, Mahler oder Bildhauer zu Direktoren der Akademien, aber im Gebiet der ſchwierigſten und verwickeltſten Kunſt macht man Hofleute zu Intendanten. Es iſt ein Widerſinn, der kaum widerſinniger gedacht werden kann.

Wenn ich Dir auch Alles Das zugeben will, ſo würde das Verſiegen des Repertoirs der Sache ein Ende gemacht haben, ſagte der blaue Domino.

Leben ruht auf ſich ſelbſt, wird durch ſich ſelbſt verbürgt, weiß ſich ſeine Zuflüſſe zu öffnen! rief der Schwarze. Ueber einem Inſtitut voll Kraft und Blut waltet ſein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch Alles hätte geben laſſen ſollen, meine Projektenzettel enthalten manches ſeltſame, phantaſtiſche, poetiſche, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben beiſpielsweiſe Fortunat, Manfred, Drei Vergeltungen in Einer, Demetrius, den ich fortſetzen wollte, Almanſor, verſteht ſich etwas zugeſtutzt, Grabbe's Napoleon, ſzenenweiſe phantasmagoriſch-tableauartig behandelt, Oedipus Rex ein. Denn auch an die antike Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mißlungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben in dem neuen, Alles hazardirenden Geiſte. Konnte mittlerweile nicht ein friſches Talent erblühen, und ſeine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken darbot, als ein anderes?

Digitized by Google

Du ſiehſt alſo, Freund, wie ſich die Sache eigentlich verhält. Die Düſſeldorfer Bühne iſt nicht an einem innern Leiden, ſondern einzig und allein daran untergegangen, daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unſerer hieſigen Optimaten bilden, nicht ein ferneres jährliches Subſidium von viertauſend Thalern mehr abwerfen wollten, denn ſo Viel etwa bedurfte ſie zu ihrem Fortbeſtand. Ich will dieſes Faktum weder loben noch tadeln, aber konſtatirt muß das Faktum endlich doch einmal werden. Ferner iſt es faktiſch, daß wegen jener mangelnden viertauſend Thaler, und nur wegen ihrer, ein Inſtitut zertrümmerte, welches beſtimmt zu ſeyn ſchien, in die Reihe der rheiniſchen Kulturanſtalten mit einzurücken.

Die beiden Domino's ſchwiegen. Endlich hob der Blaue, welcher bei ſeinem Freunde eine trübe Stimmung wahrzunehmen glaubte, wieder an, und ſagte: Wirſt Du nicht die Geſchichte dieſes Theaters ſchreiben?

Ich kann kaum ſagen, ich will ſie ſchreiben, ſondern es muß geſchehen, erwiederte der ſchwarze Domino. Ich habe die Pflicht, denn ich allein kann doch nur von dem innern Mechanismus der Anſtalt und ihren Gedanken im Einzelnen Rechenſchaft geben. Nun iſt aber die Aufgabe ſehr ſchwer, und die Löſung will mir noch nicht klar werden. Mein Intereſſe an einer ſolchen Schrift iſt ein rein praktiſches: ſie ſoll dem großen Publiko zeigen, auf welche Weiſe man etwa die Reorganiſation der deutſchen Bühne beginnen könnte. Ich muß aber, will ich gründlich zu Werke gehen, über viele Materien techniſch verhandeln. Das intereſſirt nur den einzelnen Techniker. Das Publikum, fürchte ich, wird ſich dabei langweilen. Es will, wenn es auch nicht auf den Bänken vor den Lampen ſitzt, die Entſcheidung, nicht den Prozeß.

Nun, rief der blaue Domino, bis Dir die paſſende Form einfällt, erfreue Dich unterweilen an der Geſchicklichkeit unſrer Volontaire!

Nein, verſetzte der ſchwarze Domino ganz ernſthaft, an einem ſolchen Geſellſchaftsſcherz kann ich mich nicht nachfreuen. Wenigſtens iſt er in meiner Schätzung ohne allen reellen Werth. Die Mahler ſind ſo gute Leute, ſie ſind mir ſo gefällig und liebevoll, daß es unrecht von mir wäre, wenn ich nicht einmal ihnen wieder einen kleinen Gefallen thäte, wenn ich ihnen ihren Spaß verderben wollte. Nachher mag ich aber nicht mehr davon reden hören, denn alles Dilettanten- und Zwitterweſen, wozu doch ſolche Privatkomödien auch gehören, wird einem gleichgültig, wenn man die Dreißig hinter ſich hat, doppelt gleichgültig, wenn man, wie ich, die Kunſt im ſtrengen Styl und auf ihrem eigentlichen Boden trieb. Erzeige mir alſo die Liebe, und laß uns von einer Sache nun

ſchweigen, über welche genug und vielleicht ſchon mehr als genug geredet worden iſt.

Der blaue Domino ſchüttelte nun abermals, wie im Saal, das Haupt, und ging halb unwillig nach dem Tummelplatze des Feſtes. Unter der Thüre aber wandte er ſich um, und kehrte zu ſeinem Freund zurück, der hinter dem Tiſch ſitzen geblieben war. Zögernd kehrte er zurück, in ſeinem Antlitz kämpfte Verdruß mit wehmüthiger Freundlichkeit. Er ſtellte ſich vor den Freund hin, ſtemmte die Arme in die Seite, und ſagte: Biſt Du nicht ſeltſam? Da drinnen klingen und jubeln die luſtigſten Straußiſchen Walzer, ſchöne Mädchen und hübſche Jünglinge entfalten Putz und Reize, Dir iſt man dankbar für das Vergnügen, welches Du der Geſellſchaft gemacht haſt, und Du ſitzeſt hier und grämelſt.

Man grämelt ja nicht, wenn man über die Dinge, auf welche die Unterredung führt, gerade heraus ſpricht, erwiederte der ſchwarze Domino etwas ungeduldig. Du, mein freundſchaftlicher Kritikus, ſtellſt Dich mit dieſen und andern Worten, welche ich bisweilen von Dir zu hören bekomme, auf die Seite Derer, zu denen Du doch Deinem innerſten Sinne nach nicht gehörſt. Sie nennen mich erbittert und verbiſſen, wenn ich nicht jede Meinung, die der Tag eben aufbringt und ſanktionirt, theile; ſie heißen mich vornehm, weil ich nie habe Clique machen mögen. Das Komiſche bei der Sache iſt, daß mich der hohe Adel, ſo weit er von mir Notiz genommen hat, ſeinerſeits wieder für einen Antiariſtokraten hält. Ja, ich fürchte faſt, für noch etwas Schlimmeres, nämlich für eine ruſtique, wenn nicht gar plebeje Natur.

Ein ſolcher Tanz, fuhr er fort, der die blühenden Geſtalten durch einander wirbelt, hat für mich immer etwas Wehmüthiges gehabt, und es beſchlich mich dann die tragiſche Empfindung, welche den Grundton alles innern Lebens ausklingt. Schon als Knabe mußte ich mich oft halten, daß ich nicht in Thränen ausbrach, wenn die muntern Figürchen ſo hüpften und hüpften, und die Muſik in einförmiger Weiſe immer fort lachte, und der Mond ſo ſeltſam blaß ſich zwiſchen den Spalten der Vorhänge zu der Freude herein ſtahl. Ein ſchönes Mädchen, für die meine kindiſche Empfindung ſchwärmte, hatte mir einſt auf einem Balle faſt immer in den begehrlichen Armen geſchwebt, ich ruhte nicht und ließ nicht ab, bis ſie mir zum nächſten Ball den Tanz verſprach, und dann noch einen, und noch einen, ich weiß nicht wie viele. Sie ſtarb aber in der Woche darauf, von einem jähen Uebel hingerafft. Nun ging ich zwar als echter Knabe auf den nächſten Ball, aber es war mir doch wunderbar und fürchterlich zu Muth, als ich die von der

Digitized by Google

todten Schönen erſchmeichelten Tänze mit den Lebenden tanzte, und es kam mir immer ſo vor, als müſſe ein blaſſer Schatten in die Thüre treten und unwillig den Finger heben. Es iſt ein Symbol in dieſem kindiſchen Vorgange verborgen. Wir ſind dem Dunkeln, dem Tode verſprochen, das Leben reißt uns gleichgültig hin, in deſſen Armen wir gleichwohl den ernſten Partner nicht vergeſſen.

„Aſchermittwochs-Betrachtungen! Es hat noch nicht zwölf geſchlagen."

Maskenfreiheit! — Alle Geſtalten ſind beim Karneval zugelaſſen. Auch der Eremit darf nicht ausgeſchloſſen werden mit ſeiner Wüſtenpredigt. — Indeſſen muß ich Dir entdecken, daß mich noch andere Gedanken heute bewegen, als ſolche Reminiszenzen unreifer Jahre. Es kommt ja wohl, daß man zu Flöten und Geigen mit ernſten Melodien im Kopfe tritt. Dieſe belgiſchen Wirren, die ſo hart an unſrer Gränze toſen, haben mich zu einer Lektüre geführt, die mich in den letzten acht Tagen unausgeſetzt beſchäftigte, wunderbar bewegte.

Ein rother Domino, welcher ſchon ſeit einiger Zeit in der Nähe umhergewandelt war, und hin und wieder dem Geſpräch zugehört hatte, trat jetzt zwiſchen die Redenden, legte dem Schwarzen die Hand auf die Schulter, und rief: Was?...

„Ein garſtig Lied! Pfui, ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied!" —

Mehr eine hiſtoriſche Chorſtrophe! verſetzte der ſchwarze Domino.

2.

Eine hiſtoriſche Chorſtrophe? fragten die beiden Andern. Nun, verſetzte der ſchwarze Domino, wir treiben hier allerhand Mummenſchanz, oder ſehen dem Mummenſchanz zu, und Aller Sinne ſind, wie es ſcheint, in dieſes Larvenſpiel verſenkt und gleichſam trunken davon. Mein Verhängniß aber hat es gewollt, daß ich noch den ganzen Abend über weniger an dieſe Masken habe denken können, als an den Boden, auf dem ſie umherhuſchen, und an die Zeiten, in welchen die Masken meiſt noch nicht geboren waren. Mehr, als die Gegenwart, iſt, wie Ihr wißt, die Vergangenheit meine Göttin. Wer dieſer ernſten Alten treu und feſt in das Antlitz zu blicken wagt, dem zeigt ſie treue und feſte Züge. Die Mienen der jungen, flatterhaften Schönen ſind zweideutig

Digitized by Google

und nicht ſelten verbuhlt. Man kann eine Leidenſchaft für ſie empfinden, aber bedenklich iſt es, ſie zur Freundin zu wählen.

Du biſt demnach heute ein umgekehrter Gracioſo, ſagte der blaue Domino. Sonſt parodirt der Luſtigmacher den Ernſt der Haupt- und Staatsaktion, Du aber willſt die Faſchingstollheit gleichſam in Deinem Ernſte zur Vernunft bringen.

Es muß auch ſolche Käuze geben, verſetzte der ſchwarze Domino.

Aber Ihre Lektüre? fragte der Rothe.

Görres.

Wie? Athanaſius?

Nein. Den habe ich früher geleſen. Er hat mich auch keineswegs bewegt, oder eigentlich nur nachhaltig beſchäftigt. Ein Falſum verdient die Aufmerkſamkeit Deſſen nicht, der nach Unterricht und Belehrung ſtrebt, wenn er liest.

Ein Falſum! rief der blaue Domino. Sollte der Inhalt des Athanaſius ſo hart zu bezeichnen ſeyn?

Ich wüßte mich wenigſtens nicht milder auszudrücken, erwiederte der ſchwarze Domino. Athanaſius beſorgt die Unterdrückung der katholiſchen Kirche am Rhein, und gibt zugleich zu verſtehen, daß das Heil des Geiſtes auf dem Katholizismus beruhe. Nun aber weiß der kluge Mann recht wohl, daß die Regierung keineswegs auf ſo ſtarken tyranniſchen Füßen ſteht, und als Geſchichtskundiger muß er wiſſen, daß unſere große Literatur, Philoſophie, die Richtung der neuern deutſchen Gelehrſamkeit und klaſſiſchen Bildung nur aus dem Schoße der Reformation geboren iſt. Wer ein ſo offenkundiges Faktum unterſchlägt oder bei Seite ſchiebt, begeht ein Falſum.

Ich kann in Dein Verdammungsurtheil über Görres nicht einſtimmen, ſagte der blaue Domino. Ich wüßte Keinen außer ihm in Deutſchland, ja, ich wiederhole es, Keinen, in welchem das parlamentariſche Genie, was bei uns ſelten gedeiht, ſo mächtig wäre. Er iſt gleichſam durchſogen vom politiſchen Elemente, er hat nicht die Zeit ergriffen, ſondern er iſt ſelbſt die perſonifizirte Zeit. Oft hat man neuerdings die Worte: dämoniſch, dämoniſche Natur — gar freigebig verwendet, auf Görres aber paſſen ſie. Er iſt ein Dämon, nicht Gott, nicht Menſch, ſondern mitten inne. Wie die Zeit die geheimnißvollſten und wechſelndſten Akkorde anſchlägt, ſo iſt freilich auch Görres nicht ſelten dunkel und wechſelt die Töne. Aber ihm darum Zweideutigkeit vorzuwerfen, oder ihm Inkonſequenz vorzurücken, wie zu geſchehen pflegt, iſt ungerecht. Solche Windharfen der Geſchichte ſind gewaltige Stimmen des Moments, die Wolke der blitzſchwangern Gegenwart findet in ihrer Rede die heftige

Digitized by Google

und wohlthätige Entladung. Der Athanaſius hat der Regierung mehr geholfen, als alle Schutzſchriften. Die Wetter und Schwaden, welche verſperrt in unterirdiſchen Stollen umherzogen, explodirten in ihm, manche Verdrießlichkeit fand in dieſer harten und herben Allokution ihre Verpuffung.

Verdrießlichkeit! rief der rothe Domino. Ja, da haſt Du ein Wort gebraucht, welches für die Gegenwart paßt. Die Menſchen haben nicht die rechte Kraft, zu haſſen und zu zürnen; ſie ſind verdrießlich. — Aber das verdrießliche Weſen iſt es eben, welches mich von Görres verdrießt. Ich theile ſonſt Deinen Reſpekt vor ihm. Sein Vermögen iſt groß, ſein Eifermuth nachhaltig. Es iſt gar ſchön, wenn ein Land ein Individuum hervorbringt, welches gewiſſermaßen das Land ſelbſt iſt, perſönlich mit Fleiſch und Blut, mit allen Tugenden und Laſtern, mit ſeinen Gedanken und Schrullen. So zwingt mir O'Connell, den Irland bewegt, und der Irland wieder mit dem Winke ſeiner Hand bewegt, Ehrfurcht ab, ſo begeiſtre ich mich an Uhland, von dem ſie in Schwaben ſagen, er habe nie etwas Anderes geredet, als was ihnen gerecht geweſen. Görres war nun das Rheinland, mit ſeiner Berührigkeit und Lebhaftigkeit, mit ſeinem ſchnellen Witz, ſeiner glänzenden Einbildungskraft, mit ſeinem ſchlagenden Verſtand, und — ſeiner Advokatenſuade. Er war der Agitator des Rheins, er hätte der Regierung wie in einer Abbreviatur immer die Phyſiognomie des Landes gezeigt, welches ihr hin und wieder unverſtändlich iſt. Und deßhalb iſt es ein Verluſt, daß er ſeinem heimiſchen Boden entzogen ward. Die repräſentative Regierung bedarf der Oppoſition, die abſolute Monarchie der Fronde, um ein Gegengewicht zu haben und dadurch ſich im Gleichgewicht zu halten. Nun iſt er verdrießlich geworden, und ſeine ſchlechte Laune hat die Früchte getragen, davon die ſpätere immer ſaurer war, als die frühere: Deutſchland und die Revolution, Europa und die Revolution, endlich die chriſtliche Myſtik. In dieſer wird die Verſtimmung poſitiv, und will zu Gunſten des frommen Kinderglaubens eine neue Karfunkelphyſik ſtiften.

Ein ältlicher, heiterer Herr, in papagaigrünem Domino, welcher an einem benachbarten Tiſche Whiſt ſpielte, war im Begriff geweſen, einem Bekannten ſeine Karten zu überlaſſen, und ſich zu den Redenden zu geſellen. Als er aber die letzten Worte hörte, murmelte er halb ſpöttiſch: Nichts als tiefſinnig gelehrte Konverſation! und ſetzte vor der Hand ſein Spiel fort.

Wie groß und tapfer ſteht dagegen der alte, herzhafte Agitator im Rheiniſchen Merkur da, fuhr der rothe Domino fort. Dieſe Blätter, zu

ihrer Zeit von den hungrigen Leſern verſchlungen, welche dem Redakteur den Ehrennamen der fünften alliirten Macht zuwege brachten, gehören zu den wichtigſten Dokumenten unſrer großen Sturm- und Drangperiode. Der Befreiungskrieg war in Sachſen, Böhmen, und Schleſien ein wilder Jüngling geweſen, der heftig ſich getummelt und um ſich gehauen hatte; erſt am Rhein wurde er zum Mann, ſchlug die Augen auf, beſann ſich, und fragte: Was willſt Du? — Schlachten ſind wohl gut, aber der Sieger verlangt doch endlich zu wiſſen, wohin er gelange. Da ſtellte ſich nun der ſchlaue Götterbote auf den Markt zu Koblenz, und wies die Wege und die Stege, maß mit richtig geaichtem Maße die Könige und die Völker, und ſah nach, ob die zirkulirende Münze ihr Schrot und Korn habe, ſetzte den Kurs der vollwichtigen feſt, und märzte die Stücke der Kipper und Wipper aus. Der Rheiniſche Merkur war das Gewiſſen jener Zeit.

Was mir den ſcharfen Warner, den einſchneidenden Strafredner, den unerſchrockenen Propheten von damals beſonders ehrwürdig macht, iſt ſein verſöhnlicher Sinn, ſein konſervativer Charakter inmitten alles Zornigen und Dräuenden, was der gewaltige Mund ausſtrömt, ſagte der blaue Domino. War Etwas Thatſache geworden, ſo redete der Merkur zum Frieden, wie ſehr er ſich auch früher dagegen geſtemmt haben mochte. So z. B. iſt er der entſchiedenſte Widerſacher von Sachſens Zerſtücklung, als denn nun aber das verhängnißvolle Werk geſchehen, da weiß er die edelſten und herzlichſten Worte zur Beſchwichtigung der tiefverwundeten Gemüther zu finden. Weiſe ſind ſeine Betrachtungen über den Aufſtand der ſächſiſchen Garden zu Lüttich, meiſterhaft iſt die Auseinanderſetzung der ſich kreuzenden Prätenſionen in der Wiener Kongreßperiode, welche er verſchiedenen Interlokutoren auf dem Kongreß in den Mund legt. Nur von Etwas iſt er ein unverſöhnlicher Feind, ſelbſt wenn es Thatſache geworden zu ſeyn ſcheint: von der organiſirten Anarchie, einer Erfindung, auf welche die neuern Zeiten ein Patent bekommen haben. — Aber ich ſehe — mit dieſen Worten wandte ſich der blaue Domino gegen den ſchwarzen — Du haſt es gemacht, wie manche Emiſſäre der Propaganda und bösartige Demagogen; ſie verleiten die Völker in den politiſchen Schwindel hinein, und ziehen ſich dann klug zurück. So haſt Du uns vermocht, allerhand Bedenkliches und Verfängliches auszuſprechen, ſelbſt aber ein ſchlaues Schweigen beobachtet.

Nun, verſetzte der ſchwarze Domino lächelnd, Ihr habt mich ja des Sprechens überhoben, indem Ihr laut werden ließet, was ich im Stillen dachte. Eben der Rheiniſche Merkur war es nämlich, der mich

Digitized by Google

in dieſen letzten Tagen ſo gewaltig aufregte. Ich hatte ihn noch nie geleſen, nun erweckten die Zeitverhältniſſe einen Trieb in mir, die verſäumte Bekanntſchaft nachzuholen, und da trafen mich denn die beiden ſtarken Foliobände mit der intenſiven Gewalt eines Kernſchuſſes. Was Wilhelm Meiſter ſagt, als er in Shakespeare zum erſten Male hinein blickte: „Man glaubt vor den aufgeſchlagenen ungeheuren Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens saust, und ſie mit Gewalt hin- und wiederblättert" — etwas Aehnliches erlebte ich, nicht durch ein Gedicht, ſondern durch jene Urkunde der Wirklichkeit: wir haben keinen Shakespeare, und werden ſchwerlich einen bekommen, denn alle Bedingungen zur Erzeugung eines ſolchen Geiſtes fehlen bei uns, aber — und ich bitte Euch, lacht mich nicht aus über Das, was ich jetzt ſage — in anderer Form und Art beweist der deutſche Geiſt von Zeit zu Zeit, daß auch er den geſchickeumfaſſenden Blick ſich erwerben kann, vor dem die Herzen der Gewaltigen und Schwachen ſich aufthun, die Verhängniſſe durchſichtig klar werden, den Blick, der Shakespeare zu Shakespeare machte. Wie traurig nun, wenn ein ſolcher Geiſt von ſich abfällt, und, weil ihm der Stoff, darin er wirken kann, entzogen wird, ſeine Kraft an Erſonnenes, an Launen und Bizarrerien hat verſchwenden müſſen! Des Mannes, von dem wir reden, Unglück iſt, daß ihm das Organ, in dem er ſich als eine Nothwendigkeit fühlte, zerſtört wurde, und von da an ging es mit ihm abwärts. Unſere Pflicht aber iſt es, in ihm, als in einer durchaus geſchichtlichen Natur, der Geſchichte treu zu bleiben, ihn zu verwerfen im Verwerflichen, im Rühmens- und Dankenswerthen aber ihn zu rühmen und ihm zu danken. —

Da die letzten Reden mit ziemlich lauter Stimme geführt wurden, ſo hatte ſich ein Kreis neugieriger Zuhörer gebildet, von denen einige nach und nach Mitredende wurden. Man gab zu, beſtritt, ſchränkte ein, und unter dieſem Hin und Her nahm das Geſpräch einen unperſönlicheren Charakter an. Ja, rief Einer, wenn wir bedenken, wie nahe wir hier dem Geſchrei der Franzoſen nach ihrer ſogenannten natürlichen Rheingränze ſind, wie von der andern Seite her die belgiſch-katholiſchen Sympathien das Land netzartig überziehen, wenn wir uns erinnern, aus wie vielen Dutzenden von geiſtlichen Stiftern, Herzogthümern, Grafſchaften, Herrſchaften und Unterherrſchaften dieſes burgundiſch-fränkiſch-ſaſſiſche Reich vor fünfundzwanzig Jahren zuſammengebacken worden iſt, ſo fühlt man wohl, daß man auf zitterndem Boden, daß man auf einem Erdreich, ähnlich dem alten kaudiſchen Bebelande, ſteht.

Das größte Unglück für den Rhein iſt, daß zwei hiſtoriſche Anläſſe, ein großes, ſelbſtſtändiges Reich zwiſchen Maas und Weſer zu gründen, widrig für eine ſolche Pflanzung ausſchlugen. Bei dem einen hätte man nicht ſollen auf den lutheriſchen Lehrbegriff hinhören, bei dem andern wäre das ſechste Gebot der Staatsraiſon unterzuordnen geweſen.

Welche Anläſſe meinen Sie? fragten Mehrere.

O, verſetzte der Gefragte, der erſte war, als Gebhard Truchſeß von Waldburg, Kurfürſt von Köln und Herzog von Weſtphalen, Ausgangs des ſechzehnten Jahrhunderts, ſeiner romantiſchen Neigung für die ſchöne Konventualin von Gerresheim, Agnes von Mansfeld, folgte. Er heirathete ſie, kündigte der Kurie den Gehorſam auf, und wollte Kurfürſtenthum ſammt Herzogthum ſäkulariſiren. Es hätte einen tüchtigen Länderkern gegeben, der mit der Zeit ſich ſchon arrondirt haben würde, denn die Reformation hatte von der Pfalz und von Holland her weit um ſich gegriffen. Die proteſtantiſchen Stände des Reichs hätten alle Kraft aufbieten ſollen, dem natürlichen Bundesgenoſſen zu helfen, aber es geſchah nicht, denn der verliebte Truchſeß war leider gut kalviniſch, und die Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg, Pfalz, ſtocklutheriſch. Rom aber war Rom, d. h. feſt und ſchlau, der Kaiſer auch klüger, als die Fürſten. Was half's, daß der überkühne Schenk, deſſen Namen noch die Schenkenſchanze zwiſchen Kleve und Nimwegen bewahrt, ſich für den abtrünnigen Prieſter herumkatzbalgte? Er wurde beſiegt, niedergeſtochen, der Truchſeß aber entfloh mit ſeiner Agnes gen Straßburg, und in Köln und Weſtphalen blieb der Krummſtab ſtehen. Unter dem läßt ſich zwar nach altem Spruch gut wohnen, Patriotismus aber, militäriſche Kraft, hiſtoriſcher Stolz im größern Maßſtabe, über den Pfahl und das Weichbild der Stadt hinaus, kurz Alles, was das politiſche Leben eines Landes zeugt und nährt, kann nimmer darunter gedeihen.

Und der zweite Anlaß?

War, als wenige Zeit ſpäter Jakobe von Baden vom guten, albernen Herzog Johann Wilhelm keine Kinder bekommen konnte. Die Tugend dieſer etwas ausgelaſſenen Dame würde wohl kein Hinderniß eines gewiſſen Kunſtſtücks geweſen ſeyn, wenn anders nur die Hälfte der im Prozeſſe ihr gemachten Beſchuldigungen wahr iſt. Der Erbe wäre da geweſen, Johann Wilhelm hätte an ihn geglaubt, und die ſchöne Gebietsmaſſe, die von der Maas bis an die Ruhr reichte, wäre zuſammengeblieben. Man hat ſich anderer Orten, wo Noth an Mann war, zu helfen gewußt, aber dann müſſen ſich freilich die Intereſſenten verſtehen. Hier zogen die häkelichten Stände von Jülich, Kleve, Berg, die vermuthlich in der allgemeinen Zerrüttung auch nebenbei im Trüben

Digitized by Google

ſiſchen wollten, benebſt der klugen, böſen Schwägerin Sibylle es vor, Jakoben zu verderben. Peinlich auf Ehebruch wurde ſie angeklagt, Johann Wilhelmen ließen ſie durch einen ſonderlichen Meiſter aus Holland, wie Beer von Lahr in ſeiner Chronik ſchreibt, Etwas gegen des Herrn Phantaſien und Schwachheiten eingeben, und Gott war demnächſt ſo gefällig, die Markgräfin plötzlich in der Nacht vom 3. Sept. 1597 aus dieſem Jammerthal abzurufen, wie derſelbe Lahr berichtet. Deſſen Chronik muß man leſen, um eine Anſchauung von dem Zuſtand eines deutſchen Landes zu gewinnen, in welchem Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner ſey. Die Ritterſchaft intriguirt, Sibylle intriguirt, die Prätendenten Brandenburg und Neuburg halten die Hand im Spiel, der Kaiſer ſchickt Kommiſſarien zur Schlichtung des Handels, die aber kein Ende finden können, wahrſcheinlich geheimer Inſtruktionen wegen, um durch Hinzögern einen Sequeſter herbeizuführen, der regierende Herr medizinirt gegen Zauberei, die Gemahlin ſitzt im Kerker. Das tollſte Durcheinander kleiner Menſchen, unterirdiſcher Schliche und Wege! Eine wunderliche Volksſage hat ſich in Düſſeldorf erhalten, daß die Angeklagte nicht, wie man natürlich vermuthet, durch ihre Widerſacher bei Seite geſchafft worden ſey, ſondern daß die Anverwandten, erzürnt und bekümmert über den Skandal, der ihr Haus traf, demſelben heimlich ein Ziel zu ſetzen gewußt haben. — Nun, dem ſey wie ihm wolle, die Gelegenheit war verpaßt, man läßt nachmals zwar Johann Wilhelmen die lothringiſche Prinzeſſin heirathen, aber auch dieſer Bund bleibt ungeſegnet, und nach dem Tode des letzten Fürſten zerſchlagen die Prätendenten das Land im Jülichiſchen Erbfolgekrieg. Brandenburg bekommt zu wenig, um recht Fuß am Rhein faſſen zu können; Pfalz, Köln, Trier, Mainz ſind in den nachherigen Kriegen franzöſiſch, öſterreichiſch, wie es fällt, nie aber ſelbſtſtändig, und ſo treibt ſich Alles hier in Ohnmacht und Zerſplitterung bis zu den letzten großen Welthändeln hinab.

Man hat immer, beſonders in den erſten Friedensjahren, von der undeutſchen, ja franzöſiſch gebliebenen Geſinnung der Rheinländer geredet; ſo nahm der rothe Domino wieder das Wort. Bedenke man jedoch! Woher ſollte eine vaterländiſche Geſinnung kommen? Dieſe ſegentriefenden Gauen trugen die Kornähre und die Rebe; aber es mähte und herbſtete in ihnen ein ohne ſeine Schuld abgeſtumpftes Geſchlecht. In den geiſtlichen Kurfürſtenthümern ein gewiſſer Seelenſchlaf, hie und da die Ueppigkeit, welche der Mitra auch die letzte Bedeutung nahm, in den weltlichen Herrſchaften der langweiligſte Schlendrian. Dazu faſt überall das Gemenge von Nepotismus, Nebenrückſichten, Fraubaſerei, was wir hier mit einem Provinzialismus „Klüngel“ nennen.

Digitized by Google

die Aemter nicht ſelten käuflich. Und mit dieſer nullen oder verdorbenen Atmoſphäre die Länder ſeit dem ſpaniſchen Sukzeſſionskriege immerdar das Kriegstheater ohne eignen Helden! Wahrlich, ich wüßte nicht, wie da ein anderer, als ein gleichgültiger Sinn entſtehen konnte, und wenn dieſer auch bei Vielen ein enger und kleinlicher wurde, ſo dürfen wir deßhalb immer noch nicht die menſchliche Natur anklagen. Nun kam die Revolution, wie ein Gewitter, über die Lande. Sie zerſchlug Vieles, ſie hatte in den meiſten Beziehungen das Anſehen einer wüthenden, herzloſen Naturgewalt, aber — ſie befreite die Scholle, und gab die Frucht in die Hände Derer, welche die Frucht gebaut hatten. Was aber mehr: ihre Elektrizität weckte eine elektriſche Spannung auf in den Geiſtern der Menſchen, zum erſten Mal nach Jahrhunderten; die Spannung, in welcher Gedanken und Charaktere reifen. Trotz allen Druckes, trotz aller tiefſchmerzenden Verletzungen lernten doch die Rheinländer ſich zuerſt wieder in dem franzöſiſchen Weſen fühlen, denn eine Nation, welche den Begriff verſtand, begrüßte ſie als Nation. Napoleon war das Glück, die Macht, der Sieg der Revolution, er half den Anfang einer politiſchen Stimmung hier vollenden. Was Wunder, daß ſie ihren Urſprung nicht ſo leicht vergeſſen konnte? Napoleon haßte dieſe Länder nicht; als ein unblutiges Erbe waren ſie ihm ſchon zugefallen. Er ſchonte ſie, ſo viel er konnte, er half ihnen ſelbſt hie und da, er ſchmeichelte der Eitelkeit mehr, als er ſchonen und helfen konnte. — Wenn man dieſe vergangenen Dinge ſo mit einem ruhigen Blick betrachtet, ſo muß man ſich vielmehr des Unzerſtörlichen im deutſchen Weſen innig erfreuen, welches dennoch viele Herzen, als die große Wandelung eintrat, der vaterländiſchen Sache ſympathetiſch entgegenbewegte. Freudig wurden die ſiegreichen Schaaren empfangen, die Wunden und Kranken fanden Pflege von den Händen der Barmherzigkeit, das begeiſtert-haſſende Wort des Merkur war Tauſenden aus der Seele geſprochen; endlich fochten Rheinländer nicht ohne Ehre in den niederländiſchen Schlachten.

Andere riſſen aber auch tüchtig aus, ſiehe die ſogenannte Feuer- und Pfuhlproklamation! murmelte der papagaigrüne Domino halblaut. Er hörte trotz ſeines Robbers aufmerkſam dem Geſpräche zu.

Du regſt mir da Gedanken an, die ich noch nie in ſolcher Klarheit gedacht habe! rief der blaue Domino. Die Rheinlande, franzöſirt, waren, als das Intereſſe an der vaterländiſchen Sache die Gemüther auch in ihnen bewegte, wie ein Seefahrer, der mit einem Schiffe Gewinn machen will, ſcheitert, gerettet wird, und im Bergehafen hört, er habe in der Lotterie gewonnen. Sie waren mit Napoleon in ſein

Digitized by Google

Glücksſchiff geſtiegen, hofften von der Fahrt guten Vortheil, das Schiff brach, und gerettet hörten ſie, ſie ſeyen Deutſche und frei. Nicht in Schweiß und Blut, nicht aus dem Zuſtand der äußerſten Verarmung, Schmach, und Erniedrigung heraus hatten ſie das Gefühl, welches nun auflebte, ſich geboren, kein Schmerzenskind aus furchtbaren Geburtswehen war es ihnen, wie Millionen ihrer öſtlichen und nördlichen Brüder. Es kam ihnen wie ein Glück, wie ein glänzendes, wie ein ohne ſonderliche Mühe aufgeſchürfter Schatz zu. Wie es nun aber immer zu geſchehen pflegt, wenn der Menſch an ein großes, praktiſches Gut nicht die arbeitsvollſte Praxis ſetzt, ſo geſchah es auch hier. Man empfindet dann mehr ein äſthetiſches Vergnügen an dem Errungenen, als daß man ſich mit demſelben ſogleich in ein eigentlich tiefes Verhältniß, welches immer eine ſtille Beſcheidenheit hat, zu ſetzen wüßte. Die Rheinlande empfanden an der Befreiung Deutſchlands und an ihrer Dividende in dieſer Ausbeute mehr ein äſthetiſches Intereſſe und Vergnügen. —

Dieſe Aeußerung fand großen Widerſpruch, und man erinnerte in den verſchiedenſten Ausdrucksweiſen an die unzähligen Mühſale, Beſchwerden, und Kriegslaſten, welche auch der Rhein getragen habe. Als der Sturm ſich etwas gelegt hatte, fuhr der blaue Domino fort:

Bedenkt doch, Freunde, daß wir in unſern Geſprächen, wenn ſie ſich nicht in ein endloſes Detail zerſplittern ſollen, nur die allergemeinſten Umriſſe zeichnen dürfen. Es handelt ſich bei Dem, was ich ſagte, nur von einem großen Mehr und Minder. Der Rhein ward belaſtet, gedrückt, gezinſet um der gemeinen Sache wegen, ja! aber die geöffneten Adern ſeiner Söhne hatten ſeine Wellen nicht roth gefärbt, die Triften, welche er beſpült, waren von Roß und Menſch nicht zerſtampft worden, die Ehre vor der Welt hatte ihm der Eroberer gelaſſen. Fragt nur die Elbe, die Oder, die Weichſel, ob ſie Euch dieſelbe Geſchichte erzählen können? Ich wiederhole alſo, man empfand die Wiedergeburt der deutſchen Dinge in hieſigen Landen mehr wie ein Schönes in einer äſthetiſchen Stimmung, und übrigens mag Euch der Ausdruck ſo viel gelten, als er werth iſt. Gewiß aber iſt es, daß aus dieſem Verhältniſſe die wichtigſten Konſequenzen entſprangen. Denn während man öſtlich ſchon zufrieden war, nur dem grimmigſten Elend entgangen zu ſeyn, und während dort die Bewegung der Zeit vor der Hand lediglich in der Jugend und bei den Intellektuellen rumorte, die Praktiker aber, den Bürger und Bauer wenig ergriff, hatte ein Verlangen, den neuen Zuſtand vom Schönen in das Schönſte zu ſteigern, am Rhein mächtig alle Stände durchdrungen. Die verſchiedenſten Anſprüche wollten ſich

geltend machen. Die Städte petitionirten im Sinne des Bürgerthums; dagegen rührte ſich der alte Adel in der Denkſchrift, die er 1818 dem Staatskanzler übergab. Er führt darin aus, ein Vertrag habe beſtanden zwiſchen den Provinzen und dem Landesherrn, der Vertrag ſey durch die Revolution wohl bei Seite geſchoben, aber nicht zerſtört. Dieſe Dinge fanden nun wieder die heftigſte Entgegnung vom Bürgerthum aus, welches ſonderbarer Weiſe die Nützlichkeit jenes Anführens, auch für ſich, nicht begriff, ſondern nur ſeinem Adelshaß folgte. Man ging ſo weit, den Bittſtellern zu ſagen, daß, wenn ſie in den Uniformen, die ſie noch vor wenigen Jahren getragen, erſchienen wären, der Kanzler ſie leicht für eine Deputation von St. Helena hätte halten können. So ſteigerte ſich das Fordern, das Hetzen und Verhetzen bis zur Koblenzer Adreſſe, in der nun Alles vertragen ward, was man wollte, meinte, wähnte. Sie iſt das merkwürdigſte Symptom des damaligen rheiniſchen Geiſtes. So lange man noch um Erhaltung der Geſchwornengerichte, um Entfernung aller Feudalität, um Entfeßlung des Handels, und um andere Güter, die man theils hatte, theils mit geſunden Augen nahebei ſehen konnte, bat, kann man ſagen: die Bittenden hielten ſich in den Schranken, die ihnen gegebene Umſtände ſetzten. Aber jene Adreſſe fordert eine Verfaſſung, und zwar nicht in Ständen für die Provinz, ſondern für das Reich, ja, nicht für das Reich allein, ſondern ſie erheiſcht ſogar die Interzeſſion des Königs für dieſe Sache zu Gunſten von ganz Deutſchland bei dem Bundestage. Der kundigſte Interpret jener politiſchen Handlung ſagt an einem andern Orte: es ſey wohl ſchicklich geweſen, für das Geſchenk, welches die öſtlichen Stammverwandten dem Weſten mit der Befreiung vom franzöſiſchen Joche gemacht hätten, ihnen ein Gegengeſchenk vorzubereiten: die bürgerliche Emanzipation. Als wenn dergleichen ſich ſchenken ließe! Als wenn Verfaſſungen, nämlich die ächten, lebendigen, lebensfähigen, nicht immer die Früchte großer Kriſen im Hauptorganismus des Staats wären! Die große Kriſe in Preußen war nun, daß, weil Friedrichs herbe Kraft, ſein genialer Verſtand, und ſein gewaltiges Bewußtſeyn ſich, ſo weit dieſe Tugenden Eigenthum einer Maſſe werden können, dem Volke infiltrirt hatten, das Volk fähig und tüchtig geworden war, den Staat zu retten. Populariſirter Fridericianismus war das neuſte Entwicklungsſtadium des Staats. Naturgemäß hätte daher die Frage der Zeit nur von den ältern Söhnen des Hauſes angeregt werden können, die allein jenes Stadium ganz durchmeſſen hatten. Sie thaten es aber nicht, gewiß zum Theil aus frommer Scheu vor der ungeheuren Schwierigkeit und Verwickeltheit der Frage, auf welche auch der Staatskanzler in der

Antwort auf die Adreſſe, leiſe und ſchonend, wie ſeine Art war, hindeutete. Daß die jüngſten Kinder ſich deſſen unterwanden, zeigte, daß ſie die Geſtalt der Dinge, wie ſie geworden, leicht, und zum dritten Mal ſey es geſagt, äſthetiſch nahmen.

Klage nicht an, ſagte der ſchwarze Domino. Laß die Eris ruhn, wecke ſie am wenigſten über Vergangenheiten gewiſſer Art.

Meine Rede ſoll ihre Schlangen nicht rühren, verſetzte der Blaue. Ich klage nicht an. Ich finde gerade in dem Leichten, Wagenden, Uebermüthigen jener Adreſſe einen Sinn, der rein iſt von den ſchweren Erinnerungen des Staats, in dieſer Unſchuld aber ahne ich die glücklichſte Zuthat zu deſſen Geſammtleben. Die Rheinlande ſind das heitere Blut, die Phantaſie, der fröhliche Sinn Preußens. Ein rühriges, anſtelliges, gewitzigtes Volk bewohnt ſie. Auch Gemüth hat es, Talent zur Liebe, Anlage zur Treue. Aller patriarchaliſchen und nebenbei vigilanten Behandlung iſt es freilich von Grund der Seele abhold, aber es vermag der verſtändige Freund des aufrichtig Meinenden zu ſeyn. Wollt Ihr es bevormunden, ſo wird es ſich bald ſeinen eigenen Familienrath ernennen. Befehlt ihm kurz und ohne Umſchweif, wo Euch Gott das Recht zum Befehl anvertraute; es wird gehorchen, die gute Gabe, die Ihr ohne hinterhaltige Gedanken ihm bietet, wird es mit Dank annehmen. Das germaniſche „Auf ſeine eigene Hand ſeyn" iſt höchſt rege in dieſem Volke. Die Städte ſind eiferſüchtig aufeinander. Stiften ſie in Düſſeldorf einen Kunſtverein, Köln wird bald auch einen haben wollen. Will dieſe Stadt ein Zentralfeſt feiern, gleich treten andere mit Spezialfeſten hervor. Es iſt eben deutſches Leben, pulſirend, quellend, an hundert Orten hervorbrechend. Von dem ſtrömt nun eine Ader über in die uniformere öſtliche Hälfte, anfriſchend, auflockernd, vom Oſten aber hält der knappere, gemeſſenere Geiſt die hieſige Ungebundenheit zuſammen, ſie vor der Zerſplitterung bewahrend. Und ſo trägt Eines das Andere, ergänzt und ründet einander; die luſtige Fülle den ſchmaleren Ernſt, der bewußte Ernſt die überwuchernde Fülle.

Auf dieſem Punkt ſehe ich Dich gerne angelangt, ſagte der ſchwarze Domino. Laßt uns als Deutſche in deutſchen Sachen immer das Poſitive erblicken, und an der Hoffnung feſthalten! Scheuen wir uns nicht, wie Männer in jede Verderbniß einzuſchauen, aber kein Schwindel ergreife uns, und vom Abgrund her leuchte uns noch ein Licht, hell, wie Odin's Auge im Brunnen Mimer's! — Die Vereinigung dieſer weiten Lande mit Preußen iſt das größte und glücklichſte Ereigniß, welches ſich ſeit Jahrhunderten in der deutſchen Geſchichte zutrug, denn dadurch wurde, wie ſehr Das auch die Oberflächlichkeit läugnen mag, eine mächtige

Digitized by Google

hiſtoriſche Wahlverwandtſchaft geſtiftet, die nur fruchtbar ſeyn kann. Welche Früchte ſie trägt und tragen wird, das iſt freilich ein Staatsgeheimniß, und ein wahres, denn kein Staatsweiſer kann es ausſprechen.

Hier legte der papagaigrüne Domino ſeine Karten nieder, ja man kann ſagen, er warf ſie hin. Schnell ſich erhebend trat er zu den Sprechenden, geſtikulirte mit den Händen, ſah roth aus, und rief: Habt Ihr Euch nun ſatt geſprochen von Tendenzen, Anläſſen, äſthetiſchem Intereſſe, Ideen, Perſonifikationen, Wahlverwandtſchaften, Mimer's Brunnen, und ſonſtigem erhabenen und ſpitzfindigen Rokoko? Mich wundert nur, daß heutzutage noch irgend ein Tiſch auf ſeinen Füßen ſteht, und nicht alle Wände einſtürzen, ſo wird Alles durchſubtiliſirt und abbegriffelt! Kinder, man merkt es Euch doch an, daß Ihr insgeſammt keine Praktiker ſeyd, und Nichts erfahren habt. Wer ſo bei Allem geweſen iſt, wie ich, der ſieht in der Vergangenheit Nichts, als —

....Konfuſion, fiel Einer ein.

Dem iſt die Geſchichte Nichts als eine große —

....Konfuſion, ſagte ein Anderer.

Der hält die Welt für Das, was ſie iſt, nämlich für —

....Konfuſion, rief ein Dritter.

Alle lachten. — Der Papagaigrüne lachte mit. Und iſt es denn nicht wahr, ſagte er, daß von Anbeginn der Welt noch Niemand gewußt hat, was er wollte? Kein Held kam an ſein Ziel, ſondern unter den Füßen verlor ſich ihm der Weg. Alexander der Große lief durch Aſien nach Indien, nur weil er gar nicht wußte, wohin er noch laufen ſollte, nachdem er einmal ſo heftig von Mazedonien ausgelaufen war. Und ſo kann man dieſen Satz verfolgen durch jedes —

....hiſtoriſche Ereigniß hindurch, fiel ihm der ſchwarze Domino in die Rede. Eure koloſſalen Geſchichtsanſichten ſind bekannt, alter Herr, ſie ſind aber zu trübe für dieſen heitern Abend. Erzählt uns lieber Etwas von Spezialhiſtorien, die Ihr ſo gründlich inne habt, erzählt von der rheiniſchen Konfuſion, wie Ihr gern mögt. Denn wir wiſſen es, Ihr habt die Hände in Allem gehabt. Ihr waret naſſauiſcher Akzeſſiſt, kurkölniſcher Vogt, kurtrierſcher Rath, franzöſiſcher Souspräfekt. Eure Augen haben in alle Winkel geblickt.

Ja, das haben ſie, verſetzte der papagaigrüne Domino mit Selbſtbewußtſeyn. Ich habe alle die großen Herren, und Staatsmänner, und Generale geſehen, und Viele haben mit mir geſprochen, und bedeutend war der Inhalt unſerer Unterredungen, und ich weiß ungefähr Beſcheid. Eine elektriſche Spannung ſoll die Revolution gegeben haben? Ei, Gott bewahre! Die Franzoſen kamen hereinmarſchirt, und wollten

Digitized by Google

Geld haben, und Menſchen, und Pferde, und was Amtskellner geheißen, hieß nun Receveur, und die Leute ſollten franzöſiſch können, verthaten ſich aber noch zuweilen. Napoleon ließ ſich einmal zwei Maires vorſtellen, davon ſagte der eine zum Kaiſer: **Je suis la mère. Et vous?** fragte Napoleon den andern. **Je suis le faiseur des filles,** antwortete Dieſer, denn er wollte ſagen, er ſey ein Zwirnfabrikant. **Eh bien, allez coucher ensemble,** erwiederte der Kaiſer, und lachte. — Schlechte Advokaten hießen deutſche Prokuratoren, und zwiſchen all' dem Weſen verſteckten die Geiſtlichen und Stifter ihre Ländereien und Kapitalien unter Scheingeſchäften, damit der Präfekt ſie nicht auswittere und in den großen Schlund der Staatskaſſe werfe. Seht, das war das Ganze. — Intereſſe an der deutſchen Sache, äſthetiſches Intereſſe? Wir hörten eines Tages, die Franzoſen ſeyen in Rußland erfroren, und da rottete ſich ein Haufen Konſkribirter zuſammen, die nicht dienen wollten, und zogen mit einer Fahne, und Stecken, und Miſtgabeln durch die Berge und Wälder; das waren die ſogenannten Knüppelruſſen. Weiber und Geſindel ſchlug ſich dazu mit großen Schnappſäcken, in die ſie die Beute, auf die es abgeſehen war, einthun wollten, auf dem Markte von Elberfeld aber wurde der ganze Haufe entwaffnet, und Mehrere wurden erſchoſſen, die dazu gekommen waren, ſie wußten ſelbſt nicht wie. Dann rückten die Alliirten ein, die wollten wieder Nichts, als Menſchen, und Pferde, und Geld. Die Prokonſuln kamen, die Gouverneure und Generalgouverneure; Oeſterreich, Bayern, Preußen, und Rußland regierte, und wir waren proviſoriſch. Wenn Einer den Andern damals fragte: Wie geht's Dir? und der Andere wollte ſagen: Schlecht, ſo antwortete er: Proviſoriſch. Denkt Ihr, daß in ſolchen tumultuariſchen Zeiten ſich die ordentlichen Leute zu den Gewalthabern finden? Gott bewahre! Die ſitzen ſtill und verdrießlich zu Hauſe. Die Glücksjäger, die Plusmacher, die Schwadroneure kommen herangeſummt, und erzählen Denen am Ruder ſüße mileſiſche Mährchen. So war es auch hier. Einige von den ſogenannten Gutgeſinnten trugen ſich halb militäriſch, die nannte das Volk mit einem Spitznamen die Zivilkoſaken. Die Dichter kamen an. Arndt ſaß in Köln, und ſang: Was iſt des Deutſchen Vaterland? Schenkendorf auf der Frankenburg bei Aachen quängelte vom deutſchen Kaiſer und vom lieben heiligen römiſchen Reich, welches uns ein ſo erbärmlicher Schutz und Schirm geweſen war. Daneben horchten Freunde und Vettern auf die Erzählungen der von Moskau Zurückgekehrten, und wie brav ſich die Armee in dem entſetzlichſten Unglück geſchlagen. Der Zuruf des Königs klang gnädig, ein General aber erließ von Wiesbaden die Feuer- und Pfuhlproklamation, wie ſie

genannt wurde, die mit den Worten anfing: Die bergiſche Infanterie führt ſich ſchändlich auf. — Von den Prokonſuln war der eine ſo, der andere ſo. Sack in Aachen, ein kreuzbraver Mann, rechnete und ſparte, und machte ſich aus blühenden Phraſen Nichts; über den klagten die Soldaten. Juſtus Gruner in Koblenz hielt uns eine Rede nach der andern, ſagte, die Schmach der Erniedrigung ſey nun vorbei, und wir ſeyen nun wieder glorreiche Deutſche, die franzöſiſchen Abgaben aber müßten wir fortbezahlen, und einige neue deutſche dazu mache der Drang der Zeitumſtände nothwendig. Das wollte nun wieder den Bürgern nicht in den Kopf. Keiner wußte, wie ihm war, und aus einem Munde ging kalt und warm, Ja und Nein. So war's, und das war das Ganze. Hernach könnt ihr jungen Leute wohl in einen ſolchen kunterbunten Zuſtand die Einheit hineinphantaſiren, wer aber mit dabei war, ſagt: Es war nichts als Miſchmaſch und —

Konfuſion! riefen alle Zuhörer. — Ihr habt, alter Herr, die vollkommenſte Darſtellung geliefert, ſagte der ſchwarze Domino, denn das Mittel, deſſen Ihr Euch bedientet, iſt genau ſo, wie der Gegenſtand, den Ihr ſchildern wolltet. — Ach, geht mir, verſetzte der Papagaigrüne etwas empfindlich, Ihr ſeyd Alle neologiſches Volk, und verſteht von der Wirklichkeit Nichts. — Er begab ſich wieder zu ſeinem Spieltiſche.

In ſeinen Reden, wie übertrieben und karrikirt ſie ſind, iſt doch ein Zug der Wahrheit, fuhr der ſchwarze Domino fort. Er hat das Chaos der widerſtreitenden Gedanken und Empfindungen, welches quirlte und brodelte, als die älteſten deutſchen Länder wieder deutſch wurden, anſchaulich gemacht, wenn gleich, wie es unſerem Konfuſionspropheten zu begegnen pflegt, einige Anachronismen mit untergelaufen ſind. Denn Arndt hat freilich: Was iſt des Deutſchen Vaterland? nicht in Köln geſungen. — Als ich vor dreizehn Jahren an den Rhein kam, hatte ſich Alles abgedämpft, und die neue Vegetation fing an, die alten Riſſe und Narben zu begrünen. Zwei Dinge regten damals noch das politiſche Blut der Rheinländer. Das erſte war das franzöſiſche Recht mit dem öffentlichen Verfahren. Die Erhaltung dieſes Beſitzes war der eigentlich populäre Wunſch und iſt es geblieben. Das zweite waren die Verſuche der Oligarchie, ſich als Kaſte für ſich, geſondert vom Volke, aufzuſtellen.

Was verſtehen Sie denn darunter? fragte eine junge Charaktermaske von vornehmer Haltung, die ſich eben dem Kreiſe der Sprechenden genähert hatte, etwas ſpitz.

Ich verſtehe darunter den Komplex der Stimmungen, Anſichten, und Sehnſuchten in den rheiniſchen Fürſten, Grafen, und Herrn, welche

Digitized by Google

zuletzt ihre Erfüllung im Autonomieſtatut erhalten haben, antwortete der ſchwarze Domino.

Wenn Sie davon reden, ſo weiß ich den Ausdruck Oligarchie nicht zu rechtfertigen, ſagte die Charaktermaske. Darin liegt gar nichts Politiſches. Es iſt eine reine Privatſache, wie wir unter einander erben wollen.

Das Erbrecht gehört an und für ſich ſchon halb zum öffentlichen Rechte, verſetzte der ſchwarze Domino. Seine Satzungen helfen die materielle Phyſiognomie der Familie beſtimmen, ſo weit erſtere von der Privatwillkühr unabhängig iſt. Daß ich weiß: mein Vater kann mich nicht enterben, wenn ich kein Verbrechen begehe — das wendet mein Antlitz von dem gnädigen oder zornigen Blicke ſeiner Augen gegen das Unwandelbare der Geſetze, die mich ſchirmen — macht mich zugleich frei und unwandelbar. Aus dem Unwandelbaren der Familie ſetzt ſich aber das Unwandelbare des Staats zuſammen, wenigſtens des germaniſchen. So ſteht die Sache, ſelbſt wenn man an dem Buchſtaben Ihres Statuts haftet, der freilich von politiſchen Tendenzen ſchweigt. Blicken wir aber tiefer ein! Die Häupter Ihrer Familien ſollen das unbegränzte Recht haben, ihr Gut zu hinterlaſſen, welchem unter ihren Kindern ſie wollen, ſey es das älteſte oder das jüngſte, ſey es Sohn oder Tochter. Die Gerichte des Staats dürfen von den Benachtheiligten nicht angerufen werden, ſondern ein Ausſchuß, der abermals aus Ihren Familienhäuptern hervorgeht, ſoll in allen Fällen richten und entſcheiden. Dies ſind die Ritterräthe der rheiniſchen ritterbürtigen Ritterſchaft.

Das ſollte man den Schauſpielern, die das R nicht ausſprechen können, zur Uebung des Organs aufgeben, murmelte der Papagaigrüne an ſeinem Spieltiſch.

Nun, und? ſagte die Charaktermaske.

Ich weiß nicht, wie ein kompakterer Kern gefunden werden möchte zur Bildung einer politiſchen Ariſtokratie. Die Söhne und Töchter, unbeſchützt durch irgend eine Inſtitution, — denn daß der Ausſchuß immer im Sinne der Familienhäupter urtheilen wird, leuchtet ein — müſſen ſich in einer völligen Abhängigkeit von den Häuptern fühlen, da denn doch der Trieb, zu beſitzen, zu den mächtigſten im Menſchen gehört. Die Stifter haben ihre Abſicht klar ausgeſprochen. Sie wollen den Flor ihrer Familien für alle Zeit ſichern. Ein reicher Adel aber ſtrebt nach Macht, denn wonach ſollte er ſonſt noch ſtreben? Nehmen Sie dazu, daß durch eine Stiftung für die Töchter geſorgt werden ſoll, daß man damit umgeht, für die Söhne eine Ritterakademie zu gründen. Hiedurch iſt für die Abſonderung des heranwachſenden Geſchlechts von

Digitized by Google

Allem, was nicht zur Kaſte gehört, und für ſeine Hineinbildung in den ſtatutariſchen Standes- und Korporationsgeiſt in der That trefflich geſorgt.

„Tendenzen laſſen ſich freilich leicht inſinuiren.“

Ich inſinuire nicht, ich ſage, was vor Aller Augen liegt. Sie haben ſich vor den Augen aller Welt manifeſtirt; Sie müſſen doch auch mithin geſtatten, daß alle Welt darüber rede. Nicht einmal glaube ich, daß den Stiftern die Abſicht klar vorgeſchwebt hat, etwas Aehnliches zu werden, wie die hohe Ariſtokratie Englands, oder die Magnaten Ungarns. Aber was kommen muß, wenn die Dinge ihre Entwicklung finden, das wird auch kommen. Uebrigens würden Sie mich mit Unrecht für Ihren Gegner halten. Sie berufen ſich auf alte Befugniſſe in Ihren Familien, die das Statut nur erneuert habe; wir Andern kennen ſie nicht, aber es kann ja dennoch exiſtiren, was wir Andern nicht kennen. Man befürchtet Erbſchleicherei und jede Art der Willkühr in ſo ſchrankenloſen Verhältniſſen; dieſe Beſorgniß theile ich nicht. Die patriarchaliſche Gewalt der Häupter wird es ihrem Intereſſe gemäß finden, möglichſt unbeſcholten zu bleiben, mit einer gewiſſen Billigkeit zu walten. Man hat ſich ſtark darüber formaliſirt, daß Sie in einer ſchwungvoll abgefaßten Vorrede Frömmigkeit, Rechtſchaffenheit, Treue von Ihren Nachkommen fordern. Ich finde es dagegen unwürdig, Ehrenmännern Heuchelei und Affektation unterzulegen, ich bin überzeugt von dem Ernſte und der Aufrichtigkeit jener vielfach beſpotteten Vorrede, und nun frage ich: Was kann beſcheidener ſeyn, als Tugenden einzuſchärfen, die ſich von ſelbſt verſtehen? — Das Korporative iſt mir der Lebenstrieb der neuen Zeit. Soll der Adel nicht auch das Recht haben, ſich korporativ zu regeneriren? Welcher gemeinſame Gedanke ſoll nun aber die neue Korporation zuſammenhalten? Der Himmel iſt der gemeinſame Gedanke des Klerus; Bildung, Kunſt, Poeſie, Wiſſen ſind die Domäne der Intellektuellen; Handel und Gewerbe das Verbindende unter den Bürgern; die Scholle iſt D a s, was den Bauer trägt. Von Neuem iſt die Welt weggegeben — was bleibt für den Adel, wenn er ſich nicht verlieren ſoll unter den Klerus, unter die Intellektuellen, unter Bürger und Bauern? Nichts, als das Stammes- und Blutsgefühl, der Glaube, von Natur anders zu ſeyn, als alle andern Menſchen, und deßhalb auch befreit ſeyn zu müſſen von den Regeln, welche die Andern binden. Dieſe Rede klingt hart, können Sie dieſelbe aber Lügen ſchelten? Hier iſt nun auf die klügſte Weiſe angefangen worden, das Blutsgefühl zu verkörpern. Der rheiniſche Adel ſpricht durch das Statut keine Vorrechte nach außen an, die nur tauſendfachen und

Digitized by Google

wahrſcheinlich zur Zeit noch ſiegreichen Widerſtand finden würden. Was thut er? Er faßt ſich zuvörderſt in ſich zuſammen, und baut ſich auf binnen ſeiner Hecken und Pfähle. Man konnte nicht richtiger verfahren. Ich bin Ihr Gegner nicht, nur müſſen Sie mir erlauben, die Sache gerade anzuſehen. Ihr Statut iſt ein politiſcher Gedanke.

3.

Ein fröhlicher Lärmen, der aus dem Saale in dieſes ſtillere Zimmer drang, machte dem Geſpräch ein Ende. Die Charaktermaske zog ſich zurück, und fragte draußen, ob der Wagen noch nicht da ſey? Die Domino's ſtanden auf, und ſo auch die Spieler, worunter der Papagaigrüne. Alle gingen nach der Saalthüre, durch welche die barockſten Figuren geſchritten kamen. Ein tollverwachſener Kerl in einem dem Trödel abgeborgten Habit humpelte voran, und dem folgte ein gleich koſtümirter Bänkelſänger mit einer ungeheuren Naſe. Der Verwachſene trug eine Drehorgel, der Großnaſige einen Bilderrahmen an langer Stange. Dutzende der leichtfüßigſten Masken hüpften, trippelten, ſchwirrten nach.

Die Bänkelſänger baten in holperichten Knittelverſen um Platz. Sie traten in die Mitte des Zimmers, und augenblicklich umſtand ſie ein großer Kreis. Neugierig wurden die verwunderlichen Bilder des Rahmens gemuſtert. Der Rahmenträger, der zugleich einen großen Deuteſtab in der Hand führte, erklärte die Abſicht, auch hier in dieſem ſtillen Stübchen der lieben Jugend die Wunderdinge mitzutheilen, welche drinnen im Saale das reifere Alter beglückt hätten, und ein ſchnarrender Bänkelgeſang begann, wozu der Orgler waidlich orgelte.

Da wurde geſungen vom türkiſchen Kaiſer und ſeinen zwei Leibdardanellen, die nichts Anderes tränken, als Blut, vom Kinde, das, mit ſieben Armen geboren, gleich nach der Geburt ſieben Porträts gemahlt habe, vom tiefen Schnee, in den ein Poſtwagen mit vier und vierzig Paſſagieren und einem halben geſtürzt ſey, ſo daß man Nichts mehr ſehen könne, als den Schnee, nämlich die weiße Tafel, und von hundert andern außerordentlichen Begebenheiten und großen Thathandlungen wurde geſungen. Es war ein abenteuerliches Imbroglio neckiſcher Einfälle, denen ſich verſteckte und offenbare Anſpielungen auf Stadtgeſchichten und Perſönlichkeiten unſparſam beimiſchten. Ein

Digitized by Google

ſchallendes Gelächter unterbrach oft den Rhapſoden, der zu jeder Geſchichte mit ſeinem Stabe die Abbildung wies. Da lauſchten auch hin und wieder bekannte Züge durch die Karrikatur hervor. Mehreremal wurde Da Capo gerufen, und am Schluſſe des Bänkelgeſangs forderten viele Stimmen ſtürmiſch die Wiederholung des Ganzen. Die Rhapſoden waren ſo klug geweſen, ſich auf dieſen Fall vorbereitet zu halten, ſie trugen nun in einer Art von Duett einige neue, noch erhabnere und entſetzlichere Fälle vor, was denn natürlich einen unermeßlichen Jubel anfachte, der ſie begleitete, als ſie ihren Abzug in ein noch entlegeneres Zimmer nahmen, auch dort den Separatiſten des Feſtes Etwas vorzuſingen und vorzuorgeln.

Als es in unſerem Gemache wieder ſtill geworden war, ſagte der ſchwarze Domino: Gemahnt mich doch dieſe tolle Poſſe an die Düſſeldorfer Anfänge!

Düſſeldorfer Anfänge? fragte der blaue Domino. — Was verſtehen Sie darunter? der Rothe.

Kinder! rief der Schwarze, die Anfänge, was ich unter Anfängen verſtehe, das iſt gerade ſo etwas Geheimnißvolles, wie die Mütter im zweiten Theile des Fauſt:

„Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umſchwebt von Bildern aller Kreatur!“

Es läßt ſich mehr ahnen, als beſchreiben. Die Düſſeldorfer Anfänge ſind eben die Düſſeldorfer Anfänge.

Laßt Euch doch nicht mit ihm ein! rief der papagaigrüne Domino vom Spieltiſch herüber. Er ſchlägt ſeinen myſtiſchen Ton an, und will Euch damit nur ſchrauben. Es iſt Nichts als Moos, wie er ſelbſt zuweilen dergleichen Zeug nennt.

Was verſteht Ihr unter Moos, alter Herr? fragte der ſchwarze Domino den Papagaigrünen.

Das Moos — das Moos — das Moos, das iſt das Moos, ſtotterte der Papagaigrüne, und ſtach in der Zerſtreuung das Aß ſeines Aiden mit Atout.

Seht Ihr, da werdet Ihr ſelbſt zum Myſtiker, und wollt überdies Gott verbeſſern, der dem Aß Eures Freundes den Stich prädeſtinirt hatte, ſagte der Schwarze. — Wollt Ihr vom Mooſe wiſſen? mit dieſer Frage wandte er ſich an den blauen und an den rothen Domino. Denn nicht bin ich gewillt, das Begreifliche ſupranaturaliſtiſch zu umſchleiern, und nur das Unausſprechliche bleibe im Myſterio verborgen. Das Moos, das Gedankenmoos läßt ſich begreifen und begreiflich machen.

Digitized by Google

Erweitre nur unſere Kenntniſſe! verſetzte der blaue Domino und lachte.

Gott der Herr, hob der ſchwarze Domino feierlich an, hatte, als er das Werk der Schöpfung vollbracht, von den Stoffen Etwas übrig behalten. Denn ſeine Fülle war unendlich, und ſeinem Reichthum ſelbſt die gränzenloſe Mannigfaltigkeit nicht gränzenlos und mannigfaltig genug. Was thun mit dieſem Reſte? Die Sache machte dem Herrn Sorge; denn wie er der ewig Reiche iſt, ſo iſt er auch der ewige Haushalter und will Nichts umkommen laſſen. Er berief die Elohim und fragte ſie um Rath. Gabriel meinte, er ſolle eine zweite Welt daraus ſchaffen. Dieſen Vorſchlag verwarf des Herrn Liebe; eine Welt aus Reſten wollte er ſich nicht nur ſo hinſtümpern laſſen. Raphael ſagte, er möge den Reſt aufbewahren zum Flicken, wenn das Univerſum einmal ſchadhaft werden ſollte. Darauf verſetzte des Herrn Weisheit: Ich habe Alles ſo gemacht, daß es immerdar durch ſich wird ſtehen und gehen können, und wird nimmer ein Riß einreißen. Michael ſchwieg, und dieſes Schweigen gefiel dem Herrn, denn in ſeinem Verſtande hatte er ſchon den Ausweg gefunden.

Er warf, ſtreute, träufelte den Reſt der Schöpfungsſtoffe in die fertige Welt. Und daraus entſtand der Ueberfluß, der Ueberſchuß, das Zweckloſe, das Gerathewohl in der feſten Ordnung, in der tiefen Abſichtlichkeit, die nun jene Reſte der Gotteskraft in eine ſo ſüße Gährung verſetzen. Daraus iſt auch der Zufall entſprungen, der Kobold der Kobolde. Gott ſelbſt kann Nichts wider den Zufall, denn auch er iſt aus ihm, und Gott vermag Nichts wider ſich. Darum ſollten Die, welche Geld, Macht, Hoheit miſſen, Gott nicht verklagen, der ihnen gern hälfe, wenn er nur könnte vor dem Zufall, der ihm immer über den Weg rennt. Die Thoren! Sie wiſſen nicht, daß der Herr ſie um ſo zärtlicher liebt, weil er ſie für den Zufall entſchädigen möchte. Es koſtet ſie nur e i n e n Schritt, um in Gottes ewig feſte, geordnete Welt einzutreten, aber d e n thun ſie ſelten, ſondern laufen lieber hinter dem Zufalle her, den ſie am Ende noch gar für Gott halten.

Wollt Ihr Beiſpiele, wie Gott in der Natur den Schöpfungsreſt verwandt hat? Erinnert Euch der wahrhaften Sage vom Stieglitz, an deſſen Flügeln der Herr den Pinſel mit den übrig gebliebenen Farben auswiſchte. Seht die Spielarten, die Uebergänge, die Thierpflanzen, die Pflanzenthiere, den lichtſchluckenden Stein, den Fiſch, der lebendige Junge zur Welt bringt, das neuentdeckte Säugethier, welches Eier legt. Alle dieſe Kreuze der Naturforſcher ſind Ueberſchüſſe der Schöpfungskraft. Seht in der Geſchichte die verunglückten Helden, die mißrathe-

Digitized by Google

nen Weiſen, die ſogenannten intereſſanten Menſchen. Alle dieſe Kreuze des redlichen Geſchichtsforſchers ſind Ueberſchüſſe der Schöpfungskraft. Seht das Moos! da kriecht's, wuchert's, niſtet's am Boden, trägt ſeine Krönlein, Kelchlein, Kölblein ohne Nutzen, Zweck, Beſtimmung, denn das isländiſche Moos, welches den Schwindſüchtigen dient, iſt kein Moos, ſondern gehört zu den trockenen, vernünftigen Flechten und Algen. Auch das Moos iſt ein Ueberſchuß der Vegetation, die im Schöpfungswunder quoll und keimte.

Und in das Hirn des Menſchen, in dieſen höchſten und feinſten Organismus, wäre kein Tropfen jenes uranfänglichen Ueberſchuſſes gefallen? Das hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müſſen. Nein. Jeder ſpürt's, wenn er ſich an den Kopf faßt. Da iſt was drin, was nicht Verſtand, nicht Vernunft, nicht Urtheil iſt, und wovon kein Kompendium der Logik handelt. Es iſt das Moos im Kopf, das Gedankenmoos. Und wie ſieht es aus, wenn es zu Tage kommt? Es ſind die zarten Spiele der Einbildung, die lieblichen Grillen, die holden Thorheiten. Die Jugend iſt ſeine Keimezeit, in der Liebe kommt es zum Blühen, der Traum bleibt ihm als Altentheil und Rückzug. Niemand auf der Welt iſt ohne Gedankenmoos, und die Menſchen ſind in dem Verhältniſſe zu dieſer wunderſamen Pflanzenformation nur durch die Art, wie ſie ſie behandeln, unterſchieden.

In Sachſen heißen ſie Moos Geld. Er hat Moos, bedeutet, er iſt ein vermögender Mann, ſagte der Papagaigrüne.

Ei, ſo ſchweigt doch, Ihr unerſchrockener Interlocutor! rief der blaue Domino. Laßt unſeren Botaniker hier ſeinen Lehrvortrag vollenden.

Auch der Grüne hat Moos im Kopf, er gehört aber zu der einen Klaſſe von Menſchen, ſagte der ſchwarze Domino. Dieſe wiſſen nicht recht, was für eine Bewandtniß es mit dem Mooſe habe, ſie fühlen ihr Hirn auf eine ſeltſame Weiſe davon gekitzelt, möchten es gern ausreuten und ſchlechthin beſonnene Männer ſeyn. Aber das Ausreuten geht nicht, weil es der unſterbliche Ueberſchuß von Gottes Gedanken iſt, und da ſie in ihrem Aerger keine Kultur daran legen, ſo wächst es ihnen in Alles hinein, in Verſtand, Vernunft, und Urtheil. Daher kommt es, daß ſie ſo oft ſchreien: Um Gotteswillen, wo iſt der Begriff geblieben? oder ſeufzen: Nimmermehr hätte ich mir Das vorſtellen können! oder tiefſinnig murmeln: Wie kann ein ſo richtig angelegter Plan mißglücken? Ja, das unkultivirte Moos iſt ihnen über den Begriff gewachſen, oder es kriecht ſchalkhaft zwiſchen den Vorſtellungen umher, oder der Plan glitt auf ſeiner Glätte aus. Deßhalb machen denn auch die Erzproſaiker

Digitized by Google

immer die dümmſten Streiche. — Nun, die andere Klaſſe, das ſind, die am Tage des Herrn geboren wurden, die Sonntagskinder. Die ergeben ſich in den Rathſchluß des Herrn, tragen das Moos dankbar als eine Gabe Gottes bei ſich, hegen es ein, kultiviren es, ökonomiſiren damit. Es hat ſein Plätzchen für ſich bei ihnen, darauf es luſtig gedeiht, ohne die anderen Gewächſe im Kopfe zu erſticken. Die gehen nun ganz ſtill und ordentlich ihren Weg, von Verſtand, Vernunft, und Urtheil geführt, ſehen oft ſehr trocken aus und als ob ſie nicht fünf zählen könnten, und innerlich begleitet ſie eine Welt der farbichtſten Wunder. Nach verſchiedenem Gemäß iſt ihnen der göttliche Ueberfluß zugetheilt, der Eine hat mehr, der Andere minder. Mitunter iſt Einem bis zum Ueberlaufen voll gegeben worden;

Und wenn es ſich trifft,
Und wenn es ſich ſchickt,

ſo wird der ein Dichter. Seht, ſo verhält es ſich mit dem Moos im Kopfe.

Du haſt dem Konfuſionspropheten nachgeahmt, ſagte der blaue Domino. Du gabſt uns zugleich mit Deiner Beſchreibung ein Exemplar von der neuentdeckten Spezies.

Seyn Sie nun auch nicht eigenſinnig, und definiren Sie die Düſſeldorfer Anfänge, fügte der rothe Domino hinzu.

Definiren kann ich ſie wahrhaftig nicht, denn Anfänge ſind undefinirbar, verſetzte der ſchwarze Domino. Damit Ihr aber begreift, was ich mir ungefähr denke, ſo ſage ich: die Anfänge ſind irgendwo, wenn ſich eine Anzahl nicht ganz gewöhnlicher Menſchen zuſammenfindet, die Alle noch nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Produktive Talente müſſen vorhanden ſeyn, die ihr Ziel nur gleichſam zwiſchen Nebeln ſehen, Kapazitäten, die noch mit Prinzipien ringen, Empfängliche, die Alles aufnehmen, ſelbſt wenn Manches zu ihrem Weſen nicht ſtimmt. Da entſteht denn eine Koterie, in der ſich Jedermann verſteht und mißverſteht, anzieht und abſtößt, in der ſich eine Terminologie übereinkömmlicher Sätze bildet, die denn doch bald zu den Sachen nicht paſſen wollen. Alles brauſet und ziſcht in einer ſolchen Miſchung; Lachen und Weinen folgen einander in raſchen Uebergängen, die größten Anſprüche werden gemacht, und mit Scheinbefriedigungen nimmt man vorlieb. Es iſt eine Zeit der Irrthümer, der Leiden um Nichts, aber es ſind auch Tage der Jugend, der Luſt, der Poeſie. Das göttliche Moos wächst dann, ſo zu ſagen, in Haus und Hof und auf den Straßen. Ein idealiſtiſcher Nihilismus überdeckt als glänzende Schaale ſolche Anfänge, aber unter der Schaale arbeiten die ernſteren Kräfte ſich aus. In Frankreich, wo

Alles ſich nach Paris zieht, und in Paris die Begriffe deſpotiſiren, ſind Anfänge unmöglich. In deutſchen Städten aber, ſelbſt von mittlerer Größe, haben ſie ſich mehrmals begeben und dann dem Leben der Stadt eine Zeitlang ein ganz eigenes Gepräge verliehen. An einigen Orten ging Großes daraus hervor, an andern Kleineres. Göthe erlebte ſie, als er Werther und Götz geſchrieben, und in Frankfurt mit Jakobi und den Stollbergen zuſammenhing, nebenbei Lili heirathen wollte und mit Guſtchen briefwechſelte. Vielleicht erlebte er etwas Aehnliches noch einmal in den erſten Weimariſchen Jahren. Varnhagen beſchreibt einen ſolchen Zuſtand, wenigſtens zum Theil, wo er von Halle kurz vor 1806 erzählt. Und auch wir haben hier Anfänge erlebt.

Wann? fragte der blaue Domino.

Schwer zu beſtimmen. Wollt Ihr aber eine Antwort, rund und nett, ſo ſage ich, in den Jahren von 1827 bis 1830. Die Reſtaurationszeit war überhaupt einem Sichgehenlaſſen im Angenehmen günſtig; mit der Julirevolution trat die Kritik, die Skepſis, der Materialismus unwiderſtehlich in alle Geiſter ein, ſie mochten ſich ſträuben, wie ſie wollten. Zufällig fiel auch Schadow's italieniſche Reiſe in jene Zeit, er kam als ein halb Verwandelter zurück, und ſeitdem begann hier das Auseinandertreten der Elemente. Deßhalb ſetzte ich die Gränze der Anfänge in das Jahr 1830.

1827 aber begannen ſie. Schadow war Ende 1826 eingetroffen und hatte die Akademie übernommen. Leſſing, Sohn, Hildebrandt, Mücke, Hübener waren ihm gefolgt. Bald trat Bendemann hinzu, und Schirmer gründete die Landſchaft. Eine Kolonie mit Koloniſten aus Oſten und Weſten auf rheiniſchem Boden! Koloniſten ſuchen naturgemäß Schutz und Schirm. Schadow ſchloß ſich und ſein Häuflein exkluſiv dem Hofe, den Vornehmen an. Der Hof war jung und auch noch neu auf dieſer Erde, die Vornehmen noch nicht recht ſicher in ſich. Katholiſch, wie ſie war, fühlte dieſe Kategorie ſchon deßhalb eine ſtille Vorliebe für den katholiſch gewordenen Künſtler. Beide aber waren unterhaltungsbedürftig. Gemählde waren etwas Neues geworden, da die Bayern ſchon zwanzig Jahre früher die Gallerie entführt hatten; die inhaltreiche Konverſation des Künſtlers, der Menſchen, Werke, Welt geſehen hatte, war auch etwas Neues. All dieſes Neue erhielt einen pikanten Zuſatz durch die Figuren der jungen, hübſchen, beſcheidenen Künſtler, welche bloſe Hälſe und lange Bärte trugen, und von denen der Meiſter mit Sicherheit den ſpätern Ruhm vorherſagte. Es konnte nicht an mannigfachen Sympathien hinüber und herüber fehlen. Die Repräſentation nahm die Kunſt unter ihre Flügel, die Kunſt durfte der

Digitized by Google

Repräſentation ſich anſchmiegen, denn dieſe war unſchuldig, harmlos, damals ſelbſt noch poetiſch, wenigſtens poetiſch koſtümirt.

Ich fand dieſe Allianz ſchon ziemlich feſt, als ich 1827 herkam. Ich hatte gerade den Hofer geſchrieben in der alten Geſtalt, die ich nachmals verworfen habe. Dieſe Helden der jüngſten Vergangenheit, zu denen mich ein unwiderſtehlicher Trieb gedrängt hatte, machten mir, als ſie auf dem Papier ſtanden, bange; ganz mich vergriffen zu haben, meinte ich. Welches frohe Erſtaunen, als Holtei, der uns kaum 14 Tage nach meiner Ankunft beſuchte, und dem ich das Stück im ſchönſten Frühlingswetter vorlas, ſich hoch erfreut darüber zeigte. Er nahm es nach Berlin mit, rezitirte es dort vor mehreren hundert Perſonen. Als es erſchien, erhielt es Beifall. Mein Name wurde allgemeiner genannt, ich fühlte mich ſelbſt anders als zuvor.

Denn freilich umſpielte mich auch eine andere Atmoſphäre. Aus dumpfer Arbeitsſchwüle trat ich in einen heiteren Kreis, deſſen Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte ſelbſt Muße; aus formloſen Umgebungen unter Solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geiſtiges Leben und Weben, ſondern auch des Alltags Ernſt, Scherz, der geringſte Einfall. Das Schadow'ſche Haus war der Mittelpunkt der höheren Geſelligkeit, ich wurde darin als Freund willkommen geheißen, und habe eine Zeit lang ſeine Leiden und Freuden mitgemacht. Die Mittel waren dort vorhanden, geiſtige und leibliche, einen ſolchen Zentralpunkt zu bilden, und da die letztern mit Sparſamkeit verwaltet wurden, ſo hatte die Sache Dauer. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, ſondern ein phantaſievolles. An andern Orten leben die Menſchen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrſamkeit, der Reiz des Daſeyns wird als Nebenſache behandelt. In unſern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinſte, Geiſtigſte, die Spiele der Imagination, Laune, Witz, und ſelbſt die Grille zur Praxis zu machen, oder, da Dies zu abſichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben ſey ein Spiel und könne in Impromptus ausgegeben werden. Mit Schadow hatte ich ein ganz eigenes Verhältniß. Wir waren polariſch entgegengeſetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch ſchnell auf und ließ die Sorge nicht emporkommen, wenn ſie unter der Hand von der Mißlichkeit eines ſolchen Bündniſſes ſchon damals flüſterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich, um ihm verſtändlich zu ſeyn, in ſeinem Idiom mit ihm reden müſſe, und Das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verſtellung. Wie oft belauſchten die Kaſtanien des ſchönen Hofgartens, in denen die Nachtigall flötete, oder die Wellen des Rheins, wo ſie, wie geſchmolzenes

3*

Digitized by Google

Gold im Abendroth, majeſtätiſch durch die friſchgrüne Wieſe ſchlendern, unſere wunderlichen Unterhaltungen vom Fegfeuer, oder den lieben Heiligen! Ich täuſchte ihn wahrhaftig nicht, wenn ich mich ganz ernſthaft darauf einließ; ich war ihm gut und wollte gern ſagen, was ihm lieb war. Es iſt ſonderbar mit ſolchen Neigungen — jener Zug der Innigkeit will mir noch nicht weichen, wenn ich ihm begegne, obgleich uns Leben und Grundſätze weit auseinander geſtellt haben, und wir Beide wiſſen, daß wir Nichts mehr miteinander theilen können. Er führte mir einige ſeiner Lieblingsſchüler zu, durch ihn erhielt ich ſie, die nachmals meine Freunde geworden ſind. Mit Entzücken belauſchte ich das Sproſſen der werdenden Kunſt in den weiten Ateliers der Akademie, ſie hörten, was bei mir entſtand; von Kritik war gegenſeitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreiſe entſtand, herangekommen war, und die Gläſer zum letzten Male an einander klangen, dann zerſtreute ſich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend, unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Geſtein wurde befahren, und in ſeinen buſchichten Klippen, deren Fuß das Bächlein tief drunten ſo heimlich wäſcht, ſtieg gehalten fröhlicher vierſtimmiger Geſang auf. Nun erſt die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feſte! Wer zählt die Maskenſpiele, die Attrappen, die Pantomimen jener erſten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatiſirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht Alles Brillant vom reinſten Waſſer wurde, ſo konnte man doch mit dem Vikar ſagen: **What the conversation wanted in wit, was made up in laughter.** — Zu allen dieſen luſtigen, feierlichen, kurioſen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht ſelten nahm die halbe Stadt an unſern Schönbartsſpielen Theil, und daß das Bild des freilich illuſoriſchen, aber doch vergnüglichen Kunſt- und Poeſierauſches aus goldenem Rahmen ſah, war gar nicht ſo übel. Der Rahmen gab dem Bilde noch höhern Relief. Dieſer goldene Rahmen war nämlich das Intereſſe des Hofes und der Vornehmen an unſerm Treiben. Die Muſen waren damals in dieſen hohen und höchſten Kreiſen durch uns Mode geworden, ſie wurden zur Geſellſchaft gerechnet, Vorleſungen, lebende Bilder, Geſpräche über Dies und Das löſten einander auf dem glatten Parquet in gedrängter Folge ab. — Doch ich ſehe Dir an, daß Du nur mit Unluſt mich ſchildern hörſt, alſo gib Deinem Kopfſchütteln Worte, denn wir wollen heute aus unſeren Herzen keine Mördergrube machen!

Digitized by Google

Der blaue Domino, dem dieſe Anrede galt, ſprach: Wenn ich Deine poetiſche Proſa höre, ſo weiß ich nicht mehr, ob ich damals geſchlafen habe. Daß ich von den ſchönen Sachen, die Du da aufbringſt, doch ſo wenig gewahr geworden bin! Ich trat freilich ſpäter, erſt kurz vor 1830, zu Euch, und Das mag Manches erklären. Vieles wird wohl ſchon vorüber geweſen ſeyn, und dann muß man ſich auch in einen Kreis erſt eine Zeit lang eingelebt haben, bevor man ſeine verborgenen Schätze kennen lernt. — Aber ſelbſt wenn ich Deiner Rede folge, ſo frage ich: War denn ein ſolcher Schaum und Schein, ein ſolches Verſteckenſpielen in fremden Kleidern etwas Schönes? Das Theatraliſche und alles dem Theatraliſchen Verwandte iſt immer ein bedenkliches Zeichen an einem ſozialen Leben. Man ſchminkt ſich nur, man legt den ſpaniſchen Mantel und die Ritterſporen nur an, wenn man ſich in eigener Haut nicht ſo recht ſelbſtſtändig weiß. Blick' auf Leſſing, das ohne Frage größte Genie der Schule. Er hat ſich von all dem Glanz und Flitter Deiner Düſſeldorfer Anfänge immerdar fern und in ſeiner ſtillen Zelle gehalten. Oft iſt ihm Das als Stolz, Eigenſinn, ſpröde Laune ausgelegt worden. Ich finde aber darin mehr einen zarten Takt ſeiner Natur, die ſtets auf ſich ruhte, und alle falſchen Anhalte verſchmähte. Auch pflegt einem ſolchen äſthetiſchen Rauſche bald eine traurige Ernüchterung zu folgen.

Ich ſah die Anfänge nicht mit Ihrem poetiſchen Auge und nicht mit Deinem kritiſchen Blicke, ſagte der rothe Domino. Geſchichte iſt mein ziemlich ernſtes Studium, da brauche ich denn hin und wieder eine Abſpannung, und amüſire mich gern. Und Amüſement boten dieſe poetiſch-artiſtiſch-ſozialen Verſuche, Das iſt nicht zu läugnen. Etwas ſtörte mich aber doch nicht ſelten. Wenn Shakespeare oder Calderon vorgetragen war, wenn in zauberiſcher Beleuchtung ſich Jeruſalem, die Hehre, in Banden und darauf triumphirend gezeigt hatte, oder Madonna in lichten Wolken zum ſchlummernden Raphael herabſchwebte, wenn das Werk eines großen Tonmeiſters aus ſicheren Kehlen geklungen hatte, wenn die bedeutendſten Reden über Religion, Katholizismus, Styl, Form, und alle Heimlichkeiten des Schönen gewechſelt worden waren, ſo folgte dieſer Feſtſpeiſe — und Nichts war ſicherer, als Das — ein Nachtiſch von Berliner Witzen, wie ſie hernachmals in Nante ihren eigentlichen Nationalkoch gefunden haben. Dieſer Zuſatz von Berliner Skurrilität zu allem Devoten, Glorioſen, Erhabenen war das Monogramm auf Ihrem Gemählde, woran es zu kennen wäre, wenn Zeitbilder ſich auf Holz oder Leinwand fixiren ließen. Für Berolinismen habe ich aber keinen Sinn, weil ſie immer nur der Ausdruck der witzigen Pauvreté und Niedertracht ſind, und ſie verdarben mir hier

Digitized by Google

Manches. Vom Herrn und Meiſter der Schule ging eine liebevolle Pflege dieſer Blüten aus, und der ſchneidende Kontraſt zwiſchen ſolchem Hange und der anderweitigen höheren Richtung wäre ein dankbarer Stoff für das feinere Luſtſpiel geweſen.

Ueberhaupt ließen ſich komiſche Anekdoten aus jener Zeit erzählen, ſagte der blaue Domino.

Die erzählt nur, ſprach der Schwarze, denn Geſchichte gibt es nicht von einer jüngſten Vergangenheit. Die Anekdote vertritt ſie vor der Hand. Haltet aber ein arabiſches Sprichwort dabei im Herzen.

Welches? fragten die beiden andern Domino's."

„Du ſollſt in den Brunnen, aus dem Du getrunken, keinen Stein werfen."

Nein, das will ich auch nicht, aber ſagen darf Jeder, was für Geniſt er um den Brunnen gefunden, verſetzte der blaue Domino. — Nun, die Feſte jener medicäiſchen Periode von Düſſeldorf ſollten denn alſo immer überaus glänzend ſeyn, aber — ſie ſollten auch ſo wenig als möglich koſten. Dieſe Sparſamkeit zeigte ſich beſonders am Albrecht-Dürer-Feſte, welches wohl der Kulminationspunkt von damals geweſen iſt; denn an dreihundert Perſonen ſtark war das ſchauende Publikum, und in dem großen, geſchmückten Gallerieſaale ging es vor ſich, und nahe an hundert Künſtler und Dilettanten wirkten mit. Du hatteſt ein Stück dazu geſchrieben: Albrecht Dürers Traum. Im erſten Akte ließeſt Du Dürer gepeinigt von den trüben Zweifeln, welche den großen Künſtler von Zeit zu Zeit ergreifen, auftreten, ſeinen Schlummer tröſteten darauf die Traumbilder der Melancholie und des Hieronymus, als Symbole des ſchaffenden Tiefſinns und der frohen Beſchränkung; ein Geiſterchor kommentirte dieſe koloſſalen, transparenten Geſtalten. Im zweiten Akte zeigte ſich Dürer, verſunken in begeiſtertes Schaffen. In dieſem Dithyrambus ſeines Innern hörte er die Boten nicht, die ihm hohe Ehren vom Kaiſer und vom Rath von Nürnberg brachten. So erſchien er uns abermals im Traum, in dem wachen Künſtlertraum, der über die Wirklichkeit hinaus entrückt. — Es war ganz hübſch, Du hatteſt dem Altvater gute Worte in den Mund gelegt, nur zu allegoriſch war mir's gemacht und nicht greiflich genug. — Die beliebten lebenden Bilder durften denn auch nicht fehlen an dieſem Feſte. — Engel, Heilige, Apoſtel zeigten ihr reizendes oder ehrwürdiges Antlitz. Die Bekleidung aber wurde mit der größten Oekonomie behandelt. Weil nämlich ganze Gewänder zu viel gekoſtet haben würden, ſo koſtümirte man jede Figur nur in ſo weit, als ſie den Zuſchauern ſichtbar war. Auf dieſe Weiſe kam es unter Anderm, daß

Digitized by Google

ein Engel, deſſen Leib und Füße eine Wolke deckte, nur bis zum Gürtel das Gewand der himmliſchen Räume trug, von da abwärts aber ſein einfaches Hauskleidchen. Ein Apoſtel, der im Profil ſtand, war ſogar nur halb Apoſtel, auf der abgekehrten Seite ſchwarzer Frack.

Gewiſſermaßen eine Allegorie mancher Zeitrichtungen, die auch ſo halbſchlächtig nur auf den Effekt geſtellt ſind, war dieſer mangelhaft koſtümirte Engel und dieſer Profilprophet! rief der ſchwarze Domino und lachte.

Wenn ich moderne und antike Charaktere diſtinguiren ſollte, ſprach der rothe Domino, ſo würde ich behaupten, für die erſteren müſſe man immer einen beſtimmten Augenpunkt nehmen, um ſie im Koſtüm zu ſehen, um die anderen aber könne man, wie um Statuen, rund herumgehen, unbeſchadet der Wirkung. — Aber ich habe auch eine Anekdote. Bei jenem Feſte hatte der Feſtgeber erklärt, für das Koſtüm wolle er aufkommen, für alles Uebrige aber müſſe jeder der Darſtellenden ſelbſt ſorgen. Ein Prophet nun behauptete, ſein Bart gehöre zum Koſtüm, und müſſe ihm unentgeltlich geliefert werden. Darüber entſtand eine etwas warme und nicht ganz angenehme Debatte, welche über die ſchwierige Rechtsfrage verhandelte: Ob ein Prophetenbart Koſtüm oder das Uebrige ſey? und ich weiß in der That nicht, wie die Entſcheidung noch zuletzt ausgefallen iſt.

Die Haute-Volée, welche Du den goldenen Rahmen um die Düſſeldorfer Anfänge genannt haſt, empfand von Euren Bemühungen oft mehr Grauſen, als Freude, ſagte der blaue Domino. Erinnerſt Du Dich noch des Abends, wo Ihr die Szenen aus Heinrich dem Vierten aufführtet, und ihrer Wirkung auf den vornehmen Kreis Eurer Zuſchauer?

Ja wohl, verſetzte der ſchwarze Domino. Falſtaffs pfundſchwere Späße erregten dieſen zarten Gemüthern durchaus mehr Entſetzen, als Behagen, es war Alles ſehr ſtill und ernſt bei ſeinen Aufſchneidereien. Nur ein einſames Lachen klang uns, tröſtlich, wie der Geſang des frommen Einſiedlers in der Wüſte Thebais, von fern entgegen. Es kam von Uechtritz, der ganz hinten im Saale ſtand, und an unſerem Spiele ſein unbefangenes Vergnügen hatte.

Neben mir ſtand ein alter, korpulenter Kriegsmann, ſagte der rothe Domino. Der Dicke da, murmelte er, ſoll eine Satyre auf mich ſeyn. Ich finde Das aber unrecht.

Eine Dame von hoher Extraktion, die in meiner Nähe ſaß, hegte eine Beſorgniß eigener Art, fiel der blaue Domino ein. Sie flüſterte ängſtlich mit ihrer Nachbarin, und ich verſtand ſo viel, daß ſie derſelben die Furcht mittheilte, das übermäßige Embonpoint des Menſchen da ſey gewiß eine künſtliche Vorrichtung, eine Eſpece von Schrank, den

Digitized by Google

der Menſch zuletzt aufriegeln, und aus dem er allerhand frivole Späße hervorziehen werde, wie junge Hunde, einen Hampelmann, oder ſo Etwas.

Dieſe Perſonalitäten hatten wieder Mehrere in die Nähe der drei Domino's gebracht. Noch manche Anekdoten wurden laut, endlich aber rief der blaue Domino: Laſſen wir es nun genug ſeyn, denn wenn man ſich auch nicht ganz vor Commerage hüten kann, ſpricht man über den Tag und ſeine Geburten, ſo wollen wir doch nicht in die Mediſance verſinken.

Commerage und Mediſance ſind Eins und Daſſelbe, ſagte der Papagaigrüne.

Mit nichten, Ehrwürdigſter, verſetzte der blaue Domino. Mediſance iſt verweſendes Geſpräch, Commerage dagegen werdende Novelle.

Etwas dunkel! rief der Papagaigrüne.

Alles, wovon wir geſprochen, ging überdies halb öffentlich vor, und deßhalb durften wir davon ſprechen.

Scharf habt Ihr mich mit meiner poetiſchen Proſa, wie Ihr ſie nanntet, durchgenommen, ſagte der ſchwarze Domino. Aber gab ich denn nicht im Allgemeinen von Anfang an das Täuſchende, Unwahre, Schiefe der Anfänge zu? Und ſoll uns die Vergangenheit nicht mindeſtens zur lieblichen Sage werden, in welcher auch der Oger und das Ungeheuer noch ihr Poetiſches haben, da die Gegenwart ſelbſt das Gute uns meiſtentheils mit ziemlich proſaiſchem Gruße zu bieten pflegt? — Ueberdies verſchleuderten wir uns nicht in jenen Saturnalien. Es wurde ſehr ernſt gearbeitet in den muntern Tagen. Schadow baute mit ſicher-kluger Hand an ſeiner Anſtalt, wir gründeten den Kunſtverein. Kortüm, Fallenſtein, und ich machten das Statut. Der Gedanke darin, daß der Verein auch öffentliche Werke in das Leben rufen ſolle, der, bei dieſem Verein meines Wiſſens zum erſten Male laut geworden, großes Aufſehen erregte, kam aber von Moſler. Leſſing mahlte ſein Königspaar, Bendemann die Ebräer im Exil, Sohn den Hylas, Hübener den Roland, Hildebrandt Judith und Holofernes. Ich fabulirte Tuliſäntchen zuſammen, ſchrieb Alexis und Merlin, vollendete Stücke der Epigonen. — Jede Familie muß zuweilen Beſuch haben, jede Stadt bedarf der Fremden, jeder Zuſtand hat ſeine Abgehenden und Kommenden nöthig. Zur Akademie flutete periodiſch, meiſt im Sommer, eine Woge hoher Herrſchaften, enthuſiaſtiſcher Liebhaber, räſonnirender Kenner heran. Reizende Damen fehlten nicht, welche gelegentlich den Pinſel zur Hand nahmen, und ſich nebenbei von Verehrern unterhalten ließen. — Von den literariſchen Gäſten ſind mir zwei im Gedächtniß beſonders lieb und werth, ja der eine von ihnen war mir

Digitized by Google

ein Freund, der mir noch nicht wieder erſetzt worden iſt. Ich meine Wilhelm von Normann und Michael Beer. Normann hat ein Gedicht geſchrieben: Moſaik, an das man wieder erinnern muß, denn es iſt es werth, und in unſerer an Produktionen fruchtbaren Zeit wird ſo leicht Etwas auf eine Zeitlang vergeſſen. Moſaik iſt weiter Nichts, als Heinrichs des Vierten erſte Liebe und Untreue, ein Geſchichtchen, wie es viele gibt, kaum hat es Inhalt, aber der Dichter plaudert Das ſo naiv ab, wie Heinrich die ſchöne Gärtnerstochter beim Scheibenſchießen ſieht, raſch ihre Gunſt gewinnt, bald an derſelben Stelle, wo er mit Fleuretten geſcherzt, einer Hofdame ewige Treue ſchwört, und das arme verrathene Herz dann ſeine Glut in den Fluten kühlen muß! Dieſes einfache Geſchichtchen ſpiegelt ſich in der ſchönen Seele des Dichters ab, neckiſch und ernſt, über deren Frohſinn doch der Schatten eines edlen Schmerzes läuft.

„Ich möchte König ſeyn!“

ſo hebt er an — und ſagt uns darauf:

„Mir iſt ein eignes Reich. Da ſind Gedanken
Die Bürger, und in ihrer Mitte lebt
Als Königin die Freiheit!“ —

Provence, Neapel, und Rom, wo die drei Geſänge geſchrieben wurden, werfen ihre Himmelslichter, ihre Orangenblüten und Sternennächte in die zarten Reime, welche alle dieſe Elemente gar anmuthig zu vergleichen wiſſen. Ein bischen byroniſirt wird freilich darin, aber was thut Das? Es iſt ein Jugendprodukt, im beſten Sinne des Worts. Und jugendlich war der Dichter auch, fein und höflich, gewandt und doch hingegeben fühlend. Er hielt ſich, als er aus Italien zurückkehrte, ein Jahr in Aachen auf. Von dort kam er ab und zu hieher. Noch ſehe ich ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeine vornehmen Züge. Eine leiſe Schwermuth lag auf dieſem ſonſt ſo heitern Weſen. Er liebte eine ſchottiſche Dame, die ſein Gedicht in rührenden Wendungen feiert, ohne Hoffnung des Beſitzes. Ach, ſchrieb er mir einmal, wäre ich in Ihrer ruhigen, geiſtigen Welt dort! Aber ich ſehe leider Alles hier wie durch Wolken und Nebel. — Endlich ebneten ſich ſeine Pfade, er durfte die Geliebte heimführen, und kaum mit ihr verbunden, ſtarb er, vor dem dreißigſten Jahre.

Mit Michael Beer hatte ich das wohlthuendſte Zuſammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinſamem Streben, Drang, vorwärts zu kommen, und Bedürfniß, Alles, was den Einen beſchäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte dieſen Bund, Wahrheit hieß unſer Wahlſpruch. Er

Digitized by Google

war viel in Düſſeldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieſer Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Plane und Vorſätze waren unendlich, kein Geſpräch verſiegte vor tiefer Mitternacht. Alles, was Literatur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Wenn ich erwäge, wie leicht ich mich damals mittheilen konnte, und wie ſchwerfällig ich ſeitdem geworden bin, komme ich mir wie ein anderer Menſch vor. Er hatte unendlich viel geſehen und gehört, denn er war faſt in allen Hauptſtädten von Europa geweſen; ſein Reichthum, ſein geſelliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anſchauungen in meiner ſtillen Klauſe erquicken. Mit Recht ſagt ſein Biograph von ihm, daß ihm Freundſchaft Bedürfniß und Lebensluſt geweſen ſey. Es war in der That ſo. Einen Theil unſeres Lebens faßt der Briefwechſel in ſich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich iſt oft das Beſte und Bezeichnendſte daraus weggelaſſen worden, manch kleines Lebens- und Genrebild iſt getilgt. Der fremde Herausgeber durfte aber nicht anders verfahren, der perſönlichen Rückſichten wegen. Ich erfuhr den Tod meines Freundes ganz unvorbereitet durch ein Zeitungsblatt, und habe nachher nur ſein Grab bei München beſuchen können.

Waren dieſe und andere dergleichen anregende Kräfte, die ſich hier zu uns geſellten, nur von kurzem Leben, ſo traten dagegen zwei dauernd in unſern Kreis, und ſind uns geblieben: Uechtritz und Schnaaſe. Ich kannte Alexander und Darius, der einen ſo heftigen Federkrieg in Berlin erregt hatte, und war nicht unempfindlich für die Größe des Gedankens geblieben, das junge Griechenthum mit dem alternden, an ſich ſelbſt ſiechenden Orient zuſammenſtoßen zu laſſen. Ein wahrer, großer Gedanke lebt auch in den ſpäteren Dramen Uechtritzens. Der Konflikt zwiſchen zwei ſolchen Geſtalten, Mann und Weib, wie Alboin und Roſamunde, dieſer Kampf von Haß und Liebe, dann in den Babyloniern das Prophetiſche, Vormeſſianiſche und Falſchmeſſianiſche — das ſind gewiß Griffe und Blicke, des Dichters würdig, und nur dem Dichter möglich. Roſamunde hat freilich den Fehler, daß darin an ein ungeheuerliches Faktum, welches nicht anders als äſchyleiſch ſkizzenhaft hätte gefaßt werden können, eine detaillirte pſychologiſche Behandlung gelegt worden iſt. Daß eine Tochter gezwungen wird, aus dem Schädel ihres Vaters halbberauſchten Recken zu kredenzen, läßt ſich nicht fein motiviren, und deßhalb bleibt in jenem Stücke ein Zwieſpalt zwiſchen Stoff und Form. Ueberhaupt trennt Etwas den Dichter von ſeinen Geſtalten, und wir können es nicht anders nennen, als Reflexion. Aber gerade dieſes Vorwiegen des Reflektirenden in Uechtritz gab un-

Digitized by Google

ſern etwas bunten Anfängen einen heilſamen Gegenſatz. Sein Wiſſen, ſein ganzes Weſen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung. Viel und Mancherlei wurde gleich im Beginn unſeres Umgangs verhandelt, wenn wir bei hellem Tageslicht mit gewaltigen Schritten unſern Spaziergang begannen, nur eine halbe Stunde mit einander ſeyn wollten, und uns verwundert nach langen, ſelbſtvergeſſenen Geſprächen im Abenddüſter zwiſchen fremden Hügeln und Büſchen ſahen. Er hat mich über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt, Mehreres, was in den Epigonen ſteht, iſt wörtlich früher von uns ſo abgeſprochen worden. Zu den Mahlern trat er bald in eine große Vertraulichkeit. Er kam ganz anders mit ihnen zu ſtehen, als ich; ſeine geordneten Kenntniſſe, beſonders in der Hiſtorie, machten ihn auf natürlichem Wege zu ihrem Lehrer. Ich konnte ſie Nichts lehren, denn ich wußte ſelbſt nicht viel Poſitives. Er hat ihnen weſentlich genützt, und Das ſollten ſie nie vergeſſen! Seine Freundſchaft mit Leſſing war mir immer eine ſchöne Erſcheinung. Gar herrlich iſt eine ſolche begeiſterte Vertiefung des einen Geiſtes in einen zweiten.

Durch Schnaaſe erhielt die Praxis der Kunſt hier ihr Komplement, die Theorie. Die Kunſtbetrachtung der Gegenwart iſt auf eine würdige Stufe gekommen. Endlich ſind die leeren Allgemeinheiten, abgezogen von iſolirt angeſchauten Perioden, welche ſo lange das Urtheil irre führten, zum Schweigen gebracht. Auf dem hiſtoriſchen Wege, die Kunſt aus der Geſchichte deutend, die Geſchichte aus der Kunſt, ſucht man dem Geheimniſſe ihrer Erzeugung beizukommen. Und dieſer Weg iſt wohl der allein richtige zu nennen. Denn die Kunſt iſt ſelbſt nichts Abſolutes, ſie iſt eine hiſtoriſche Erſcheinung. — „Die Kunſt iſt nicht abhängig von der Welt, nicht eine Wirkung ihrer Revolutionen, und eben ſo wenig eine Macht, welche in die Kette der Urſachen und Wirkungen eingreift. Aber ſie beſteht auch nicht ohne Verbindung mit dem Leben, ſie iſt vielmehr das gewiſſeſte Bewußtſeyn der Völker, ihr verkörpertes Urtheil über den Werth der Dinge; was im Leben als geiſtig anerkannt iſt, geſtaltet ſich in ihr."

So lauten ungefähr die Worte in dem Buche, welches eine der reifſten Früchte unſerer Anfänge war. Ich meine die Niederländiſchen Briefe von Schnaaſe. Er gehört zu den ächten Kunſtforſchern unſerer Tage, und ich bin überzeugt, daß die Literaturgeſchichte ihm unter ihnen einen ehrenvollen Platz anweiſen wird. In ihm ſelbſt hatten Kunſtgefühl und Kunſterkenntniß die natürliche Geſchichte erlebt. Von dem Intereſſe an der Architektur, von ihrem Studio war er zu dem der übrigen Künſte vorgedrungen. So hatte alſo die älteſte Kunſt

in ſeinem Bewußtſeyn auch das älteſte Datum. Dieſer natürliche Entwicklungsgang, den er, unterſtützt von einem ungemeinen kombinatoriſchen Scharfſinne und von einem ſehr ausgebreiteten Wiſſen, gegangen iſt, gibt ſeinen Unterſuchungen die Tiefe und Unparteilichkeit, ihren Reſultaten die ausgiebige Fülle und Reinheit, welche jene Briefe aus Niederland ſo ſehr charakteriſiren. Was ſie aber am meiſten in meinen Augen adelt, iſt, daß der Scharfſinn nie zum Pikanten und Witzelnden verführt, ſondern immer nur nach Wahrheit und ihrem ernſten und ſchlichten Ausdrucke ſtrebt. Ich halte dieſes Buch für ein Haupt- und Grundbuch; es wird auch ſchon jetzt in dem Kreiſe der Wiſſenden mit großer Achtung genannt. Populär kann es aber nie werden, denn es will mit Ernſt, mit Selbſtentäußerung, und Hingebung an die Operationen des Verfaſſers ſtudirt ſeyn. Möglich aber wäre es, daß wir ſpäterhin manchem Räſonnement begegneten, welches, ohne das Urſprungszeugniß aufzuweiſen, doch im Garten meines Freundes gewachſen.

Ich muß geſtehen, daß ich mich nicht ganz habe hindurcharbeiten können, ſagte der blaue Domino. Zweierlei verleidete mir die Lektüre. Einmal ſchien mir das Buch kein recht in ſich geſchloſſenes Buch zu ſeyn, und dann kam es mir auch ſo vor, als ob der Autor zuweilen ſeine Nadeln ſo fein ſchliffe, daß ſie ihm unter den Händen zerbrachen.

Den erſten Tadel gebe ich zu, ſagte der ſchwarze Domino. Die leichten Reiſeſchilderungen, welche ſich zwiſchen die tiefſinnigen Deduktionen ſchieben, ſind eher ein falſcher Reiz, als ein Schmuck; auch hätte der Belehrende hin und wieder Mittelglieder den Leſern zu finden überlaſſen ſollen. Den zweiten Tadel muß ich verneinen. Dein Gleichniß von den Nadeln bei Seite geſetzt, ſage ich: auf der Höhe weht eine andere Luft, als unten im Thale. Sie kann dem Athmenden dünn und ſcharf vorkommen, aber ſie iſt nun eben die Luft der Höhe. Will man einmal mit der Kunſtbetrachtung aus der Fläche, in welcher ſich allerhand materialiſtiſche oder religiös-patriotiſche Dünſte ihr anhängen, emporſteigen zu der reinen Höhe, wo die rechten Meſſungen anzuſtellen ſind, ſo muß man ſich die Luftſchicht der Höhe gefallen laſſen.

Der rothe Domino rief lächelnd: Sie ſollten Ihrem Panegyrikus durch ein Reſumé aus dem Buche für uns Thalleute etwas ſpezifiſches Gewicht geben!

Ich kann es nicht. Was hälfe es, daß ich ſagte, der Wanderer geht von Oſten nach Weſten, von Rotterdam über den Haag, Leiden, Antwerpen, Gent, Brügge, bis in Franzöſiſch-Flandern, er durchmißt auf dieſem Weg das Gebiet der Kunſt von ihrem letzten Ausgang bis zu den älteſten Anfängen, und gelangt endlich auf einen Gipfel, von

Digitized by Google

dem er die Theilung der künſtleriſchen Arbeit unter den Völkern der Erde ſeit den Ebräern bis zum Siecle herab erblickt, gleichſam eine Generalkarte des Genius? Er findet unterwegs, daß die Landſchaft die Natur darſtelle, als Wohnſitz des Menſchen im größten Sinne gefaßt, er mittelt aus, warum die Architektur in ihr ihre nothwendige Stelle finde, aber als Ruine, und trifft ſo auf den richtigen Gegenſatz dieſer noch wenig verſtandenen Art zur hiſtoriſchen Kunſt, wodurch ſie den von dieſer leer gelaſſenen Raum ausfüllt. Er macht uns klar, daß das frühere Mittelalter nur den architektoniſchen Blick gehabt habe und haben können, und daß es in ſeinen mahleriſchen Geſtalten wirklich dieſe architektoniſche Schönheit erblickt habe, ſo dürr und mathematiſch ſie uns vorkommen mögen. Er vindizirt dem Genre ſeine Stelle, geblöst und offen gelegt durch die Reformation, welche das Individuum und die Natur zu Ehren brachte. Er erzählt die Geſchichte des Naturgefühls unter den Völkern, erklärt die Schule von Antwerpen aus den Schulen von Eyk und Hemling, und kommt zu der ſchwierigen Unterſuchung, was denn nun eigentlich den religiöſen Ausdruck in den Werken der religiöſen Kunſt ſchaffe? Da wird gefunden, daß nicht die Frömmigkeit des Künſtlers oder des Zeitalters dieſen Charakter hervorbringe, ſondern daß er durch das architektoniſche Element im Werke ausgeſprochen werde. — Die Kunſt, ſagt der Autor, ſteht mitten inne zwiſchen Lehre und Leben. Sie iſt ſelbſt eine Religion, Naturreligion, ſie iſt das pantheiſtiſche Element, welches keiner Religion fehlen darf.

Alle dieſe und hundert andere Gedanken, die mir noch aus dem reichen Buch einfallen möchten, würden aber davon dennoch keinen Begriff geben. Sein Organismus iſt es, was es zu Dem macht, was es iſt, und jene Aphorismen ſind nur zerſtreute Glieder, die den lebendigen Leib nicht darſtellen.

4.

Mein Freund, fuhr der ſchwarze Domino fort, war in jener erſten Zeit unſeres Zuſammenſeyns voll von den Problemen, deren Löſung er nachmals in den Niederlanden fand. Wie groß war der Drang der Mittheilung, wie rege die Luſt des Empfangens! Die Dichter werden nicht müde, den Frühling zu preiſen und die Liebe, und das von Rechtswegen. Aber was der Frühling und die Liebe der Jugend iſt, das ſind die Stunden, in denen Zwei miteinander Gedanken erzeugen und ausſchaffen, dem Mannesalter. Ein blos perſönliches Wohlgefallen iſt

Digitized by Google

zwiſchen Männern mehr nicht, als ein ſchöner Schein; wie die Ehe vollkommen wird durch das Kind, ſo bedarf die Freundſchaft des Objekts. Zeugen iſt nach Platon die That der Liebe: auch Männer müſſen im Wahren, im Gegenſtändlichen dieſe That miteinander vollbringen, ſoll ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben. — Ich kam zu jenen guten Stunden auch nicht ohne Gabe: Merlin, den ich ſchon als Knabe durch Friedrich Schlegels Erzählung kennen gelernt und ſeitdem immerdar im Herzen getragen hatte, machte mir gerade damals die heftigſten Geburtsſchmerzen, und wollte durchaus an das Licht. Der metaphyſiſche Gehalt dieſer Fabel ſagte dem ſpekulativen Sinne meines Freundes beſonders zu; ſein liebevollſtes Intereſſe hieß mein Stammeln von ihren eigentlich unausſprechlichen Geheimniſſen willkommen. Noch erinnere ich mich des Märzabends, an dem ich ihm draußen im Freien die Intentionen der Szene zwiſchen Merlin und Satan am Grabe der Mutter bei Stonehenge klar zu machen ſuchte. Es gelang nicht ganz, denn ich trug ſie im Gefühl, nicht in Worten, bei mir. Aber uns umſtrichen die erſten, ſcharfen, Wunder verheißenden Lenzeslüfte, der Mond ſchien und ſchien auch nicht, denn ein Chaos von Wolken wühlte ſich durch den Himmel. Da wies ich ihn zuletzt an Lüfte, Mond, Wolken, und Himmel als Dolmetſcher.

Schade, daß dieſes Gedicht an ſo entlegenen, unpopulären Geſtalten verläuft, ſagte der blaue Domino. Klingſor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, die Hüter des Grals! Ja, wer denkt bei dieſen Namen ſich Etwas? Es iſt ein eigenes Unglück für Dich geweſen, daß Du mit dem Drange, den ich wohl in Deiner Arbeit erkenne, gerade zu dieſer wenig bekannten Sage geriethest. Je dunkler, feiner, geiſtiger ein Stoff iſt, deſto planere Träger ſind ihm vonnöthen.

Dieſer Umſtand möchte noch hingehen, ſprach der rothe Domino, aber offenbar iſt für die Durchſichtigkeit und Grazie eines poetiſchen Kunſtwerks Ihre Mythe zu belaſtet durch intellektuelle Anſchauungen der ſonderbarſten Art. Die Figuren erliegen unter der metaphyſiſchen Rüſtung.

Ihr habt die beiden Fehler des Merlin, welche mich um den Gewinn gebracht haben, richtig angegeben, verſetzte der ſchwarze Domino. Als ich vor Kurzem ihn einmal wieder zur Hand nahm, erregte es mir eine eigen ſchmerzliche Empfindung, nun zu ſehen, woran es ihm gebreche. Doch brachte er mir auch ſeine Früchte. Tieck, Uechtritz, Häring widmeten ihm den tiefſten Antheil. Roſenkranz ſprach, wenn gleich mit einigem Widerſtreben, achtend über ihn. Andere ſagten, ich habe den Fauſt überbieten wollen. Der Vorwurf traf nicht. Ich war gar nicht

in das Gebiet des Fauſt eingetreten. Nicht die Sünde ſchwebte mir als das Unglück der Welt vor, ſondern der Widerſpruch. Merlin ſollte die Tragödie des Widerſpruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn ſie in die Erſcheinung treten, zerbrechen, dekomponiren ſich an der Erſcheinung. Selbſt das religiöſe Gefühl unterliegt dieſem Geſetze. Nur binnen gewiſſer Schranken wird es nicht zur Karrikatur, bleibt aber dann freilich jenſeit der vollen Erſcheinung ſtehen. Will es in dieſe übergehen, ſo macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger ſich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Dieſe Betrachtungen faßte ich in Merlin ſublimirt, vergeiſtigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichſten Wahnwitz.

Ich redete vom Widerſpruch. Zuweilen liegt der Widerſpruch, der ſich ſonſt meiſtentheils vererzt zeigt, gediegen zu Tage. Ein ſonderbarer Widerſpruch, freilich mehr praktiſcher Art, begegnete mir auch in jenen Zeiten. Sie hatten, wie Ihr geſehen habt, Etwas von einer Idylle, worin freilich keine rothbebänderten Schäfer, ſondern Künſtler, Literatoren, Grafen, und Herren auftraten. Ein ganz idylliſches Verlangen regte ſich in mir, und ſein Gegenſtand war — der Wolf.

Was meinſt Du? fragte der blaue Domino.

Nun, Michael Beer war bei uns zum Beſuch, und wir ſprachen unter Anderm auch viel von Platen. Die verhängnißvolle Gabel war erſchienen, der Band Gedichte deßgleichen. Seine öſtlichen Spielereien hatten mir zwar wenig behagt, aber in den andern Sachen gefiel mir die elegante Form, die Präziſion der einzelnen Bilder und Gedanken. An manchem hübſchen Einfall in der Komödie hatte ich meine Freude gehabt. Er erregte mein Intereſſe, ich hätte ihm gern, hingegeben wie ich damals war, geſagt, wie ich von ihm denke. Ich ſprach es gegen Beer aus, und kündigte ihm meinen Vorſatz an, Platen brieflich mich nähern zu wollen. Beer machte ein ſonderbares Geſicht, und verſetzte: Das laſſen Sie doch lieber, denn — denn — Ich ſtutzte, hatte aber kein Arg. Kaum ſechs Monate ſpäter erſchien der romantiſche Oedipus, von deſſen Herannahen mein Freund ſchon gewußt hatte.

In der That würde Sie ein achtender oder verehrender Brief mit ſolcher Replik ſeltſam geſtellt haben! rief der rothe Domino.

Mein guter Genius hat mich vor dieſem Schritte, den nur unſchuldigere Zeiten zu würdigen gewußt haben würden, bewahrt, erwiederte der ſchwarze Domino. Jetzt mußte ich den mir werth gewordenen Dichter und unerwarteten Feind in anderer Weiſe begrüßen, die Polemik griff zu ihren Worten, obgleich mir nie in jener Zeit des Kampfes

auch nur auf einen Augenblick die Achtung vor dem Achtungswürdigen in Platen ſich trübte. Heine, der ſo heftig wegen ſeines Gegenſpottes getadelt wurde, betrachtete die Sache ebenfalls leicht und heiter, ſeine Briefe aus jener Zeit ſind voll von drolligen Aeußerungen über dieſen Krieg. Aeußerſt komiſch war der Zorn mancher Leute, die ſich öffentlich vernehmen ließen. Sie ſchalten uns, daß wir uns unſerer Haut gewehrt hatten. Doch erhielt ich auch lobende Zuſchriften, die in anderer Weiſe luſtig waren. Einer ſchickte mir ein Sonnett, welches ſo anhob:

„Du haſt Dich, Edler, brav herausgebiſſen…“

Ein Anderer bewunderte in einem Briefe voll ſchöner Sachen für mich die „Milde“ meiner Streitſchrift.

Wie kam es, daß Du, der Du auf jeden Angriff ſonſt immer geſchwiegen, hier den Handſchuh erhobeſt? fragte der blaue Domino.

Eben, weil ihn ein Gegner hingeworfen hatte, mit dem man ſich ſchlagen konnte, verſetzte der Schwarze. Und übrigens macht ſich dergleichen, man weiß ſelbſt nicht wie? Es gibt Bekannte und gute Freunde, die bei ſolchen Gelegenheiten die friedfertigſte Geſinnung in den Harniſch zu bringen vermögen. Da kommt der Eine und zuckt die Achſeln, ein Zweiter bemitleidet, ein Dritter ſagt: So Etwas iſt doch unerhört. Ein Vierter ſpricht: Wir wollen gar nicht davon reden. Der Fünfte fragt: Was werden Sie dagegen thun? Noch ein paar Andere flüſtern blos, wenn ſie einen ſehen. — Der innere Grund, warum ich ſchrieb, war, weil ich einen inneren Gegenſatz zwiſchen mir und Platen fühlte, und dieſen ausdrücken zu können hoffte. Ich konnte mich nicht mit ſeiner Präziſion, Schärfe, geſchweige denn mit den metriſchen Verdienſten des Mannes meſſen, aber ich hatte auch Etwas in mir, was er nie beſeſſen hat, und dieſes Etwas war mir Poeſie, meine Poeſie. So entſtand aus äußern Veranlaſſungen, doch mehr aus innern Urſachen, der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier. Campe in Hamburg verlegte ihn, wünſchte aber der Beſchleunigung wegen, daß ich den Druck und die Verſendung ſelbſt beſorge. So ward ich Autor, Korrektor, und Spediteur meiner Polemik.

Ich beſuchte Sie damals, und ſah auf Ihrem Zimmer einen mächtigen geſchnürten Ballen liegen, ſagte der rothe Domino. Um des Himmels willen, fragte ich, was iſt Das? Sie antworteten: Tauſend Kavaliere ſtecken da drinnen.

Es war uns komiſch-ſchauerlich, den poetiſchen Hohn in ſo materieller Wucht vor uns liegen zu ſehen, erwiederte der ſchwarze Domino. Ich war froh, als der Fuhrmann mir das Zeug vom Hals ſchaffte. Nachher war mir Platen Derſelbe, der er mir früher geweſen, und ich konnte

Digitized by Google

mich ſeiner Vorzüge erfreu'n, als ob nie ein Oedipus in die Welt gekommen wäre.

Platen, ſagte der rothe Domino, iſt ein eklatantes Beiſpiel, wie die ältere lyriſche Stimmung ſich bei einem Volke noch einmal zu rekonſtruiren ſucht, obgleich ihre Stoffe durch die Vorgänger aufgebraucht ſind. Die Lyriker der Jetztzeit, die mit Heine begannen, greifen dreiſt in die gährenden Subſtanzen der Gegenwart, und geſtalten ſie, wie es gehen will. Die Liebe, die an ihrer eigenen Narrheit verzweifelt, das Gefühl, das an der Skepſis der materiellen Zeit hinſtirbt, der Liberalismus, der Weltſchmerz, Afrika, Orient, Amerika, wo möglich Südindien, durch die unzähligen Reiſen in Jedes Geſichtsweite gerückt, — das ſind die Themen der jetzt Berühmten. Die älteren Lyriker hatten Natur und Blüten, ſehnſüchtige Liebe, zarte Scheu vor der Barbarei unſeres deutſchen Lebens, die Herrlichkeit ſüdlicher und antiker Zuſtände geſungen. Ramler und Klopſtock kontemplirten hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe in rhetoriſcher Weiſe. Später geſellten ſich zu dieſen Lauten Minne, Andacht, die Klänge romantiſcher Vergangenheit. Ganz zuletzt fand das patriotiſche und Kriegsgefühl Worte. Alle dieſe Schätze waren ausgegeben, Uhland und Rückert beſchäftigten ſich mit der letzten Nachleſe auf den Feldern, als Platen erſchien. Er war beleſen, gebildet, gelehrt ſogar. Er hatte Gedanken, Gefühle, er war ein Dichter — aber keiner, in dem ein neues Evangelium der Poeſie nach Offenbarung ringt. Er gehörte nicht zu Denen, die da wollen dichten, er mußte es. Aber was thun? Ein Talent war ſein eigenes: das philologiſche. Mit dieſem griff er umher unter den ſchon zubereiteten Stoffen, ſchliff ſie, appretirte ſie, gab ihnen Façon, eine nettere, knappere, als je eine zuvor geweſen war. Er war der Sammler, der aus zweiter Hand nahm und durch höchſt geſchickte Aufſtellung, richtiges Licht, Säubern und Abputzen etwas Neues hervorzubringen ſchien: — die Sammlung. Sie gehörte ihm allerdings, dem Sammler, aber die Geiſter der Meiſter in Erz, Gold, Stein, und Farbe, welche zu der Sammlung ſteuerten, gehörten ihm nicht. Nun aber genügte ihm Das Alles doch keineswegs. Ein ſtiller Unmuth, ein geheimes Mißbehagen ergriff ihn. Denn nur die Seele, erfüllt von fremder Größe und demüthig hingegeben an ſie, oder voll von eigenem, übergewaltigem Stoffe iſt in ſich geſättigt und ruhig. Da begann nun das halbzornige Liebäugeln mit der Form, jenes Preiſen der abſtrakten Schönheit, der Schönheit ſchlechthin, welches immer das Ende und die Auflöſung des Produktiven iſt. Zugleich begann jenes Narziſſenthum des Geiſtes, welches ihm ſo oft als Hochmuth beſcholten worden iſt. Eine traurige Zärtlichkeit! Wer ſich nur liebt als Vortreff-

Digitized by Google

lichen, nicht in ſeinen Sünden und Thorheiten, der liebt ſich ſelbſt nicht einmal.

Viel zu ſcharf! Ungerecht! rief der blaue Domino.

Soll ich Dich an Deine eigne Rede über den Rhein erinnern, an Das, was Du über das große Mehr und Minder ſagteſt? Nenne ich Platen einen ſklaviſchen Kopiſten? Ich finde in ihm Wendungen, Gedankengänge, beſonders Zuſammenſtellungen, die ihm angehören. Er hat ſeine Stelle in der Geſchichte der deutſchen Poeſie, und that durch die Strenge und Energie des Formellen gewiſſermaßen einen Schreckſchuß, der die Geiſter aus dem Schlafe der laxen Zerfloſſenheit erweckte. Jeder Ruhm, der ihm gebührt, ſprieße über ſeinem Grabe bei Syrakus! Aber ein großer Dichter, wozu man ihn hat emporſchrauben wollen, iſt er eben ſo wenig, als zwanzig gute Gedanken, die Jemand hat, aus ihm den großen Denker fertig machen. Ich bleibe alſo bei meiner Meinung: die ältere lyriſche Stimmung wollte ſich in Platen noch einmal durch die metriſche Form rekonſtruiren, ſie brachte es auf dieſem Wege aber nur zu einer geſchmackvollen Anthologie, und die Originalitäten, welche ſie produzirte, waren Variationen über die beiden Sätze: die Schönheit iſt ſchön — und: ich bin das größte Genie der Zeit.

Laßt uns über Größe und Kleinheit nicht rechten! mit dieſen Worten nahm der ſchwarze Domino die Rede wieder auf. Das ſind relative Begriffe, die wenig Ausbeute geben. Sehen wir ihn, wie er iſt für ſich! Er iſt der Meiſter des Einzelnen. Das einzelne Bild, den Blick auf eine Spezialität, dieſe und jene beſondere Kontemplation weiß er oft meiſterhaft anzuſtellen, zu richten, abzuründen. Ein Ganzes aus einem Gedanken organiſch zu geſtalten, der das Ganze bis in das feinſte Geäder durchdringt, gelingt ihm dagegen ſelten, und nie in Kompoſitionen längeren Athems, weßhalb ihm auch das höhere dramatiſche Geſetz immer verſchloſſen blieb. Wie gering, zufällig, und dürftig iſt bei allem Salze der einzelnen Witze die Fabel der verhängnißvollen Gabel! Einige Begegnungs-, Lauſche-, und Erkennungsſzenen — das iſt das Ganze. Die Figuren ohne komiſche Konſiſtenz. Das Geſpenſt einer albernen Ahnfrau, die zuletzt, man weiß nicht warum, ein ätheriſcher Genius wird.

Die Irrthümer des Gefühls ſind rührend und ſchön, die Irrthümer des Verſtandes barock und trocken. Platens Verſtand hatte ſich an Ariſtophanes perturbirt, nicht ſein Gefühl. Er wollte Ariſtophanes nachahmen. Ein unglücklicher Irrthum! Ariſtophanes iſt nicht nachzuahmen. Es gibt Dichter, die unter Bedingungen hingeſtellt ſind, welche ſich nie wiederholen. Solche Dichter ſind darin ſie ſelbſt, daß

Digitized by Google

ſie dieſe Bedingungen abſpiegeln. Wie iſt ihnen alſo beizukommen, wenn jeder ähnliche Grund und Boden unter den Füßen fehlt? Man kann von Göthe lernen, und ſelbſt von Shakespeare, denn wir ſchwimmen doch noch im Strome, der ſie trug; von Ariſtophanes läßt ſich nicht lernen; ihn ſoll man genießen, an ſeiner hohen, göttlichen Komik kann man ſich nur berauſchen. Lange war freilich „der ungezogene Liebling der Grazien“ den Leuten gleich jedem andern Dichter, der da ſitzt in ſeinem Kämmerlein, allerlei ſeltſame Phantasmata ausheckt, und dieſe dann auf den Markt trägt. Man hatte ſich ſo ſehr gewöhnt, den Poeten nur immer in einem gewiſſen ideellen Zuſammenhange mit ſeiner Gegenwart zu ſehen, daß man auch nur dieſen in Ariſtophanes erblicken wollte, um den es doch ganz anders ſtand. Endlich witterte man einen höchſt realen Kontakt zwiſchen ihm und der Demokratie, als deren Strafredner er ſonſt gegolten hatte. Damit geſchah ein ungeheurer Vorſchritt zur beſſern Erkenntniß dieſes Wunders der Poeſie. Nur die Demokratie erklärt Ariſtophanes, wie er wieder der ſicherſte Führer durch ihre Irrgänge iſt.

Wer aber vermag ſie zu ſchildern? Wer gibt unſern zahm gewordenen Augen ein wahres Bild von jenem orgiaſtiſchen Taumel, in dem Genialität und Verruchtheit, Stärke und Schwäche, Kunſt und Roheit, Aberwitz und Tiefſinn zwiſchen den Speeren des peloponneſiſchen Kampfes, durch das Labyrinth von Sitten, greiſlichen Lebensſymbolen, Opfern, und Gerichten hindurch ihren verſchlungenen Tanz aufführten? Zweimal iſt auf Erden etwas Unbegreifliches erſchienen. Ich nenne das Eine nicht, denn die ausgeſprochene Paralleliſirung möchte gottlos klingen, obgleich ſie es nicht iſt. Aber gewiß blicken wir zu jenen Zeiten, in denen die Perikleiſche Entfeßlung eines Volkes, wie es kein zweites je gab, ihre Früchte trug, immer nur durch denſelben Nebel hin, welcher die Tage umhüllt, in denen das Saatkorn der neueren Weltgeſchichte geſäet wurde. Thucydides ſagt uns, daß der Zuſtand furchtbar geweſen ſey, daß alle Begriffe von göttlichen und menſchlichen Dingen ſich damals gewandelt hätten. Aber dieſe Stadt voll Eidbruch, Beſtechung, Treuloſigkeit, Frechheit, Päderaſtie, Atheismus, reifte und zeitigte doch ihn ſelbſt. Sie reifte und zeitigte die Feldherren Nikias, Lamachos, den in allen Laſtern ſo großen Alcibiades, den Aufſchwung zur ſiziliſchen Expedition, die Kräfte, welche nach den furchtbarſten Niederlagen den Sieg bei den Arginuſen erfochten. Sie erzeugte Sokrates und die Philoſophie, Sophokles, Euripides, die Blüte der Kunſt und der Rede. Und alle jene Männer und Thaten waren oder wurden während ſiebenundzwanzig

Digitized by Google

kurzer Jahre unter Bedrängniſſen der Peſt, des Hungers, des Krieges, die ſonſt das geiſtige Leben der Staaten abtödten.

In dieſer gewaltigen Geburtsſtätte wacht nun ein Menſch auf: witzig, phantaſtiſch, beobachtend, wie keiner ſonſt. Zugleich ein Realiſt der immenſeſten Art, öffnet er ſeinen Buſen dem tauſendſtimmigen Konzerte von Athen. Was vereinzelt in allen jenen Tönen ſpottet, jubelt, ſchilt, klagt, Das verſammelt dieſer Genius in ſich zu einer ſchreckhaft-komiſchen Harmonie. Alles in ſeinen Erfindungen geht über unſer Maß hinaus. Zu ſeiner Zeit aber ſteht er im ſchicklichen Verhältniß. Er iſt ein Koloß, der darum Koloß ſeyn darf, weil er unter den Füßen ein koloſſales Piedeſtal hat. Auch ahne ich den Boden, auf dem ſeine wunderbaren Perſonifikationen erwuchſen. Faſt zweifle ich, daß die Richterweſpen, die ſpekulativen Wolken, der Ritt auf dem Miſtkäfer in den Himmel, die Vogelſtadt, der Plan der Heerlöſerin, das Wägen der Verſe von Äſchylos und Euripides, und welche Dinge noch ſonſt ſich da anführen ließen, die Athener entzückt haben würden, wenn alle dieſe grillichten Seltſamkeiten ihnen aus dem Gemache des Dichters als neue Bekanntſchaften entgegen getreten wären. Mich dünkt, ſo bildet ſich das Komiſche nicht, und ſo verfährt der echte Komiker keineswegs, der ja immer das gerade en vogue Gehende aufgreift. Wenn er den Frömmler, den Dichterling uns vorführt, gibt er uns im Bilde zuſammengefaßt, was uns im Leben an hundert Schabhälſen und Verslern begegnete. — Wird alſo Ariſtophanes ſich jene ſinnreichen Tollheiten aus dem Nichts entſponnen haben? Nein, gewiß war unter den Athenern ſchon viel geplaudert worden von den Stacheln, die in den Volksgerichten ſtächen, von den Dünſten der neuen Spekulation, und daß man den Frieden vom Olymp holen müſſe, da er auf Erden nicht mehr zu finden ſey, daß der Landmann ſeiner am meiſten bedürfe, dem dann freilich nur ein Pegaſus eigener Art zu Gebot ſtehe. Man mochte bei der ſiziliſchen Expedition geſcherzt haben, die Projektenmacher würden ſich zuletzt noch in den Lüften unter den Dohlen und Krähen anſiedeln. Genug! Ich mag Dies nicht weiter ausführen. Vielleicht aber hatte der attiſche Volkswitz bereits wenigſtens die Embryonen der Wolken, Weſpen, Vögel, des tollen Weiberplanes, der tragiſchen Wage erzeugt, die nun nur ſein Dichter zu ſchönen, herrlichen Körpern machte.

Das ſind freilich Konjekturen, welche die Gelehrten erſt beſtätigen müſſen, ſagte der blaue Domino. Wären ſie richtig, ſo würden ſich aus dieſem Verhältniß manche Aufſchlüſſe über die komiſche Kunſt des Ariſtophanes ergeben. Namentlich würde klar werden, warum er mit ſolcher Gründlichkeit mehrere ſeiner abenteuerlichſten Einfälle durchführen

Digitized by Google

durfte. Ein unbekanntes Bonmot wirkt nämlich nur ſchlagartig, jede Konſequenzenmacherei wird tädiös. Hat aber eine Maſſe ſich ſchon einen Einfall ausgedacht und verkörpert, ſo kann der Dichter damit wie mit einer lebenden Perſon gebahren, ſein Publikum wird ohne Ermüdung Geſchichte und Schickſale des korporell gewordenen Einfalls anhören. Wer möchte einen Roman „von dem Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt", leſen? Eulenſpiegel dagegen, den das Volk ſich gemacht, iſt ein dankbares Sujet zu Luſtſpielen und Novellen. — Wie denkſt Du denn aber über das Bataillenpferd der Alterthumsforſcher, über die Moralität des Ariſtophanes?

Was heißt Moralität des Dichters, was iſt ſeine Moralität? rief der ſchwarze Domino. Der Dichter ſoll ganz hingegeben ſeyn an ſeine Zeit, alle ihre Stimmungen und Bezüge in ſich aufgenommen haben, und je größerer Dichter, deſto inniger wird immer dieſe Hingebung ſeyn. Daß er ſich aber dennoch frei bewahre, daß er nicht ſelbſt werde, wie ihre rohe Mannigfaltigkeit, dagegen muß ihn ein zarter Halt in ſeinem Innern, ein leiſes Gewiſſen in ſeiner Bruſt ſchützen. Dieſes poetiſche Gewiſſen wird aber nicht, wie das moraliſche, eine Negation ſeyn, eine Stimme, die blos ſagt, was zu unterlaſſen iſt; ſondern, da das Dichten ein Machen und Schaffen iſt, ſo wird das poetiſche Gewiſſen ſich äußern in einem Gegenmachen und Gegenſchaffen. Und von dieſem Gewiſſen werden ſonach untrügliche Zeichen, nämlich poſitive, an des Dichters Werken hervortreten. Bei Dante iſt Beatrice das Gewiſſen, welches von ihm ausſagt, daß er von einer himmliſchen Einheit inmitten der zerriſſenen Welt gewußt habe. Shakespeare, der gewaltige Dollmetſch der modernen Grübelei, hat eine Vorliebe für einfache Charaktere, wie Kent und Alexander Iden, für Mönche; und in allen innerlichen Kriegen ſchwebt ihm die Herrlichkeit von Altengland vor. Göthe's Liebe zur Natur iſt auch ſo ein poetiſches Gewiſſen. Seine Dichtung iſt der Reflex des Weichen, Weiblichen, Gebrochenen in den letztvergangenen Zeiten; an dem ewig feſten Knochenbau der Natur hält er ſich in ſeinem Innerſten zuſammen, und da iſt es wieder charakteriſtiſch, daß das Feſteſte und das Mathematiſche in der Natur, nämlich Gebein, Geſtein, und Farbe, ihn theils am früheſten, theils am nachhaltigſten beſchäftigt hat.

Laß mich für Dich vollenden, ſagte der blaue Domino. Von dieſem Punkte aus iſt die Moralität des Ariſtophanes allerdings zu finden. Er iſt nicht der ungezogene Grazienliebling, der nur ſo auf eigene Hand ſeine graziöſen Ungezogenheiten erſonnen hat, noch viel weniger iſt er der abſichtliche Tugendprediger in der Schellenkappe, als welchen ihn

Digitized by Google

die ſpätere Auffaſſung bezeichnete. Eben ſo wenig aber iſt er auch der perfide, kalumniantiſche, geſinnungsloſe Demokrat, wozu ihn manche neuere Stimme machen will. Sonderbar, wenn Jemand zugleich ein ſo großes poetiſches Genie und daneben ochlokratiſch gemein ſeyn könnte! Will man Plato's Epigramm und das Zeugniß, welches das Gaſtmahl für ihn ablegt, nicht mehr gelten laſſen? Die Sache war wohl dieſe. Das attiſche Leben lebte in ihm mit allen ſeinen erſtaunlichen und großen Dingen, freilich auch nebenbei mit ſeinen Schatten. Keiner Partei gehörte er in ſeinem freien Geiſte an, Demos, Exkluſive, Hetärien, Oligarchen, Ariſtokraten ſtehen ihm gleich nahe. In dieſer Freiheit, woraus Inkonſequenzen entſpringen, liegt ein Theil ſeiner Größe. Er weiß von Allem, jede Nuance des Zuſtandes iſt ihm klar. Aber er verliert ſich nicht in dieſes bunte Gewirr, auch er hat das Gleichgewicht in ſeiner Seele. Welches Gefühl aber kann nur die Gegenlaſt zu jener reichhaltigſten aller Darſtellungen hergeben? Soll er hin und wieder züchtig reden? Niemand in Athen redet ſo. Soll er ſogenannte edle Charaktere kontraſtirend zeichnen? Kein Charakter iſt unangefochten, unverſpottet; alle öffentlichen Geſtalten unterliegen Anklagen, die, ſeyen ſie gerecht oder ungerecht, doch wenigſtens gewiß zu objektiver Geltung Niemandes Tugend aufkommen laſſen. Soll er die Götter aus der Maſchine treten laſſen in verehrungswürdiger Bildung? Aber der Olymp iſt dem Volksglauben faſt ſchon zum Berge geworden, wie andere Berge. Darf er die Weisheit aufführen als Troſt und Heilmittel? Sie tritt in Sokrates ſo wunderlich einher, die Ironie gibt ihr ein ſo ſophiſtiſches Anſehen, ſie iſt in der That ſo ſehr Ferment des Feſten, Oeffentlichen, der Religion, daß ſie ihm kein Organ für ſeine Empfindung ſeyn kann.

In der Gegenwart konnte alſo Ariſtophanes, wenn er nicht gemein heucheln wollte, keinen Ausdruck für ſein poetiſches Gewiſſen finden. Einſt indeſſen war es anders. Es gab doch einſt für Athen einen Tag von Marathon und von Salamis. Es gab einen Miltiades, Ariſtides, Themiſtokles. Die Poeſie fand in Aeſchylos ihren Mund. In der begeiſterten Hingebung nun an die fromme Vergangenheit der Ahnen, in der ungeſchminkten Verehrung für Aeſchylos ſpricht das Gewiſſen des Dichters. Er beweist dadurch, daß er auch moraliſch beſſer ſey, als ſein ſchimpfender oder verdächtigender Pöbel. Allerdings iſt dieſer Kultus nur ein ſchöner Traum, aber gerade ein ſolcher Traum genügt, der Darſtellung des Mitweltlichen, die doch auch nur ein Traum iſt, ein laſterhaft-genialer Traum, die Wage zu halten. Mit praktiſcheren Demonſtrationen würde der Dichter das goldene Zaubernetz, welches

Digitized by Google

ſeine Phantaſien umſponnen hält, ſchwerfällig zerriſſen haben. Und Das iſt folglich das Edle und die Moralität in der Seele des Komikers. Bei aller Verwandtſchaft mit dem Markt von Athen fühlt ſie doch die Zweideutigkeit ſeiner Szenen, und ſucht Genügen bei den einfacheren Vätern.

Am meiſten iſt mir das ethiſche Moment in Ariſtophanes durch die Ritter anſchaulich geworden, wo es ſich ſelbſt auf Koſten des poetiſchen Zuſammenhangs geltend macht, ſagte der ſchwarze Domino. Der hündiſche Gerber Kleon muß fortgeſchimpft werden, wenn Herr Demos, neuverjüngt im Lichte der guten alten Zeit, wieder zum Vorſchein kommen ſoll. Aber durch wen operirt ſich dieſe Verwandlung? Durch den noch ärgeren Taugenichts, den Wurſthändler. Durch dieſen Widerſpruch iſt, wie mich dünkt, eine ſpeziſiſche Wahrhaftigkeit in Ariſtophanes Geiſt ausgedrückt, der die Herrlichkeit der Väter liebt, und dennoch weiß, daß ſie nicht zurückgeführt werden kann. Seht, wollte der Dichter ſeinen Zuſchauern ſagen, ſo ſaht Ihr aus, und nun fragt Euch, ob Ihr, von der argen Hand in die ärgere ſtets übergehend, ſo wieder werden könnt, ob nicht jede Verbeſſerung, die Euch der Wechſel der Demagogen in Euren Augen zu geben ſcheint, eben auch nur ein verführender Schein iſt?

Der Dualismus zwiſchen Hohn und Begeiſterung, in dem wir Ariſtophanes offenbar befangen ſehen müſſen, wenn wir ihn nicht für ein Aggregat zufällig durcheinander gewürfelter Stoffe halten wollen, iſt aber auch nur ein Zug, der durch die Beſſeren ſeiner Mitwelt hindurchging. Die Sitte war meiſt zum Formalismus geworden, von dem man bei aller inneren Ungebundenheit gleichwohl nicht ablaſſen durfte, ſollte das Leben noch Zuſammenhang behalten. Man opferte den Göttern und lachte über ſie. Die Todfeindin, Sparta, hatte ihre Freunde in der Stadt, ihre Nachäffer. Man wußte ſchon, daß Athen nicht die Welt ſey, und doch konnte ein feiner Mann nur in Athen leben, was man Leben heißt. Dieſe extremen Kontraſte geronnen in Alcibiades zu einem praktiſchen Charakter, machten ihn zum Mann des Volks, und ſtürzten ihn beim Volke. Sie helfen auch unſern Dichter erklären.

Mich hat es immer intereſſirt, den politiſchen Gedanken des Ariſtophanes zu verfolgen. Anfangs iſt er noch kompakt, richtet ſich auf einen reellen Gegenſtand, geht aber endlich in eine Art von luſtiger Verzweiflung über. Jener Gegenſtand iſt der Friede. Frieden will der Dichter mit Sparta. Man hat jetzt, nach zweitauſend Jahren, gut philoſophiren „über die Nothwendigkeit des Prozeſſes im attiſchen Leben,

Digitized by Google

der den peloponneſiſchen Krieg hervorbrachte,“ vor welcher weiten Philoſophie denn der Dichter zu einem beſchränkten Opponenten dieſes nothwendigen Prozeſſes werden muß. Damals, unter Noth und Drangſal aller Art, war es wohl eine ganz probehaltige Idee, den Kampf mit der Bundesſtadt für ein großes Unglück zu nehmen. In den Acharnern tritt der Friede als Idylle auf. Ein Einzelner verträgt ſich auf eigene Fauſt mit den Feinden, und hat nun freien Markt und frohes Feſt, während der kampfluſtige Feldherr Beulen und Wunden empfängt. So ſähe es aus, wenn Friede wäre! Aber ſoll er kommen, muß das Haupthinderniß hinweggeräumt werden, Kleon. Die Ritter greifen ihn an, vernichten ihn poetiſch. Kleon kommt ſpäter um, freilich nicht durch die Verſe des Ariſtophanes. Nikias ſchließt einen Waffenſtillſtand. Der Friede, der nun folgt, iſt eine ſonderbare Komödie. Sie drückt zugleich die anſcheinende Unmöglichkeit, gründlich Eintracht zu ſtiften, und den Segen, der weitverbreitet ſich ergießen würde, geſchähe dennoch das Unwahrſcheinliche, aus. Denn aus dem Olymp muß die Friedensgöttin herabgeholt werden, aus dem Olymp, den die Götter ſelbſt, erzürnt über den Hader der Hellenen, verlaſſen haben. Es gelingt, und nun wird die Fruchtin, ein Symbol jenes allgemeinen Segens, als Braut heimgeführt. In keinem Stücke wird ſo gründlich von den Urſachen und Schattirungen des Krieges gehandelt; es ſcheint, daß der Dichter ſeiner etwas luftigen und allgemeinen Allegorie durch jenes hiſtoriſche Ingrediens eine Widerlage hat geben wollen. Von dem Frieden, nämlich von dem wirklichen, ſagt Thucydides, daß er den Namen eines Friedens nicht verdient habe. Häkeleien, Kränkungen, Plackereien der gegenſeitigen Schützlinge ließen kein Vertrauen aufkommen, es herrſchten Argwohn und Gereiztſeyn. In dieſer fieberhaften Spannung beſchloß Athen, durch Alcibiades hingeriſſen, den großen Zug nach Sizilien, den größten, den es je gethan. In der Stadt war ein Schwindel der wildeſten Erwartungen. Daß Ariſtophanes ihn nicht getheilt, beweiſen die Vögel, dieſer Gipfel ſeiner Poeſie. Das reale Athen iſt ihm verſchwunden, Wolkenkuckuksheim hat ſeine Stelle eingenommen. Vom Didaktiſchen oder Oratoriſchen iſt in dieſer Komödie keine Spur mehr; ſelbſt die Parabaſen ſind rein phantaſtiſch. Jene luſtige Verzweiflung, die mit dem Jubel der Bankerottirer unmittelbar vor dem Bankbruch ſcherzt, hat das Werk geboren. Ein Gedanke in der Komödie iſt von ſublimſter Schönheit. Als es zu dem Bau der luftigen Stadt kommen ſoll, legt Ariſtophanes nicht, wie ein Komiker geringerer Art gethan haben würde, den Akzent auf die Mittel und Wege dieſes Baues, welche vielmehr episodiſch behandelt werden,

Digitized by Google

ſondern die Hinderniſſe des neuen Reichs zu beſiegen, die Eindringlinge zurückzuſcheuchen, iſt des wackeren Rathefreundes Amt und Sorge. Dadurch wird das Phantaſtiſche aus der geraden Linie in die reizendſte Kurve umgebogen, das Imponderable erhält ein Gewicht, ein Nichts eine Geſchichte, ein Schickſal.

Aber die entſetzlichſte Niederlage beſchließt den glänzenden ſiziliſchen Zug. Die Oligarchie rührt ſich. Die Demokratie iſt in der Auflöſung. Der Scherz des komiſchen Dichters ſinkt zur Erde herab. Nichts, was Männer männlich haben unternehmen können, vermochte Ruhe und Beſtand zu ſtiften. Die Weiber nehmen ſich des gemeinen Weſens an. Durch die Vorenthaltung des roheſten Bedürfniſſes erzwingt Lyſiſtrate und ihr Orden den Frieden. Das Gefühl von der völligen Umkehrung der Verhältniſſe iſt in dieſer Fabel mächtig, und erhält endlich in den Ekkleſiazuſen ſeine ſchärfſte Zuſpitzung. Der Krieg iſt vorbei; der Staat matt. In jener Komödie treten die Weiber völlig an die Stelle der Männer, und herrſchen. Die politiſche Komödie kehrt gleichſam zu ihrem erſten Genre zurück. Die Ekkleſiazuſen ſind auch eine Art von Idylle zwiſchen geſcheiten Betteln und dümmlichten Spießbürgern. Freilich iſt dieſe Idylle ſo herb, als die der Acharner heiter war. Zwiſchen dieſem Ausgangs- und jenem Endpunkte aber hat ſich die Poeſie des Komikers als Jambographie, Allegorie, Mährchen, Intriguenfabel bewegt. In Sieg und Niederlage, vor dem Angeſichte des Feindes, hat ſie zu ſcherzen gewagt, und ſo gemahnt ſie uns, wie der ſchmetterndſte Triumphgeſang des in den äußerſten Kriſen ſich groß und ſelbſtſtändig wiſſenden helleniſchen Geiſtes.

Die Redenden ſchwiegen hierauf eine Zeitlang. Endlich ſagte der rothe Domino: Wir ſind von Platen ganz abgekommen.

Bleiben wir, wo wir ſind, verſetzte der Blaue. Die Erinnerung an eine literariſche Streitigkeit hat uns zur Betrachtung eines großen Dichters geführt. Das iſt ein gutes Ziel, von dem wir nicht zurückgehen wollen.

Ich will wenigſtens noch einen ausgleichenden Epilog halten, ſagte der ſchwarze Domino. Der romantiſche Oedipus ſcheint in der Erfindung weit beſſer zu ſeyn, als die Gabel. Zwar iſt der Gedanke, den komiſchen Helden bei den Haidſchnucken ſitzen, ihn erſt verehren und zuletzt vom Publiko und dem Verſtande aushöhnen zu laſſen, auch nicht eben von unerhörter Größe. Dagegen ſcheinen die Motive des Zerrſpiels, welches mein Zerrbild mit Puppen aufführen läßt, bunt und reich zu ſeyn.

„Scheinen? Wie ſprichſt Du denn?“

Digitized by Google

Nun, ich muß ein ſonderbares Bekenntniß ablegen. Ich habe den Oedipus nie geleſen.

„Nicht geleſen?"

Nein, ſo müßte ich antworten, und wenn Du wie Orſina ausriefeſt: Nicht einmal geleſen! Ich ließ mir von einem Bekannten den Inhalt erzählen, und darauf ſchrieb ich meinen Kavalier.

„Gut, daß Deine Feinde Dies nicht hören. Sie würden daraus einen Zug oberflächlicher Vornehmheit mehr ableiten."

Mit Unrecht. Ich wollte mir die Laune nicht verderben zu meinem Geplänkel; ich meinte, es könne mir doch etwas Menſchliches begegnen, ſähe ich mich ſo ſeltſam abkonterfeit, und darum ließ ich mir am Bericht vom Bilde genügen.

5.

Mitternacht war nahe. Der Tanz im Saal machte eine Pauſe. Man fand ſich in einzelnen Gruppen zum Souper zuſammen. Die drei Domino's wollten aufſtehen, und ſich einer ſolchen Gruppe anſchließen; da drang ein halbes Dutzend junger Leute, Spanier, Türken, Tyroler, herbei, und ſetzte ſich ohne Weiteres an den Tiſch der Domino's, ſo daß dieſe, welche ſich von lauter angenehmen Geſellſchaftern und guten Freunden umgeben ſahen, nun auch ſitzen blieben. Man verhandelte über die Frage, was man eſſen und beſonders was man trinken ſolle, und nahm ſie ſehr ernſthaft. Denn, ſagte der rothe Domino, der Gaumen iſt uns von würdiger Unterhaltung trocken geworden, und hat deßhalb ein wohlerworbenes Recht auf würdige Anfeuchtung.

Während dieſer Debatte war der papagaigrüne Domino, der nach dem fünfzehnten oder ſechzehnten Robber des Spiels nun genug hatte, aus dem Zimmer gegangen. Mit bedeutendem Schmunzeln war er gegangen, und mit einem auffallenden Gefolge kehrte er zurück. Ihm folgte nämlich ein Junge, der in einem ſeefarbenen Tritonen- oder Fiſchhabit ſtack, und ein Kellermeiſter aus dem Mittelalter. Der jugendliche Triton oder fiſchichte Junge trug auf ſeinem Schuppenhaupte ein Auſterbrett von dem Umfange eines Wagenrades, der Kellermeiſter ſchleppte ſich mit zwei gefüllten Flaſchenkörben, aus denen die wohlbekannten verpichten, drathumflochtenen Korke hervorſahen. Der Papagaigrüne ließ ſich mit Grandezza Auſtern und Champagner auf den

Digitized by Google

Tiſch ſtellen. Was ſoll Das? riefen Alle, denen die friſchen Colcheſter Molusken, die roth und grünen Etiketten von **Forest Fourneaux père et fils à Rheims** gar nicht unlieblich däuchten.

Dank, wie ihn die Praxis der Theorie darzubringen vermag, verſetzte der Papagaigrüne. Er hieß den Triton und den Kellermeiſter abtreten, und fuhr fort: Ich bin bei meinem Whiſt da ſo mit den Brocken Reflexion, Betrachtung, Unterſuchung, die von Eurem Tiſche fielen, vollgefüttert worden, daß ich ja der ſchändlich Undankbarſte ſeyn müßte, wollte ich mich nicht für dieſe himmliſchen Gaben durch einige irdiſche Nahrung revanchiren. Womit ſpeiſet man aber die Weiſen? Roſinen und Krachmandeln ſind Studentenfutter, die Götter nehmen Nichts zu ſich als Nektar und Ambroſia, die Weisheit gedeiht am beſten bei Auſtern und Champagner. Greift daher zum Gewehr, d. h. zu Meſſer, Zitrone, und Glas, ihr Drei aus Morgenland; was Euch, junge Leute, betrifft, ſo kommt Ihr freilich hier zum Feſte ohne alles Verdienſt, rein durch die Gnade des Himmels!

Ein Einfall verfehlt nie ſeine Wirkung, wenn Auſtern und Champagner ihn unterſtützen. Alle lachten, erklärten den Papagaigrünen für einen Menſchenfreund und braveren Mann, als Bürgers braver Mann geweſen, und griffen zum Gewehr. Bevor jedoch die erſte Auſter ihren Untergang fand, rief der Papagaigrüne: Halt! Ich mache zum Geſetz dieſes Intermezzo's, daß Niemand während deſſelben eine neue Abſtraktion oder ſonſtige Tiefſinnigkeit aufbringen darf. Denn gar zu Viel iſt ungeſund. Die alten Geſchichten, die Ihr begrübelt und beſprächelt habt, mögt Ihr noch vollends ausrennen laſſen, denn man darf die Natur, iſt ſie im Lauf, nicht hemmen, Neues könnnt Ihr Euch auch erzählen, ſo viel Ihr wollt, aber, ſo lieb Euch die Gnade Eures Wohlthäters iſt, nur Fakta, ſimple Fakta, handgreifliche Fakta dürft Ihr vorbringen.

Man löste die Dräthe, die Korke flogen gegen die Decke, der ungeduldige Wein ſchäumte in die rothen, flachen Schaalen. Es iſt ein Fortſchritt des Jahrhunderts, daß die peinlichen Stengelgläſer immer mehr abkommen, die dem Genie von Epernay ſo lange die unwürdigſten Feſſeln anlegten. Nach den erſten Gläſern war das munterſte Geſchwätz im Gang. Die jungen Leute ſagten, daß man im Saale über den Konventikelkram der drei Domino's vielfältig gelacht habe; dieſe verſetzten, daß ſie ſich ja ſonach um den Zweck des Feſtes, die allgemeine Fröhlichkeit, verdient gemacht hätten. Sie wurden befragt, wovon unter ihnen die Rede geweſen ſey, und darauf wurde noch einmal Ariſtophanes genannt. Die verſchiedenſten Meinungen erhoben ſich hierauf,

Digitized by Google

denn von dieſem Dichter hat Jeder die ſeinige. Der Papagaigrüne machte aber bald der Diskuſſion ein Ende, indem er ausrief, Ariſtophanes ſey ein Zotenreißer und Nichts weiter. Er brauchte eine noch kräftigere Bezeichnung, welche die Geſchichte des Abends aber vergeſſen hat.

Er war frech, und darum gefiel er den frechen Athenern, denn das Volk bringt man immer nur durch Frechheit zu ſeiner Fahne, fuhr der Papagaigrüne fort.

Wenigſtens muß Alles, was unterm Volke auf eine andere Stelle rücken ſoll, durch Uſurpation bewerkſtelligt werden, ſagte der blaue Domino.

Richtig! rief der ſchwarze Domino. Ich habe davon bei der Gelegenheit, wo ich aus meiner Verborgenheit in das öffentliche Leben unſerer guten Stadt übertrat, ſelbſt die Erfahrung gemacht. Meine Thätigkeit damals war auch eine Uſurpation, wenn gleich ich mir verbitten muß, daß ſie eine freche genannt werde.

Wie ſollen wir Das verſtehen? fragte der rothe Domino.

Mein ganzes theatraliſches Wirken hier war uſurpirt, antwortete der ſchwarze Domino. Ich glaubte an meine Fähigkeit, der Bühne eine andere Geſtalt zu geben, ich war ſo dreiſt, dieſen Glauben durch die That auszuſprechen, und uſurpirte auf ſolche Weiſe die Macht, welche mir der Demos von Düſſeldorf gutwillig nie übertragen haben würde.

Die jungen Leute, welche zu den Anhängern der untergegangenen Bühne gehörten, forderten den ſchwarzen Domino auf, ihre Geſchichte zu erzählen. Er verſetzte, er müſſe ſich ſelbſt erſt darauf beſinnen, und zuvor von allem Schmerz über die Zerſtörung der Anſtalt frei ſeyn.

So bleib' bei den Anfängen, wie Du ſie bezeichnet haſt; erzähle uns die Anfänge Deiner Uſurpation, ſagte der blaue Domino. Es iſt mir immer dunkel geweſen, wie an unſerem mäßigen Orte, wo doch wahrhaftig der Sinn für Literatur nicht durch alle Klaſſen verbreitet iſt, plötzlich ein Theater mit literariſcher Haltung, mit dem Verſuche, eine Schule der Darſtellung zu gründen, hervorſpringen und ſich ein paar Jahre hindurch erhalten konnte.

Plötzlich geſchah es auch nicht, erwiederte der ſchwarze Domino. Die Keime ſchlugen nur aus. Es war eben Alles dazu vorbereitet und reif. — Ich will Euch wohl auch von dieſen Anfängen erzählen, fuhr er fort, denn ich mag mich gern in die Erinnerungen an eine glückliche, arbeitſame Periode verſenken. Wenn es nur nicht dem Gebote unſeres gütigen Titus hier zuwider iſt.

Nein, rief der Papagaigrüne, indem er eine große Auſter ver-

Digitized by Google

ſchlürfte, vom Theater höre ich gern plaudern. Ihr wißt ja, daß ich ſeit zweiundzwanzig Jahren meinen Platz abonnirt halte.

Bei Sonnenſchein, und Sturm, und Regen, jeden Tag, den Gott der Herr gibt, unter klaſſiſchen Himmelszeichen und unter Sternſchnuppen, mochte Seydelmann ſpielen, oder der Herr X, die Frau Y, das Fräulein Z, ſagte der rothe Domino. Ihr ſeyd gleichſam die **pensée immuable** des Theaterauditoriums.

Daß Ihr mich aufzieht für meine Großmuth, vergebe Euch Gott der Herr, verſetzte der Papagaigrüne, und trank Champagner. Das Theater iſt einmal da, alſo müſſen die Leute hineingehen, ich gehöre zu den Leuten, alſo muß ich in's Theater gehen.

„Gegen die Bündigkeit dieſes Schluſſes läßt ſich Nichts einwenden. — Nun aber erzählen Sie.“

Sehet zuvörderſt in dieſem unſerem ehrwürdigen Freunde den Demos, hob der ſchwarze Domino an. Feſt und unerſchütterlich iſt er, die Bretter, wie ſie ſind, gehören zu ihm, und er gehört zu den Brettern, wie ſie auch ſeyn mögen. Jetzt hört von mir. Als ich hier ankam, hatte ich an einem Tage den vertrakteſten Kontraſt zu ſchauen. Mittag war's; mein erſter Gang war auf die Akademie. Hallende Gänge, maſſive Räume empfingen mich. Schadow führte mich umher. Hübner mahlte an ſeinem Fiſcher, Leſſing an der bizarren Landſchaft, die das Licht von hinten empfing, ſo daß ſich das Ritterſchloß in der Mitte wie ein Schattenriß abſchnitt. Hildebrandt machte Romeo und Julia, Sohn Rinald und Armida, Mücke einen Narziß. Junges, verſprechendes, wenn auch noch unentwickeltes Leben in anſtändiger Wiege. Nachmittags hörte ich in meinem Gaſthofe, es ſey hier auch Theater. Der Name der Geſellſchaft wurde mir genannt, die, im Herbſt zuſammengeſtoppelt, den Winter durch ſich für das Wohl der Menſchheit bemühe, und im Frühling, wenn die Schwalben kommen, wieder auseinander fliege. Der zweite Gang war alſo Abends in's Schauſpielhaus. Es war nicht leicht, in das Allerheiligſte dieſes Tempels vorzudringen, denn dunkel, wie es ſich für die Avenuen zu Myſterien ziemt, waren die Korridors, denen hin und wieder die Bedielung fehlte, ſo daß man in dieſes und jenes Loch trat, und gegen manchen rohen Pfoſten ſtieß man in der Dunkelheit.

Ein nichtswürdiges Lokal war's in der That, das alte Gießhaus, worin ſie damals ſpielten, fiel der Papagaigrüne ein. Man wußte gar nicht, was man im Parterre unter den Füßen hatte, ob es noch Bruchſtücke von ehemaligen Bohlen waren, oder der reine Müll. Einmal bricht ein dicker Mann mit ſeinem Beine durch den Fußboden ſeiner

Digitized by Google

Loge durch, eine Dame, die in dem Raume darunter ſitzt, fällt in Ohnmacht vor Schreck über den dunkeln Körper, der da ſo plötzlich vor ihrem Geſichte hängt, der arme Mann renkt ſich aber das Bein aus. Indeſſen ſaß ſich's doch recht hübſch darin, und man war einmal daran gewöhnt. An den Logenbrüſtungen umher ſtanden auch die Namen der Theaterſchriftſteller und der Komponiſten angeſchrieben; die Theaterſchriftſteller ſchwarz, und die Komponiſten roth. Das ſah recht gut aus.

Wenn man ſie nur hätte deutlich leſen können! rief der ſchwarze Domino. Aber, Lieber, der Kronleuchter verbreitete doch ein gar zu zartes Dämmerlicht. — Sie gaben an jenem Abende ein Stück, ich weiß nicht mehr welches. Darauf folgte eine Merkwürdigkeit. Ein Gaſtwirth aus der Nähe, der ſich bewußt war, daß die Ader des Schönen in ihm rinne, deklamirte den Ausbruch der Verzweiflung von Kotzebue. Ich kann nicht beſchreiben, mit welcher Empfindung ich mich nach dieſem Kunſtgenuß niederlegte, während meine Gedanken zwiſchen der Akademie und der ſogenannten Bühne hin und her gingen. Nach und nach fügte ſich in den folgenden Jahren hier allerhand zuſammen. Die dilettantiſchen Verſuche, die bei Schadow angeſtellt, oder durch ihn herbeigeführt wurden, halfen in dem exkluſiven Kreiſe den Sinn für das Dramatiſche erregen, der ſich nun nur um ſo ekler von den Komödianten abwendete, da die Liebhaber dem Bedürfniß wenn auch keine künſtleriſch zubereitete Speiſe, doch etwas natürlich Geiſtreiches boten. Meine Vorleſungen kamen dazu. Dieſe neue Art, ein dramatiſches Gedicht zu rezitiren, iſt von Tieck erfunden und zu einer Kunſt gemacht, Holtei und Andere ſind ihm gefolgt; ich ſchloß mich gleichfalls ſolcher Richtung an, und hin und wieder iſt mir der charakteriſtiſche Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich immer eine Zwitterkunſt, und der Geſchmack daran kann ſich nur in Zeiten finden, denen die Partitur entkommen iſt. Die Darſtellung nämlich iſt die volle Inſtrumentalmuſik, ein gutes Spiel auf dem Flügel aber eine derartige Vorleſung — im allerglücklichſten Falle, der auch nur eintritt, wenn Organ und Individualität des Vorleſers gerade beſonders zum Gedichte paſſen. Eine Klippe des Gelingens ſind faſt immer die weiblichen Rollen, bei deren Vortrag eine gewiſſe Affektation kaum zu vermeiden iſt. Leicht wird auch die zarte Gränzlinie, welche dieſes Genre von der Aktion ſcheidet, überſprungen. Mir begegnete es außerdem, daß ein fades oder verſteinertes Geſicht gegenüber unter meinen Zuhörern mich ganz aus dem Konzept bringen konnte, weßhalb mir's denn immer am beſten gelang, wenn ich in engſter Häuslichkeit, beim Scheine der traulichen Lampe, den Eindruck der Dichterworte von einem empfänglichen Antlitz

Digitized by Google

wiederglänzen ſah. Nun denn, hier waren die halböffentlichen Vorleſungen, die ich zwei Winter hindurch, wie Ihr wißt, vor einem großen Kreiſe hielt, wenigſtens der Theaterſache förderlich. Iphigenie, Blaubart, Wallenſtein, König Johann, Romeo, Leben ein Traum, ſtandhafter Prinz, Däumchen, Hamlet, Prinz von Homburg, geſtiefelter Kater, König Oedipus, und Oedipus in Kolonos gingen an einigen hundert Menſchen, die nach und nach meine Zuhörer waren, in lebhafter Hörbarkeit vorüber. Es war natürlich, daß der Wunſch rege wurde, einmal doch auch ſo Etwas hier zu ſehen. Manche liefen freilich nur ſo in dieſe Vorleſungen hinein, weil ſie damals Mode waren, aber im Ganzen denke ich an den Antheil, den jene Abende ſich gewannen, mit dankbarem Vergnügen.

Das Lokal gab ihnen nebenbei auch noch einen hübſchen akademiſchen Anſtrich, ſagte der blaue Domino. Die Mahler hatten Dir ein Atelier eingeräumt, und das mußte ſich denn vor jeder Vorleſung kurzweg in den kerzenhellen Salon verwandeln, deſſen graue Wände freilich mit allerhand Zeichnungen, Farbenſkizzen, Kartons beſteckt blieben. Einſt half ich ſelbſt die Staffeleien und Gewänder in aller Eile wegräumen, die noch umher ſtanden und hingen, als die Equipagen ſchon unten im Hofe vorfuhren. Die arme Gliederpuppe wurde bei dieſer Gelegenheit ziemlich unſanft in das dunkle Nebengelaß geſchleudert, faſt wie die hölzerne Schöne in dem Hoffmann'ſchen Mährchen, welche die Liebe des jungen Phantaſten entzündet hat.

Es gehörte Dieſes und Aehnliches mit zu dem engen, behaglichen Familienzuſtande, in welchem ſich alle unſere damaligen Beſtrebungen verſchlungen hielten, erwiederte der ſchwarze Domino. — Hin und wieder kam ich mit dem Theater in Berührung. Meinen Hofer ſtudirte ich der Truppe ein, als ſie das Stück geben wollte, eben ſo nachher Clavigo zu Göthe's Todtenfeier. Darin ließ ich die Spielenden mit Zeichen der Trauer auftreten, auch ſchrieb ich einen Epilog, den Porth, der jetzt in Dresden iſt, am Katafalk ſtehend ſprach. Bald darauf hieß es in der Allgemeinen Zeitung, ich habe unſchicklicher Weiſe Göthe als Leiche auf dem Theater ſehen laſſen, noch ehe er im Grabe kalt geworden ſey. Ich ſandte der Redaktion eine berichtigende Erklärung ein, und wußte lange nicht, wem ich den guten Dienſt zu danken habe.

„Haben Sie es denn ſpäterhin erfahren?"

O ja, und auf die überraſchendſte Weiſe. Ich war einige Jahre nachher in Dresden auf einem diplomatiſchen Diner. Der alte Böttiger trat herein, und wir wurden einander vorgeſtellt. Darauf, nahe am Deſſert, als eine Pauſe in der Unterhaltung entſtand, hob der

Digitized by Google

Gelehrte, der in einer antiquariſchen Zerſtreuung meinen Namen überhört hatte, mit gründlich bedeutendem Tone an: Seit einigen Tagen hält ſich hier der bekannte * auf, und nannte mich. Die Dame des Hauſes, welche jede weitere Perſonalnotiz aus dieſem Munde über ihren Gaſt an ihrer Tafel unwünſchenswerth finden mochte, fiel raſch ein: Ja, und ſeit einigen Stunden ſitzt er Ihnen gegenüber. — Böttiger ſchlug die Forſcheraugen auf, und ſagte: Ei, ei, ei, freut mich ja ungemein, daß u. ſ. w. — Und nach einigen Komplimenten: Wie leid thut es mir, daß wir in ſolche Differenzen gerathen ſind! — Auf meine verwunderte Frage in Betreff dieſer mir ganz unbekannten Wirren ergab ſich nach einigen Reden die hiſtoriſche Ausbeute, daß der alte Schäker der Verfaſſer jener Leichennotiz geweſen war.

Eines Sommers nun — fuhr der ſchwarze Domino fort — zogen Maurer und Zimmerleute in die ſcheußliche Rumpelkammer ein, deren Gerüſt auch hier die Welt bedeuten ſollte. Sie warfen Balken, Sparren, Bretter, Bänke, Pfeiler hinaus, und ließen Nichts als die vier nackten Wände ſtehen. Darauf mauerte der Maurer und der Zimmerer hieb zu. Ihnen folgte der Polirer, der Tüncher, der Meiſter in Schnitzwerk, der Mahler, der Vergolder. Es ſägte, raſpelte, hämmerte, und rumorte binnen jener Mauern. Man that hier, was man an vielen Orten letzthin gethan: man baute ein neues Theater. Die ganze Stadt intereſſirte ſich, wie Das immer in ſolchem Falle geſchieht, auf das lebhafteſte für das entſtehende Werk; daran, was denn nun ſich in den neuen Räumen zutragen ſollte, dachte freilich Niemand, wie Das auch meiſtentheils in ſolchem Falle zu geſchehen pflegt. Ich ging auch viel ab und zu, ohne zu denken, was mir Alles da noch begegnen ſollte. Eines Tages im Oktober war ich ganz allein im Gebäude. Schon ſtiegen die Säulen mit goldenen Knäufen am Proſzenium empor, rings herum ſah ich Vergoldung, an der Decke bunte Arabesken, auf der Szene ſtanden die zierlichſten Dekorationen, die Gropius ſo eben geſendet hatte. Auf einmal und blitzartig that ich mir die Frage: Soll denn hier abermals nur das hübſche Gefäß gemacht worden ſeyn, aus demſelben aber der alte ſaure Krätzer immer und immer wieder ausgeſchenkt werden? Es kam mir ſo albern vor, meine Seele gerieth in eine große Bewegung. Ohne nachzudenken über Hinderniſſe und mögliche üble Folgen, faßte ich den Entſchluß, Etwas zu ſtiften, was ſo hübſch ſey, wie die Säulen, die Dekorationen, die Vergoldungen und Arabesken. Wenn ich daran zurückdenke, ſo muß ich ſagen: es war der abenteuerlichſte Einfall. Denn ich war fremd am Rhein, dem großen Publikum ſo gut als unbekannt, bei der Bühne ohne Hebel und

Digitized by Google

Handhabe, und Manches, was ich Andere lehren wollte, das ſollte ich ſelbſt erſt noch lernen. Indeſſen ſolche Entſchlüſſe kommen uns wie durch eine verborgene Nothwendigkeit. Ich habe dergleichen mehrmals erlebt und es iſt immer ein Reſultat daraus hervorgegangen.

Noch an demſelben Abende berief ich einige Freunde zuſammen. Sie gingen mit Feuer auf meinen Vorſchlag ein, ſagten mir jeden Beiſtand zu, und wir ſtifteten einen Theaterverein. Der ſollte das Organ der Gebildeten bei der Bühne ſeyn, den Direktor und die Truppe in Schule und Regel nehmen. Aber als die Sache angefangen war, da zeigten ſich erſt die Schwierigkeiten. Die ehrſamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine ſtädtiſche verhandelt werden mußte, machten die erſtaunteſten Geſichter über dieſe von einem zum andern Tage hervorgetretene Oligarchie von zum Theil ganz einflußloſen Leuten. Im Demos erhob ſich eine Oppoſition unter den Freunden des Alten. Wir ſelbſt begingen in dem neuen Geſchäfte Fehler, ich nicht die kleinſten. Alles Das war aber noch Nichts gegen die Hemmniſſe, die ſich aufſtauten, als der Impreſſar mit ſeiner Truppe anlangte. Zwar in Worten mußte er ſich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja das Heil der Kunſt, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigſten Abſcheu gegen ſo aufdringliche Veredlungsverſuche, und ſelten ſind wohl die Muſen Jemanden ſo durchaus fatal geworden, als wie wir ſie unſerem ergrauten Schüler machten.

Wir ließen uns indeſſen durch Nichts abſchrecken. Gelder wurden geſammelt, um Prämien an die Willfährigen vertheilen zu können, und ich ſetzte mich mit den Schauſpielern in Verbindung. Mein Gedanke war, ein Experiment anzuſtellen. Die Roſe bricht auf, wenn wir ſie zu erziehen wiſſen, das Haus muß gebaut werden, damit es ſtehe, die Kunſt kehrt zurück, wenn Kunſtwerke nicht anbefohlen, ſondern geliefert werden. Von dieſer Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entſtand mir der Vorſatz, mit den Schauſpielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktiſch zu löſen, ſo vollkommen, als es möglich ſey. Dieſe Verſuche waren mir der Nerv der ganzen Sache. So entſtanden in zwei Wintern die Vorſtellungen, welche wir Subſkriptionsvorſtellungen nannten. Das Publikum nannte ſie Muſtervorſtellungen, und die Schauſpieler hießen ſie Kunſtvorſtellungen, wodurch ſie vielleicht andeuteten, daß in den anderen die liebe Natur walte. — Es waren aber folgende: Emilia Galotti, ſtille Waſſer ſind tief, der ſtandhafte Prinz, der Prinz von Homburg, Don Juan, Egmont, Nathan, der Waſſerträger, die Braut von Meſſina, Andreas Hofer. So folgten ſie

ſich der Zeit nach, und in den Wintern von 1832 und 1833 wurden ſie gegeben. Seydelmann nahm an Nathan Theil, Weymar an der Braut und an Hofer. Uechtritz, der ſich ſehr warm für das Unternehmen intereſſirte, ſtudirte „Stille Waſſer ſind tief" ein, und unterſtützte mich ſonſt mit Rath und That. Felix Mendelsſohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu.

Ich verfuhr nun ſo. Des Dichters Werk, dachte ich, entſpringt aus einem Haupte, deßhalb kann die Reproduktion deſſelben vernünftiger Weiſe auch nur aus einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künſtleriſchen Freiheit der darſtellenden Individuen iſt zwar nicht ganz zu verneinen, darf aber nur eine ſehr beſchränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falſchen Prinzips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt. Ich war nun im Falle, der mir vorlag, durch Zufall und Vertrauen das Haupt geworden, und im Gefühle dieſer Miſſion handelte ich daher —

Das war wohl möglich mit mittelmäßigen Subjekten, an eigentlichen Künſtlern würde Deine Miſſion geſcheitert ſeyn, unterbrach ihn der blaue Domino.

Gewiß. Nur iſt denn hier klar geworden, daß mit mittelmäßigen Subjekten, die einem Haupte folgen, ſich korrekte Darſtellungen liefern laſſen, die den wahren Kunſtfreund zu erfreuen im Stande ſind, während wir anderer Orten das Gedicht durch große Talente zerfleiſchen ſehen. — Ich las alſo zuerſt das Stück, welches gegeben werden ſollte, den Schauſpielern vor. Dann hielt ich mit jedem Einzelnen Spezial-Leſeproben, aus denen ſich die allgemeine Leſeprobe aufbaute. Ertönten in dieſer noch Disparitäten des Ausdrucks, ſo wurden die ſchadhaften Stellen ſo lange nachgebeſſert, und wo nichts Anderes half, vorgeſprochen, bis das Ganze in der Rezitation als fertig gelten konnte. Die Aktion ſtellte ich darauf zuerſt in Zimmerproben feſt, die oft nur einzelne Akte, zuweilen nicht mehr als ein paar Szenen umfaßten.

„Warum Das?"

Damit der Darſtellende in den nackten, nüchternen Wänden ſeine Phantaſie um ſo mehr anſpannen lernte, und die falſchen Geiſter, die jetzt durch jeden deutſchen Theaterraum flattern, die Dämonen des Geſpreizten, Rhetoriſchen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirkten. Stand das Gedicht ſo, ohne alle illuſoriſche Nothkrücke, fertig da, dann ging ich mit den Leuten erſt auf das Theater. Gegeben wurde das Stück nicht eher, als bis Jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, ſeine Sache wenigſtens ſo gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verſtatteten.

Digitized by Google

Auf dieſe Weiſe ſind jene Vorſtellungen entſtanden, und aus dem Intereſſe an ihnen ging nachmals das Düſſeldorfer Stadttheater hervor, welches ich drei Jahre lang geleitet habe. Denn es trat durch ſie in dem Schönheitsgefühle einer großen Menge wenigſtens ein glücklicher Moment ein, in dem ſie Nichts als das Gute, Feine, und Würdige zu ſchauen begehrte, was denn eben die Anſtalt realiſiren ſollte. — Uechtritz verfuhr eben ſo, und Mendelsſohn in ähnlicher Art mit ſeinen Opern. Seinen Vorbereitungen, bei denen mich keine Beſorgniſſe ſtörten, ſah ich mit dem innigſten Behagen zu. Er lieferte einen Don Juan mit geringen Stimmen, wogegen freilich anderer Orten ganz andere Don Juans, Elviren, und Annen hätten genannt werden können, der aber an harmoniſcher Abründung Alles hinter ſich ließ, was ich zum wenigſten ſonſt von dieſer Oper kennen gelernt habe. Alle drei waren wir nicht im Beſitz einer Geheimlehre, aber wir hatten alle drei Sinn und Begeiſterung für das Ganze eines Werkes, und den feſten Muth, unſeren Sinn durchzuſetzen. Und ſo habe ich mir von unſeren damaligen Verſuchen die Grille abſtrahirt, daß die Palingeneſie der deutſchen Bühne, wenn ſie noch einmal erfolgen ſoll, keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, ſondern von Entſchließungen moraliſcher Art abhängig ſeyn möchte. Die Mittel ſind ganz einfach, und Intendanzen und Schauſpieler führen ſie beſtändig im Munde. Aber die Ausführung iſt ſchwer, denn ſie widerſpricht dem Leichtſinn, der Eitelkeit, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menſchen, und darum unterbleibt ſie.

Emilia Galotti, die erſte Deiner Vorſtellungen, war ein Ereigniß für die Stadt, ſagte der blaue Domino. Alles war wochenlang darauf geſpannt, man wußte nicht, was bei dem Dinge ſo eigentlich herauskommen ſollte. Die „gelehrte Bühne,“ dieſes Spottwort, welches nachmals Deine Widerſacher zum ſtehenden Typus ihrer Inſinuationen machten, wurde da zuerſt ausgeſprochen. Nun rollte der Vorhang vor dem gedrückt vollen Auditorium auf. Anfangs ſaßen die Leute ganz erſtaunt darüber, daß Die da droben nicht ſo ſchrieen, predigten, durcheinander ſtrudelten und ſtolperten, wie ſonſt, ſondern wie Menſchen ſprachen und ſich betrugen, und zwar wie Menſchen, welche die Handlung, die ſie vorſtellten, Etwas anging. Nichts regte und rührte ſich im Publiko. Von dem Diſpüt zwiſchen Appiani und Marinelli aber an entzündeten ſich die Zuſchauer und wurden gleichſam frei vom Zwange, der ſie eingeſchnürt gehalten hatte. Nun fiel Szene für Szene, ja Rede für Rede der Applaus, der endlich bis zu dem Jubel ſtieg, in dem

Digitized by Google

Alle hervorgerufen wurden. Sie traten heraus, und ihr Sprecher erkannte Dir die Ehren des Abends zu.

Ich habe dieſe Vorſtellung nicht geſehen, denn ich kam erſt am Lendemain von einer Reiſe zurück, ſagte der rothe Domino. Wo ich aber Jemand ſprach, da hörte ich von Emilia Galotti. Wenn Zwei einander auf der Straße begegneten, ſo redeten ſie ſo, als ſey der Stadt ein Glück widerfahren. Das alte, für den gewöhnlichen Sinn abgenützte Stück hatte eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht. Der Kredit der Sache war gegründet. Es gehörte nachher zur Obſervanz, in jeder dieſer Muſtervorſtellungen Alle hervorzurufen, wenn die Speiſe auch nicht immer ſo munden mochte, wie jener Verſuch, die moderne Virginia zu Falle zu bringen.

Nein, Das weiß Gott! rief der Papagaigrüne. Ihr Herren dachtet immer, wenn Euch Etwas hinnahm, und Niemand Euch aus Höflichkeit widerſprach, das Publikum ſey auch Feuer und Flamme, worin es doch oft ſich kühl genug anließ. Ich weiß Das, ich, der ich immer mehr mit dem Leben zuſammengehangen habe, als Ihr. Beſonders verdarbt Ihr es mit den Leuten durch den ſtandhaften Prinzen. Glaubt nur, darin iſt rechtſchaffen gegähnt worden. Dergleichen Bigotterie paſſe nicht für die jetzigen Zeiten, hieß es da und dort. Als der fromme Prinz, ſchon halb todt, noch die lange Rede hielt, ſagte mein Nachbar: Der hat doch ein Leben, zäh wie eine Katze. Ich war recht beſorgt als Euer Freund über die Stimmung im Parterre. Hervorgerufen wurden freilich auch damals Alle, aber ich hörte beim Hinausgehen Einen den Andern fragen, wie ihm das Stück gefallen? und der Andere antwortete, es ſey Schwulſt von Eurer gewöhnlichen Fabrik geweſen.

Die jungen Leute verbiſſen ein Lachen. Der ſchwarze Domino verſetzte: Ich hatte überhaupt das ehrenvolle Unglück, bei Manchen für den Autor ſämmtlicher aufgeführter Werke zu gelten. So ſagte ein hieſiger frommer Literaturkundiger nach der Darſtellung des Nathan, durch dieſes Stück habe ſich endlich meine heimliche freigeiſteriſche Geſinnung verrathen.

Laß es gut ſeyn, ſagte der blaue Domino. Ich und noch mancher Andere dankte Dir für dieſen Abend, vielleicht am meiſten gerade für ihn. Ein eigener Zug charakteriſirte ihn, den Du vielleicht nie erfahren haſt. Während allerdings unter den Honoratioren viel gelinde Langeweile eingeriſſen war, und ſie ſchwer begreifen konnten, weßhalb denn Jemand um Ceuta ſterben wollte, haben die Menſchen auf der Gallerie von Anfang bis zu Ende ſtill und andächtig, wie bei einem Hochamte, ſich verhalten. Hier empfand alſo das Volk richtig und tief. — Aber

Digitized by Google

auch welch ein Werk! Man wird nicht müde, es zu betrachten und zu bewundern. Ihr kennt mein Gefühl für Shakespeare, Ihr wißt, wie viel gründlicher er mich berührt, als der oft theatraliſche, ja opernhafte Calderon. Aber in dieſem einzigen Werke hat ſich der große katholiſche Dichter in eine Sphäre geſchwungen, wohin der Brite mit ſeinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht. Denn nicht um das Geſchick einer großen Natur durch Schuld und Leidenſchaft handelt es ſich darin, ſondern um das Höchſte, was es überhaupt gibt, um die Läuterung eines reinen Menſchen in das Reinſte, in die Seligkeit. Da iſt alſo ein Gebiet abgeſteckt, welches anfängt, wo andere Dichter aufhören. Ein chriſtlicher Märtyrer, nach unſeren Begriffen der Gipfel alles Modern-Menſchlichen, iſt der Held dieſes Gedichts, welches mir die Krone der neueren Tragödie zu ſeyn ſcheint. In der Perſon des Dichters wird uns hier etwas Aehnliches ſichtbar, wie bei den zwei größten Tragikern des Alterthums. Aeſchylos und Sophokles lieferten zum Theil deßhalb ewig muſtergültige Schöpfungen, weil ſie in vollkommener Einheit mit dem Volksglauben dichteten. Und ſo konnte nur der Katholik, der Spanier, den ſtandhaften Prinzen ſchaffen, in dem der chriſtkatholiſche Volksglaube ſeine Verklärung feiert. Leſſing ſagt in der Dramaturgie, bis ein Genius erſcheine, der durch die That beweiſe, daß ein chriſtliches Trauerſpiel möglich ſey, ſolle man dergleichen nicht aufführen, denn der Chriſt als Chriſt ſey undramatiſch. Seine Tugenden, die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, widerſtritten dem Geſchäft der Tragödie, welches darin beſtehe, Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen. Leſſing hatte Recht, denn er kannte Calderons Werk nicht, oder nur oberflächlich. Auch iſt die Aufgabe nur einmal gelungen, und weder vor noch nach Calderon hat ſich auch nur von fern eine Produktion dieſer Tragödie annähern können. Selbſt Calderon hat es nicht mehr als einmal vermocht, denn der wunderthätige Magus, der am höchſten unter ſeinen übrigen chriſtlichen Dramen ſteht, läßt ſich mit Fernando nicht vergleichen. Wie aber fing der Dichter es an, unſere Theilnahme für den Gegenſtand zu erregen, der auf der Szene ſonſt ſtets langweilig wird? Wodurch hat er ſeinen Glaubenshelden intereſſant gemacht?

Der papagaigrüne Domino ſtand auf, und ging mit einem eigen liſtigen Blicke in den Saal. Er murmelte Etwas, welches aber Niemand verſtand. Denn Alle hörten dem blauen Domino zu, der ſo fortfuhr: Ich will es mit kurzen Worten ſagen: dadurch, daß der Dichter die Geſinnung, welche die Kataſtrophe hervorruft, nicht als eine fertige, vom Beginn des Gedichtes an, uns zeigt, ſondern die Stand-

Digitized by Google

haftigkeit im Glauben vor unſeren Augen entſtehen läßt, vor unſeren Augen gleichſam die Märtyrerkrone zuſammenfügt. An einem liebenswürdigen Manne wird dieſer höchſt merkwürdige und höchſt ſchöne Einhergang uns ſchrittweiſe dargelegt. Im Anfang ſtehen wir mit Fernando noch auf gleichem Boden, wenigſtens auf der Ebene, von wo nur ein ſanfter Hügel zu ihm hinanſteigt, mit kleinen Schritten entfernt er ſich von uns, und dadurch zieht er uns ſo leiſe als unwiderſtehlich nach ſich.

Die jungen Leute waren begierig, Dies näher ausgeführt zu hören. Der ſchwarze Domino ſagte: Ich merke, man muß im geiſtigen Felde nur getroſt ſäen, und unverzagt bleiben, wenn die Frucht nicht gleich aufgeht. Für die Abſurda comica, die mir der ſtandhafte Prinz unmittelbar auf die Vorſtellung nur eintragen zu wollen ſchien, gibt mir ſechs Jahre ſpäter Deine Bewegung Erſatz, die vielleicht nicht ſo tief wäre, wenn ſich Dir das Gedicht nicht körperlich gezeigt hätte. Setze uns nun auseinander, was wir Alle wohl fühlen, nur nicht zu äußern vermögen.

Ein chriſtlicher Heereszug, geführt von zwei portugieſiſchen Infanten, betritt die Küſte von Afrika, verſetzte der blaue Domino. Der Held iſt ein junger, ſiegesmuthiger Mann, ein katholiſcher Prinz, wie jedoch, möchte man ſagen, es noch andere geben könnte. Der einzige Zug, der ihn über die übrigen Perſonen der Tragödie erhebt, iſt eine lichte Heiterkeit, hervorgehend aus Gottvertrauen zwar, doch auch aus Naturell. Alle Anderen ſind in ihrem Inneren getrübt. Den König haben wir aufſchäumend vor Zorn, Phönix in einer unbeſtimmten Melancholie, Muley von Leidenſchaft zerriſſen, Enrique durch finſtere Ahnungen bedrückt geſehen. Gegen dieſe Schatten kontraſtirt lieblich und reizend das Licht in Fernando's Seele. Aber gelinde wird der Kontraſt von der Weisheit des Dichters behandelt. Denn die Anderen ſind, ein Jeder in ſeiner Art, edel und brav. Selbſt dem König haben wir ſeinen Grimm nicht vorzuwerfen. Er iſt die natürliche Aufwallung eines kräftigen Herrſchers, dem ungerecht, wie er meinen darf, Tanger entriſſen werden ſoll, nachdem ſchon Ceuta ſchimpflich dem Halbmond verloren gegangen war. Kein Verdienſt iſt noch jene Heiterkeit Fernando's, ſie iſt nur die ſchwellende Knoſpe, welche die Blüte verſpricht, aber freilich die reichſte. Er nimmt Muley gefangen, und entläßt ihn galant, ritterlich, human, zu ſeiner Schönen. Kein devoter Akzent entſtellt die feinen Schattirungen der Rede, mit der er den edeln Feind losgibt. Selbſt tolerant iſt dieſer katholiſche Prinz. Muley wünſcht ihm Allah's Schutz. Dir, wenn Allah Gott iſt, helf' er! ruft er dem Freigelaſſenen nach.

Digitized by Google

Dieſe edelſchöne, reine, echt menſchliche Geſtalt ergreift das Schickſal. Der König von Fez nimmt ihn gefangen und ſpricht ſchon das Wort aus, um welches ſich von da an, wie um ſeine Angel, das Gedicht dreht. Nur Ceuta ſoll der Löſepreis des Infanten ſeyn. In dieſem plötzlichen Sturz hat die erſchütterte Seele des Prinzen zwei feſte Gedanken, den an ſich und ihre unentreißbare Begabung:

„Mich ſoll'n die Strahlen meiner Sphäre leiten!"

und den, daß Eduard wie ein Chriſt zu handeln habe. Wüßte er ſchon bei ſich, daß er um Ceuta nicht befreit ſeyn wolle, ſo würde er es ausſprechen. Anzunehmen, er wolle nur die greifliche Gelegenheit abwarten, wie ſie nachher kommt, um ſeinen Heldenmuth glänzender zu zeigen, hieße ihn einer frommen Renommiſterei bezichtigen, die tief unter den Intentionen des Charakters liegt. Nein. Er hat nur jene allgemeinen, faſt gegenſtandsloſen Gedanken, die den Charakter nicht mit einem Sprunge emporwerfen, ſondern höchſt behutſam vor uns ſteigern.

Daß das Loos des Menſchen Unbeſtändigkeit des Glücks heiße, daß in dieſer Unbeſtändigkeit der Infant unter den Knecht hinabſinken könne, daß aber, wer Das recht erkenne, er ſey, wer er wolle, er dulde, was er wolle, nur ein gemeines Leiden trage — ſolche Betrachtungen ſind die erſten Früchte, welche Fernando von ſeiner Gefangenſchaft zieht. Er ſpricht ſie gegen die Sklaven und gegen Muley aus. Aber noch hegt er ſanguiniſche Hoffnungen, er getröſtet ſich ſeiner Löſung. Es iſt undenkbar, daß ihm nicht die Möglichkeit eingefallen ſeyn ſollte, ſein Bruder Eduard werde Ceuta für ihn anbieten, und da er jene Hoffnungen der Befreiung hegt, ſo muß ſeiner Seele, wie ein Schatten wenigſtens, der Gedanke vorüber geſchwebt ſeyn, er könne auch um den Preis der Stadt ſich wohl allenfalls befreien laſſen. — Aber nun tritt der Fall wirklich vor ihn. Enrique kommt und trägt in ſeiner Hand die Vollmacht, die chriſtliche Stadt für den Infanten in die Hände der Ungläubigen zu übergeben. Hier beginnt die äußere und innere Kataſtrophe. — Auch der geringe Charakter iſt unter Umſtänden ſtarker Entſchlüſſe fähig, aber ſie ſind bei ihm entweder Kinder des Zufalls, oder er hat ſie in einer gewiſſen dumpfen Kälte, die man das Handeln nach Grundſätzen nennt, von vorn herein fertig. Der große Menſch ſchwankt zwiſchen Wollen und Sollen, bis der Finger Gottes das Sollen zeigt. Fernando iſt ausgezogen, Tanger der Chriſtenheit zu erobern, und nun ſteht ſein Bruder vor ihm, Ceuta um ihn der Chriſtenheit verloren gehen zu laſſen. Dieſer ernſte Kontraſt entblöst das innerſte Heiligthum ſeiner Natur. Sein Geſchick, ſeinen Beruf in den letzten Gründen durchſchauend, vollendet er ſich zum chriſtlichen Leidenshelden.

Digitized by Google

Die große Rede, in welche er ſeine Seele ausgießt, voll des gewaltigſten Eifers, der erhabenſten Antitheſen, des würdigſten Pathos, iſt darum ſo unvergleichlich ſchön, weil der heroiſche Entſchluß, um Ceuta nicht ſich befreien zu laſſen, den ihr Anfang verkündet, ſich doch erſt in ihrem Verlaufe an der Betrachtung luſitaniſcher Heldengröße, katholiſcher Pflicht, entſetzlichen Unglücks, inſofern eine dem Kreuz zugeeignete Stadt zum Abfall gebracht würde, und eigener Nichtsbedeutendheit gegen ein ſolches Unglück ſtufenweiſe zum vollen Leben hinauslebt. Der Infant empfängt und gebiehrt in ſich die Tugend der Demuth, den Grund aller chriſtlichen Tugenden. Der Einzelne iſt ein Nichts, ein Todter, ein Leichnam, wo es gilt, ſich zwiſchen ihm und der Sache des Glaubens zu entſcheiden; das iſt der Schluß jener Rede. Aber wir haben ſeine Seele operiren ſehen, dieſes Reſultat zu erzeugen. Und deßhalb ergreift es uns ſo, darum macht jene Rede einen ſo überaus gründlichen Eindruck. —

Das Martyrium beginnt, ſchärft ſich, geht zu Ende. Der König läßt Fernando zu den übrigen Sklaven werfen, ihn ſogar härter behandeln als ſie, ihm die Nahrungsmittel verſagen, endlich ihn auf dem ekelhafteſten Lager ſterben. Wie entfaltet ſich nun in den Banden ſolcher Noth der Märtyrer? Er übt die Demuth praktiſch, er will nicht erkannt ſeyn von ſeinen Mitſklaven, damit keiner ihm ſeine Sklavendienſte erleichtere. Und nun bricht aus jener Knoſpe, von der ich redete, leicht und natürlich die herrlichſte Blüte auf. Alle menſchlichen Tugenden nämlich, die ihn im Stande des Glücks zierten, zeigen ſich nun wieder, nur erhöht und vom neuen Glanze der Heiligkeit übergoſſen. Galant bringt er der Prinzeſſin Blumen, aber mit ſehr ernſter Deutung in dem ſchönen Sonette, welches von dem kurzen Blühen der Blumen eindringlich handelt. Ritterlich ehren- und vaſallenhaft geſinnt, verwirft er den Rettungsplan ſeines mohriſchen Freundes, wo ſolche Ehrenhaftigkeit einen ganz anderen Sinn hat, als früher, denn es handelt ſich nun vom eigenen Leben auf der einen Seite und nur von der Ehre und Vaſallentreue eines Dritten auf der andern Seite. Endlich, im Abgrunde des Duldens, von unheilbarer Krankheit geplagt, auf dem Miſt, leuchtet wieder die urſprüngliche Heiterkeit ſeiner Seele empor. Er freut ſich in ſolcher entſetzlichen Pein jedes Sonnenſtrahles. Aber himmliſch iſt dieſe Heiterkeit geworden. Denn der Strahl der Sonne iſt ihm nur eine Feuerzunge, Gott lobzupreiſen geſchickt. Er iſt heiter in Gott.

Nicht indeſſen zur hohl-frommen Abſtraktion verflüchtigt ihn der von göttlichem Geiſte erfüllte Dichter. Durch alle Stadien des Märtyrerthums hindurch bleibt dieſer Held Menſch, menſchlicher Empfindung, ja

Digitized by Google

Schwäche zugänglich. Schon jene Rede des heroiſchen Entſchluſſes durchwebt die rührendſte Klage um ſein trauriges Loos. Nachher wollte er ſich gern von Muley retten laſſen, ehe und bevor die Ehre des Freundes durch dieſe Rettung gefährdet ſchien. Zuletzt im äußerſten Elend fleht er den König um Erbarmen an.

Lange iſt mir die innere Nothwendigkeit dieſer zweiten Prachtrede, und warum ſie von der Bitte überſpringt zum Ausdruck des hohen Glaubensſtolzes, dunkel geblieben. Endlich habe ich ſie mir einfach aus der Situation erklärt. Fernando will wirklich, ſeine Schmerzen fühlend, den König nur um Erbarmen bitten. Aber auf dem Gipfel des Unglücks fühlt ſich eine hohe Natur von der Poeſie umweht, welche nichts Geringes, Individuelles mehr aufkommen läßt, ſondern den eigenen einzelnen Fall zum Symbol des allgemein Menſchlichen erweitert. Deßhalb ſieht er im Könige den König, den König an ſich, in ſich eben ſo den Sklaven, entkleidet von allen Glaubensbeziehungen. Und deßhalb ſtrömen ihm aus allen Reichen der Schöpfung die glänzenden Gleichniſſe zu, welche dem Könige ſagen ſollen, ein König müſſe barmherzig ſeyn. Im ſchärfſten Gegenſatze zeigt hier Calderon die himmliſche Majeſtät des Geiſtes, welche unter Lumpen und Eiterbeulen nicht verloren geht, der irdiſchen Majeſtät gegenüber. Aber während der Rede erſchöpft ſich der Reſt ſeiner Lebenskraft, ſchon fühlt er den Tod herannahen, und nun kehrt er in das chriſtkatholiſche Bewußtſeyn zurück, welches denn durch den triumphirenden Ausgang der Rede das entſprechende Wort findet. Noch tönt dieſes Wort in dem Rufe gegen Phönix, daß, ſo ſchön ſie ſey, ſie doch nicht mehr werth ſey als er, er vielleicht mehr als ſie. — Nun koſtet er den Tod in dem tiefen Spruche gegen Don Juan, daß der Menſch in den irdiſchen Schranken an ſich ſelbſt erkranke, daß e r ſeine größte Krankheit ſey. Nur kurz aber iſt dieſe Verfinſterung. Gleich erhebt er ſich zu dem Genuſſe der anbrechenden Seligkeit; er befiehlt, daß nach dem Verſcheiden ihm ſein Ordenskleid angelegt werde, und endet in der getroſten Hoffnung auf die Ehren des Altars.

So ſtirbt er, und ſo iſt er würdig geworden, als verklärter Geiſt das Heer zum Siege zu führen. Im Ajax des Sophokles wird nach dem Tode des Helden noch lange für deſſen Beſtattung gekämpft. Hier iſt ein Aehnliches in chriſtlicher Sphäre. Fernando ſtarb, aber eine ganze Handlung bewegt ſich noch um ihn. Der kalte, ekle Leichnam des Prinzen wird Preis für die prangende Schönheit der Phönix. Außer dem allgemein menſchlichen Wunſche, die ſterbliche Hülle einer geliebten Perſon zu beſitzen, wirkt hier ein großes populär-katholiſches Motiv.

Digitized by Google

Nur die wirkliche Gruft eines Seligen macht die Weiheſtatt möglich, und daß eine ſolche entſtehen könne, darum müſſen die Portugieſen den Leichnam beſitzen. Der Schluß iſt von der Reinheit und Ruhe des Epos. Sie tragen die Leiche zu den Schiffen, und Alfonſo eröffnet uns die Ausſicht in den Tempel, der ſich über den Reſten des Märtyrers erheben wird. — Weil aber die Läuterung, welche das Gedicht darſtellt, nicht blos das Geſchick eines Einzelnen iſt, ſondern an Fernando's Dulden und Glorie ſich die Erhaltung eines chriſtlichen Gebietes und der endliche Triumph der chriſtlichen Waffen knüpft, ſo gewinnt die Handlung die Verleiblichung, die hiſtoriſche Größe und Weite, welche der Tragödie ſo wohl thut.

Welche aber iſt die Schuld des Fernando? denn ohne Schuld wird doch Niemand zum tragiſchen Helden. Sie iſt ſehr leiſe angedeutet, ſie würde auf der gewöhnlichen moraliſchen Wage kaum die Schale drücken, aber da iſt ſie.

Der Menſch ſoll im Augenblick einer großen Unternehmung ſich ſo klar, beſcheiden, und einfach halten, als möglich. Sehen wir dagegen, wie Fernando die afrikaniſche Küſte betritt. Ja, es iſt wahr, dieſe Reden, durch und durch geſättigt von unverwüſtlicher Fröhlichkeit, ſind herrlich, aber miſcht ſich dem Sinne, aus dem ſie hervorgehen, nicht ein gewiſſer Rauſch heroiſchen Leichtſinns bei? Soll ein chriſtlicher Heerführer ſo keck Zeichen hin und her deuten, wie Fernando thut? Er ſpielt zugleich hier offenbar mit den Beziehungen. Enrique's Fallen bei der Ausſchiffung ſoll ein glückliches Zeichen ſeyn, die trüben Erſcheinungen, welche Jenen beſorgt gemacht haben, ſind nur den Mohren ſiniſter, und dann ſoll doch wieder dieſe ganze Welt des Ahnungsvollen ein Nichts ſeyn. Das ſind Widerſprüche, die eben jenen Rauſch bezeichnen, den ich meinte. Oder wird man mir einwerfen, Fernando treibe nur ſeinen Scherz in der Deutung der Zeichen, wolle ſagen: dergleichen läßt ſich ſo oder ſo auslegen, ſo erwiedere ich, einem chriſtlichen Heerführer ſoll eben bei ſo ernſtem Anlaß nicht ſcherzhaft zu Muthe ſeyn.

. . . „Soll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode ſchreiten!“

ruft Fernando. Darin liegt eine Herausforderung, die das Schickſal leicht anzunehmen pflegt. Der ganze Verlauf der Tragödie zeigt, daß das zum Tode ſchreiten nicht ſo ganz beglückt ſey, wie der überkühne Muth vorausſagte. Ueberhaupt iſt es mißlich, die letzten Dinge gewiſſermaßen ſich voraus zu beſtellen. Der Held denkt an den raſchen Tod in der Schlacht, und Gott führt ihn zum Ende im ſchimpflichſten Elend.

Der heroiſche Leichtſinn Fernando's bethätigt ſich in der Szene mit

Digitized by Google

Muley. Vom Heere getrennt, denkt er nicht an ſeine erſte und oberſte Pflicht, dem Heere durch die ſchnellſte Rückkehr ſeinen Feldherrn wieder zu geben, ſondern verliert ſich in das humane und großmüthige Intereſſe an dem Privatſchickſale ſeines Feindes. Hier iſt eine gefährliche Sicherheit wahrzunehmen, und zugleich ein leiſes Ueberſchlagen und Abweichen von dem ſtrengen Pflichtenkreiſe des geiſtlichen Ordens, deſſen Großmeiſter er iſt, in die zarten Tugenden des weltlichen Ritterthumes. Als Haupt jenes Ordens hat er das Gelübde über ſich, mit den Ungläubigen Krieg zu führen, nicht aber ſich um ihre Liebesſchmerzen und Liebeshändel zu bekümmern.

In dieſen Dingen alſo finde ich die Schuld des Infanten. Aber allerdings iſt ſie eine ſo ſchöne, daß ohne ſie der Charakter nicht ſo liebenswürdig wäre, wie er iſt. Sie iſt die kleine Unregelmäßigkeit, welche einer ſonſt vollkommenen Geſichtsbildung erſt den reizendſten Ausdruck gibt. Ich mag nicht in Calderon hineindeuten, möglich aber, ja ſogar glaublich iſt, daß, wenn Fernando beſonnen früh zum Heere gekehrt ſeyn würde, die Unruhe um ihn, das Suchen nach ihm vermieden, der Umſchließung des Chriſtenheeres durch Tarudante und den König von Fez ausgewichen, und die Gefangennehmung des Helden nicht erfolgt wäre. So könnte ſelbſt die Kataſtrophe als äußere Folge jener Schuld erſcheinen. Vielleicht ließ hier der Dichter mit Abſicht Alles in einem gewiſſen Dämmer. Habe ich aber Recht, ſo iſt ſein Verdienſt folgendermaßen zu faſſen: Er weiß uns darzuſtellen, wie ein Minimum von Schuld ein Maximum von Leiden erzeuge, wobei wir an den Spruch erinnert werden, daß Gott züchtige, den er liebe. Er läßt den Charakter des Helden ſich vollenden in einer ganz überſinnlichen Region, und zugleich an dem Undankbarſten, was es für die Poeſie gibt, nämlich an einem fortgeſetzten Leiden. Dennoch verſteht er es, dem Charakter die populärſte Deutlichkeit zu geben, und zugleich das Dulden in ein Handeln umzuſchaffen, in das chriſtliche Handeln, weil auf jeder Leidensſtufe eine neue Gemüthsthat von Fernando gethan wird. Endlich ſteht Fernando, wo Niemand von uns zu ſtehen kommen wird. Weil aber der Dichter unſere Phantaſie mit ihm wandern machte, ſo kommt er uns wie ein vertrautes Mitweſen vor, ſelbſt als der Heiligenſchein bereits ſein Haupt umleuchtet.

Digitized by Google

6.

Ich widmete damals, vor ſechs Jahren, dieſem großen Gedichte die Sorgfalt, welche es unerläßlich fordert, ſagte der ſchwarze Domino. In meiner Bearbeitung hatte ich den Spaßmacher geſtrichen, den Luxus in den Szenen des mohriſchen Perſonenkreiſes beſchränkt, die wunderliche Audienz von Alfonſo und Tarudante durch einfache Botenmeldungen zu erſetzen verſucht. Denn auch in dieſem hohen Werke hat Calderon nicht von ſeinen uns ungenießbaren Seltſamkeiten ablaſſen mögen, und ſie ſtören darin doppelt. Ehe ich den Schauſpielern das Stück vorlas, las ich ihnen ein Kollegium über den Angriff eines ſolchen Werkes und über die Rezitation des Verſes, damit der Trochäus und die Strophe klinge und nicht ſo theaterüblich herabgeleiert werde. Sie kamen auch wirklich in eine geſammelte Stimmung für die Aufgabe. Die Vorbereitungen ſelbſt wurden durch einen Wetteifer freundſchaftlichen Mitwirkens verſchönt. Schadow gab mir eine kleine, klöſterlich abgelegene Zelle auf der Akademie zu den Leſeproben her. Man mußte an allerhand Polterkram vorbei durch die unbeſuchteſten Gänge wandern, und war in dem engen Gemache wie von aller Welt abgeſchieden. Unter den Fenſtern rauſchte der Rhein, die weißen Wände röthete die Frühlingsſonne. Bei dem Klange der Wellen, in dem roſigen Schein wurden da Sylben gemeſſen, Akzente feſtgeſtellt, die Schattirungen der Rede ausgearbeitet. Schirmer entwarf mir den Proſpekt von Fez, Hildebrandt ſtellte die Ausſchiffungs- und Kriegsgruppen, Felix Mendelsſohn ſchrieb die Muſik zum Werke; zwei herrliche Sklavenchöre nämlich, und einen ganz originellen, wie aufgelöste katholiſche Kirchenhymnen klingenden Marſch, zur Erſcheinung des Geiſtes. Es waren gute Tage! — Mich freut es, daß ich mit der Expoſition Deinen Sinn getroffen habe. Ich wirkte nämlich dahin, daß Grua, der den Prinzen ſpielte, in den erſten Szenen die Rolle ohne die herkömmlichen Bezeichnungen der Devotion, leicht, ritterlich-froh und wagemuthig nahm.

Wie wurden Sie aber überhaupt mit der Truppe, deren Vorgeſetzter Sie doch nicht waren, fertig? fragten mehrere junge Leute.

Gut, übel, friedlich, kriegeriſch, heute ſo, morgen ſo, verſetzte der ſchwarze Domino. Das Schauſpielervölkchen hat noch Niemand erſchöpfend beſchrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarſte iſt, daß ſeine Launen wirklich nach nothwendigen Naturgeſetzen zu entſtehen ſcheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn ſie Komödie ſpielen, zeigen ſich unverzüglich alle Nücken und Tücken ihrer Kollegen vom Fach. Meine Akten aus jener Zeit ſind luſtig zu leſen, jeden Tag bekam ich wenigſtens drei Billets,

Digitized by Google

denn die Schauſpieler geben Alles ſchriftlich von ſich. Da widmet mir Einer brieflich ſeine „ungeheuchelte Verehrung“, der wenige Blätter ſpäter mir rund heraus erklärt, ſeine Nerven litten von meiner Behandlung! die Liebhaberin ſchmollt und wird wieder gut, der Held poltert, ſtreckt ſich aber doch nach der Decke; der Intriguant und Böſewicht war im Ganzen der Vernünftigſte und meine beſte Stütze. Alle ſchrieen über Ungerechtigkeit und Tyrannei, und zuletzt that Jeder ſeine Schuldigkeit. Die gelungene Emilia-Galotti hatte die Tradition erzeugt, daß der Sieg unter dieſen Fahnen blühe, und die Schauſpieler ſind Sklaven der Tradition, welche das einzig Feſte in dieſer Kunſt des Augenblicks iſt. Die Sache marſchirte, was kümmerte mich das Halloh unterweges?

Eine jener ſogenannten Muſtervorſtellungen, Nathan, war beſonders merkwürdig durch Seydelmann, der den Nathan gab. Fein und klug, wie er iſt, und das Terrain, auf das er denn doch nun einmal getreten war, mit richtigem Blicke würdigend, gab er meiner Bitte, um der Anderen willen die Mühe der Vorbereitungen nicht zu ſcheuen, das willfährigſte Gehör, und machte die ihm gewiß ſehr langweiligen Proben alle mit durch, ſelbſt einige Zimmerproben.

Ueber ihn erhob ſich auch hier der Streit, ob er ein Genie ſey oder nur ein berechnender Verſtandesmenſch, ſagte der rothe Domino. Für mich ein höchſt ungereimter Diſpüt. Ich denke, wenn ein Mann mit einer ſchweren Zunge, einem von Natur ſtumpfen Organ, und einer eben nicht ſonderlichen Figur ſo erſtaunenswürdige Dinge zu Stande bringt, wie Seydelmann, ſo kann man ſchon zufrieden ſeyn und Gott danken, der ſo viel Scharfſinn, Beobachtung, und Verſtand in einem Individuum verſammelte.

Seine Masken und die Nichtigkeiten, an welche er die reichſte Kunſt verſpendet, habe ich mit der größten Bewunderung geſehen, ſagte der blaue Domino. Vatel — was ſteht dieſer Darſtellung gleich? Daß er den König im Tagsbefehl in Haltung, Spiel, Geſtus, genau zu porträtiren wußte, will bei einem ſolchen Künſtler noch nicht viel ſagen. Aber er ſtattete die Rede mit einem ſo elegiſchen, zuweilen halb ſingenden Abklingen aus, daß mich dieſe Erfindung, die aus dem tiefſten Anſchauen hervorging, erſchütterte und mir die ganze hiſtoriſche Einſamkeit des großen Fürſten vor den bewegten Sinn brachte. Faſt aber ſcheint es, daß der Künſtler ein leeres Gefäß vor ſich haben muß, um ſeinen Reichthum ausſchütten zu können. Wo ein Werk ihm entgegentritt, ſtellt ſich die Sache etwas anders. Er liefert da auch immer das Bedeutende, nur nicht immer Das, was das Werk will. Nathan, Clavigo, Mephiſtopheles ſah ich von ihm mit einem Gemiſch von Hin-

Digitized by Google

gebung und Widerſtreben. Nathan ſpielte er im Tone eines Herder'ſchen Humanitätspredigers und in ſolcher Auffaſſung vortrefflich, aber die fein-ſarkaſtiſche Zumiſchung, die dem Juden nicht fehlen darf, blieb aus. Aus Mephiſtopheles machte er einen erdichten, knarrenden Geiſt, mit eiſerner Konſequenz, es iſt wahr; aber wo war der Marinelli der Hölle, den Göthe im Sinne hatte? Dagegen verhielt ſich im Clavigo das Ding wieder umgekehrt. Mir war Carlos, dieſer gerade, durchaus rechtliche und wohlmeinende Freund, wie ihn Seydelmann uns zeichnete, die am meiſten tragiſche Figur, weil ein ſo über den Andern ſtehender Menſch ſich doch ſo gröblich irren und an einem Lump, wie Clavigo, den treuen Antheil als an einer bevorzugten Natur nehmen konnte.

Was ſoll er machen? rief der ſchwarze Domino. Er ſteht in einer zertrümmerten Kunſtwelt, und kein Schauſpieler kann ſie wieder zuſammenfügen. Er hat das Gefühl überwiegender Begabung in ſich — was ſoll er machen? frage ich. Er macht ſich zum Mittelpunkt, um wenigſtens ſelbſt Etwas zu ſeyn, da das Ganze ein Nichts iſt. Ohne ſeine Schuld außer Stand geſetzt, in ein Ganzes beſcheiden, wahr, ſubordinirt einzugreifen, bildet er ſich durch Miſchung, Entmiſchung, Kombination, Bizarrerie eine eigene kleine egoiſtiſche Welt. Wenn der Styl verſtarb, leben die Grillen auf. Seydelmann iſt wenigſtens die genialſte Grille der heutigen Schauſpielerei.

Man wollte weiter über dieſen Künſtler reden, aber ein laut hallendes Vivat aus mehreren hundert Kehlen im Saale unterbrach das Geſpräch. Trompeten und Pauken ſchmetterten und wirbelten; der Jubel wollte nicht enden. Die jungen Leute eilten nach dem Orte, wo dieſe laute Ehrenbezeugung erklang; die Domino's vermochten endlich herauszuhören, daß ſie Schadow'n galt.

Einer von ihnen wendete ſich ab und zog ſein Tuch hervor. Die Andern lächelten, denn ſie kannten die Schwäche ihres Freundes.

Ja, rief er, nachdem er ſeine Thränen getrocknet, halb ärgerlich, halb mitlachend, es iſt ein verwünſchter Naturfehler bei mir, daß ich weinen muß, jedesmal, wenn ich ein Vivat höre. Oft iſt mir dabei in der Seele gar nicht weinerlich zu Muthe geweſen, und dennoch brach das Waſſer hervor. Es muß wohl mein Sinn für thatſächliche Momente ſeyn, der mich zu einem ſo unfreiwillig Gerührten macht.

Sein Nachbar ſagte: Nun, hier darfſt Du allenfalls bewegt ſeyn, denn Der, dem da ein paar hundert Jünglinge huldigen, hat Außerordentliches geleiſtet.

Gewiß, verſetzte der Andere. Wir haben hier gleichſam ein **fait accompli**, eine vollendete Thatſache vor uns. Und vor denen hegen

Digitized by Google

ſelbſt die Regierungen Ehrfurcht. — Die Wahrheit, daß man etwas Seyendes für ſeyend halten, daran nicht nergeln noch mäkeln ſoll, iſt ein Gewinn in dem Denken unſerer Epoche. Wir haben hier Großes werden ſehen. Ein Mann kommt vor dreizehn Jahren daher, gefolgt von fünf Schülern, die recht hübſche Sachen gemacht haben, doch aber noch völlig unfertig ſind. Er betritt ein fremdes Terrain, ohne mächtige Verbindungen zu haben, er muß ſich Alles erſt ſelbſt ſchaffen. Sein Gouvernement unterſtützt ihn wohl, jedoch nur mäßig; keines Königes mächtiger Arm hält ihn, ſtellt ihm die geniusentflammenden Aufgaben. Einen Namen bringt er mit, genannt allerdings in der Kunſtwelt, keineswegs aber mit der Glorie allgemeiner Berühmtheit umgeben. Und nach dreizehn Jahren ſteht er an der Spitze einer Anſtalt, worin die Hunderte nun faſt ſtatt der urſprünglichen Einheiten zählen. Die Räume ſind zu eng für den Andrang, der Ruf der Anſtalt geht durch Europa, und zieht die Lehrlinge aus allen Landen, bis zum hohen Norden hinauf, herbei. Die Werke der Schule zieren Königs- und Kaiſerpalläſte, die Erben großer Reiche beſuchen den Chef und treten zum Theil unter ſein Dach. Der Kunſtverein, der doch auch ohne ihn nicht entſtanden wäre, hat jährlich über zwanzigtauſend Thaler zu verwenden. Die Schule ſandte Kolonien aus nach Dresden und Frankfurt. Was aber noch mehr: das Haupt wurde längſt von den Gliedern überflügelt und dennoch löſen ſich viele der edelſten Glieder nicht ab, wohl wiſſend, daß der Zuſammenhang, wie er war, ihnen auch noch jetzt fromme. Dieſer Organismus findet nun aber immer noch ſeinen Schwerpunkt im Stifter, obgleich faſt alle jüngeren Meiſter ganz abweichend von ihm denken. Man würde es wohl empfinden, wenn er dauernd von ſeiner Schöpfung zurückträte. — Iſt das nun keine Thatſache, ſo gibt es überhaupt keine. Und nur ſeltene Eigenſchaften konnten ſie ſchaffen.

Man ſollte denn aber endlich ſie nennen, einen hiſtoriſch gewordenen Namen nicht mit falſchen Bezeichnungen verdunkeln oder durch ausweichende Reden verwiſchen! rief der ſchwarze Domino. Kläglich dreht ſich das Urtheil über die Werke des Mannes, von dem wir reden, krümmt ſich und windet ſich, um das öffentliche Geheimniß nicht laut werden zu laſſen: daß Schadow kein Genie ſey. Oder wollt Ihr es behaupten, ſo nennt mir den Jünger von Bedeutung, dem er ſeine Farbe und Zeichnung gegeben, nennt mir das Werk von ihm, welchem die Nation ihre Stimme ertheilt hätte! Alles, was hier Berühmtes entſtand, entſtand durch die Schule, die im eigentlichen Sinne doch nicht ſeine Schule iſt.

Laßt uns nicht in Negationen und Antitheſen uns verlieren! ſagte

Digitized by Google

der blaue Domino. Auch die Kunſt hat, dem Geſetze der Zeit folgend, einen repräſentativen Charakter angenommen. In einem repräſentativen Staate aber gedeiht der große Selbſtherrſcher nicht, ein geſcheiter, balancirender Louis Philipp iſt die Perſönlichkeit, die ihm eignet. Das wahre Genie würde in ſeinem hohen Drange, in ſeinem unbekümmerten Stolze, nie Etwas wie die Düſſeldorfer Schule hervorgebracht haben. Cornelius, den ein ſeltſamer Irrthum hier, wo es Nichts al fresco zu mahlen gab, zuerſt zum Direktor gemacht hatte, ging, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Freilich war er nur kurz hier, er iſt aber von der Art, daß er unter keiner Bedingung hier hätte lange ausdauern können. Schadow kam, und da waren nun die Qualitäten, die hieher gehören. Anſtatt des urkräftigen Schaffens, welches ſich nur um ſich bekümmert, hatte er eine allſeitige Empfänglichkeit, und jene Fürſtengabe, die Fähigkeiten zu ſehen und jede an ihren Ort zu ſtellen. Der Verſtand iſt das Dominirende in ihm, unterſtützt von einer zähen Beharrlichkeit. Ich ſage nicht, daß ihm Gefühl und Phantaſie fehlen, aber ſie ſtehen unter der Herrſchaft des Kopfes. Er verwendet ſie, gebraucht ſie, anſtatt ſich von ihnen hinreißen zu laſſen. Wer die Jahre her geſehen hat, wie er feſt und klug, nie ſeine Abſichten aus dem Auge verlierend, Charaktere und Schwächen berechnend und behandelnd, zur rechten Zeit ſich ſchmiegend und im günſtigen Augenblicke imponirend, ſein Reich gründete und führte, der hat etwas Merkwürdiges geſehen.

Du haſt mir nur das Wort aus dem Munde genommen, ſagte der ſchwarze Domino. Meine Meinung konnte nicht ſeyn, ihn herabzuſetzen. — Ich glaube, daß ein Verein ſolcher Eigenſchaften, wie er ſie beſitzt, fähig machen würde, die öffentlichen Angelegenheiten unter den ſchwierigſten Umſtänden zu führen. Schadow wäre gewiß ein tüchtiger Staatsmann geworden, hätten die Sterne ihm die Feder des Diplomaten ſtatt des Pinſels zugewieſen.

Meine hiſtoriſche Betrachtung läßt mich ſolche Eventualitäten nicht aufſtellen, ſagte der rothe Domino. Ich unterſcheide vielmehr in Schadow zwei geſchichtliche Perſonen: den vor der italieniſchen Reiſe im Jahre 1830 und den nachher. Jener hatte wirklich die allſeitigſte Empfänglichkeit, er war gutmüthig, wohlwollend, konnte ſelbſt naiv ſeyn. Zwar war er auch damals ſchon chriſtkatholiſch in ſeinem Künſtlerherzen geſinnt, er mahlte (außer Portraits) nur heilige Bilder und nannte die religiöſe Kunſt die höchſte. Aber Alles Das war doch nur mehr Privatliebhaberei. Daneben war er der humanſte Patron der Landſchaft, des Humors, des Genre's, ſelbſt wenn dieſes bis zu Kegelbahnen und Trinkſtuben hinabſtieg. Er gab da Rath, kritiſirte, emendirte treu, fleißig,

Digitized by Google

einſichtsvoll, wie an Engelsflügeln und Madonnengeſichtern. Rührend war ſeine Freude, wenn Etwas gelang, es gelang, wo es ſeyn mochte. Schrötter, der von der Kupferſtecherei zum Mahlen übergegangen war, konnte erſt lange der Farbe nicht mächtig werden. Wißt Ihr nun noch, wie Schadow einſt, wen er von Bekannten traf, vor Schrötters Bild rief, und Jedem als ein Ereigniß ankündigte, daß der Reflex der Abendſonne auf dem Rockärmel des alten Fiſchers in der Mitte der Gruppe ſo ſchön gelungen ſey, daß nun endlich Schrötter die Farbe habe? Solcher Dinge kamen damals unzählige vor. Den rationaliſtiſchen Leſſing liebte er mit väterlicher Zuneigung. Mit Literatur, Poeſie hielt er ſich in Berührung, abweichende Meinungen brachten ihn nicht auf, machten ihn nicht ſtumm. — In Italien aber wachten die alten Reminiszenzen auf, die große religiöſe Kunſt hatte ihm von Neuem ſo imponirt, daß er zurückkam, nicht als ein Halbverwandelter, wie Sie ihn früher genannt haben, ſondern als ein Geblendeter, oder wenn man im Bilderkreiſe ſeiner Kunſt bleiben will, mit übermahltem Geiſte. Denn ich muß ſagen, daß ich für meine Perſon immer noch an das Richtige und Natürliche in ſeinem Weſen glaube, welches eben iſt, das Gute und Schöne in jeder Richtung zu lieben und zu pflegen. Freilich iſt die Uebermahlung jetzt ſtark. Nicht plötzlich trat ſie hervor, ſondern die Kruſte ſetzte ſich nach und nach an. Krankheiten, Verſtimmungen mögen mit eingewirkt haben. Die Schüler wurden berühmter, als er, und wodurch wurden ſie berühmt? Nicht durch Himmelfahrten und heilige Familien, ſondern durch die Landſchaft, durch das Genre, das romantiſche ſowohl, als das reale. Wer wird ihn ſchelten, wenn ſelbſt etwas Gereiztheit ſich ſeiner Empfindung beigemiſcht hat? Genug, es ſollte nun mit aller Gewalt eine religiöſe Schule am Rheine erblühen. Das hatte zur Folge, daß eine ſtille Entfremdung ſich zwiſchen ihm und den meiſten Heroen der Anſtalt allmählig einſchlich. Niemanden hat er abſichtlich gekränkt oder zurückgeſetzt; gegen ſolche Beſchuldigung, welche der Klatſch auch gegen ihn erhoben hat, muß man ihn durchaus vertheidigen. Aber die Dinge wirkten, und ſie ſind immer mächtiger, als jede Abſicht. Nun bringen ſie ihm noch Vivats, es iſt wahr, aber die eigentlich Bedeutenden rufen doch nur mit aus Pietät und Dankbarkeit, ein lebendiges Gefühl des Zuſammenwirkens mit ihm ſtiftet die Verbindung nicht, welche allerdings, wie ich ſagte, noch beſteht. Sie ſehen einander als eine Nothwendigkeit an, er ſie, ſie ihn, das iſt ihre Gegenwart zu einander, und darüber hinaus liegt freilich ein viel ſchöneres, ein weit beglückenderes Verhältniß. Geiſtigen Einflüſſen, welche die jetzige Befangenheit irre machen könnten, hat er ſich zu entziehen gewußt. Praktiſch aber brachte er es

Digitized by Google

nur zur Bevölkerung jener drei oder vier Ateliers, welche Galiläa ſcherzweiſe genannt werden, und worin man ſich zur Ehre Gottes unfruchtbar genug abquält.

„Deger? Vergiſſeſt Du Deger'n?"

Deger iſt ein reiner, ſchöner Menſch, er iſt der hervorragendſte unter den frommen Mahlern, und auf ihn rechnete Schadow wohl auch am meiſten, als Stütze der ſogenannten höheren Richtung. Aber ich frage: tragen denn dieſe abgedämpften Farben des Lieblingsſchülers, dieſe zärtelnden Engel, dieſe kindlich frommen, oder mit dem hektiſch ſchmachtenden Zuge um das Auge verſehenen Madonnen die Bürgſchaft langen Lebens in ſich? Sieht man ſie ſich nicht ſchon jetzt müde, je länger man ſie anſieht? Spricht ſich denn in dieſer frauenhaften Milde und Unſchuld der chriſtliche Geiſt der jüngſten Vergangenheit oder der Gegenwart aus? Und den müßte doch ein Meiſter zu erfaſſen wiſſen, wenn ihm gelingen ſollte, einen neuen dauernden Typus chriſtlicher Kunſt zu finden, denn in den Leib ſeiner Mutter kann Niemand zurückkehren, auch die Kunſt nicht. Sind nun nicht gerade die Beſten, die Wahrhaftigſten der Jetztwelt durch allen Spott und Zweifel der Heiden hindurch gegangen, bevor ſie zum Erlöſer gelangten? So möchte denn wohl ein Pauliniſches Bewußtſeyn eher, als die legendenhafte Süßigkeit, aus den neuen chriſtlichen Bildern blicken müſſen, ſollten ſie zur Höhe der Zeit ſich erheben, auf dieſer Höhe ſich erhalten. Nicht die wimperſenkende Madonna, ſondern der in den leuchtenden Lichtern des Himmels über den geiſtvollen Verfolger triumphirende Chriſtus ſcheint mir der Vorwurf der neueren religiöſen Kunſt zu ſeyn, wenn eine ſolche entſtehen ſoll. Deger nahm in ſeinen erſten Chriſtkindern dazu einen Anſatz, ſie hatten etwas Tapferſchreitendes, Siegreichblickendes. Nachher iſt er hievon wieder zurückgewichen in die Reminiszenz an Fieſole. Zuletzt ſah ich eine Zeichnung von ihm: die Himmelfahrt. Der Erlöſer blickt wehmüthig ſegnend zu den Apoſteln hinunter. Alſo auch hier Empfindſamkeit! dachte ich. Daß der Sohn ſich ſetzt zur Rechten des Vaters, das iſt das göttliche Faktum, und wird nun wohl deſſen erhabene Majeſtät durch dieſe weiche Gebärde ausgedrückt? Man muß erwarten, wie den Künſtler Italien, wo er ſich jetzt befindet, vollenden wird, denn ſeine Bahn iſt ja noch nicht geſchloſſen.

Man kommt, wenn man im Stillen für ſich die Dinge betrachtet, immer mit dem Urtheile des Tages in's Gedränge, ſagte der ſchwarze Domino. So iſt es mir mit den Anſichten über unſere Schule gegangen,

Digitized by Google

nachdem der erſte lyriſche Taumel der Anfänge vorüber war, und das Urtheil in ſeine Rechte trat. Vor acht, neun Jahren ſollten hier lauter werdende Michel Angelo's, Raphael's, Rembrandt's, Ruysdael's umherwandeln. Ich liebte meine Freunde wahrhaftig von Herzen und freute mich jedes guten Bildes, das von ihnen kam, aber ich hatte denn doch Dresden, Berlin, Kaſſel, München, Pommersfelden, Amſterdam, den Haag geſehen, und wußte ungefähr, wie die alten Sachen aus den Rahmen ſchauten. Ich vermißte bei den unſrigen Etwas: die geniale Sicherheit, das **à plomb** der alten Meiſter, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Geſtalten. Verſuche ſah ich, höchſt tüchtige Verſuche, aber ſchwankend zwiſchen der Kühnheit des Individuums, immer nur ſich und ſein Perſonellſtes auszudrücken, und der Scheu, Fehler zu begehen. Dieſe Furcht vor gemahlten kühnen dummen Streichen war immer ein charakteriſtiſcher Zug der hieſigen Schule. — Jetzt beginnt das Blatt ſich zu wenden. Eine Umſtimmung der Meinung naht ganz ſichtbar an. Zwar beſtellen und kaufen die Liebhaber noch reichlich, aber das Urtheil der Stimmführer ſpricht doch ſchon ſeit einigen Jahren häufig vom Düſſeldorfer Schmerz, von der Weichlichkeit, vom ſtereotyp gewordenen Brüten. Ungerecht abermals. Man muß nie eine Richtung in ihren Schwächen angreifen, noch ſie darin vertheidigen wollen. Geben wir daher die Goldſchmidtstöchterlein, die Kirchengängerinnen, die Nonnen, Pagen, Ritter willig den Stickmuſtern preis, in welche ſie ſo raſch übergingen! Die Stärken der Schule haben aber unläugbar eine allgemeine geiſtige Stimmung der Nation, von welcher ſie ſich in ihrem Bewußtſeyn erſt jetzt loszumachen beginnt, in Form und Farbe gebracht. Und wenn dieſe Stimmung eben die ſentimental-romantiſche war, und wenn darin das Weiche, Ferne, Muſikaliſche, Kontemplative anſtatt des Starken, Nahen, Plaſtiſchen, Handelnden vorwaltete, warum ſcheltet Ihr die Mahlerei, da Ihr die Poeſie gelobt habt, der Ihr Alle einen Theil Euerer Bildung verdankt? Die Poeſie ging voran, die Mahlerei folgte, und es wurde hier Etwas wahr, was Louis de Maynard in ſeiner Betrachtung über die neuere Kunſt der Franzoſen einmal ſagte: **l'idée passe du papier à la toile.**

Nur müſſen Sie mir eine Bemerkung erlauben, verſetzte der rothe Domino. Der Scherz über die ſogenannte Zopfperiode des achtzehnten Jahrhunderts iſt in unſerer Schule bekanntlich ein ſtehender geworden. Ich aber möchte ſagen, daß ſelbſt aus manchen Stärken unſerer Beſten abermals ein Zopf hervorſieht, freilich viel vornehmer und poetiſcher zuſammengeflochten, als der alte pudrichte.

Der ſchwarze Domino erwiederte: Es fehlt der Schule mit einem Worte die letzte Weihe, die naive Urſprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt, oder kurzweg abſchneidet. Das iſt aber nicht die Schuld der Einzelnen. Darin tritt das Mißgeſchick des Urverhältniſſes zu Tage. Das unbedingt Große geſchieht doch nur, in der Kunſt wie im Leben, wenn ein großer Praktiker auftritt, poſitiv leiſtend und die Geiſter entweder in die Nachahmung fortreißend, oder ſie zu ſelbſtſtändigen Gegenſätzen treibend und nöthigend. Das war hier nicht der Fall. Das Höchſte kann aber nicht kommen, wenn nur durch Methode, Kritik, Einſicht, Klugheit, gleichſam zur Kunſt die Gelegenheit gemacht wird. Und nur Das geſchah hier. Die Einzelnen waren alſo, bei aller Unterweiſung in den Vorhallen, im Allerheiligſten dennoch lediglich auf ſich gewieſen. Nun hätte unter ihnen ein wahrhaft tonangebender Meiſter im höchſten Sinne des Wortes entſtehen können, und Viele haben Leſſing dieſen Meiſter genannt. Er kann es werden, noch iſt er es aber nicht. Für ſich hat er genug, aber für eine echte Schule hat er nicht genug. Es fehlt ihm die Weite des Blickes, es fehlt ihm der Muth, die großen Erſcheinungen ſeiner Kunſt in's Auge zu faſſen auf die Gefahr hin, eine Zeitlang an ſich irre zu werden. Dieſes Verſunkenſeyn in ſich geht ſo weit, daß er es bisher ſtandhaft abgelehnt hat, Gallerien und Muſeen zu beſchauen. So lange eine ſolche Iſolirung fortdauert, wird auch in ſeinen Werken etwas Starres und Monotones ſichtbar bleiben, welches, für meinen Blick wenigſtens, dieſe große Kraft noch gefeſſelt hält. Groß und gewaltig iſt ſie, und davon erlebte ich kürzlich in Frankfurt die Beſtätigung für mich. Sein Ezzelin war das einzige unter den neueren Bildern des Muſeums, welches mir neben den alten Werken Stich hielt.

Die Schule hatte einen Grundfehler, ſie beſaß ſchon in ihren erſten Anfängen eine Vorſtellung von ſich, von ihrer Miſſion, von der ſogenannten Würde der Kunſt; ſagte der rothe Domino. Freilich entſprang auch er aus dem Umſtande, daß der Gründer mehr ein Theoretiker als ein Praktiker war, denn lediglich für die Theorie ſtellen ſich dergleichen Abſtraktionen ein, der echte Praktiker hat nur Vorſtellungen von ſeinen Stoffen, und wenn er an ſeine Kunſt denkt, ſo iſt ſie ihm ein Aggregat bewährter Handwerksgeheimniſſe. Jenes mythiſche Gefühl aber von der beſondern Vornehmigkeit des Berufes, oder von dem Berufe ſelbſt, als einer intellektuellen Luftgeſtalt, welches der Meiſter, wie er nur konnte, den Jüngern einzuimpfen ſuchte, hat, abgeſehen von dem ſchädlichen Einfluſſe auf die moraliſche Phyſiognomie der Schule, Manchen auch in ſeiner Kunſt geirrt, in Gebiete getrieben, in welche er nicht

Digitized by Google

gehörte, — Allen vielleicht bis auf den heutigen Tag noch ein Etwas vor das Auge geſchoben, daß ſie mit dem letzten, ſchärfſten Mahlerblicke die Dinge nicht ſehen, wie ſie eben einzig und allein für den Mahler vorhanden ſeyn ſollen. Sie ſehen die Dinge zu natürlich zugleich und zu unwahr, die rechte Mitte iſt hier noch zu entdecken.

Ihr dreht Euch im Kreiſe um den eigentlichen Punkt, wie Leute, die, im Walde verirrt, das Haus ſuchen, das zwanzig Schritte von ihren tappenden Füßen liegt, ſagte der blaue Domino.

Nun, nun, nur nicht ſo unſanft zurechtgewieſen! riefen die beiden Andern. Sey uns ein freundlicher Leiter!

Der blaue Domino verſetzte: Die Farbe fehlt noch der Düſſeldorfer Schule; die eigene, ſelbſtſtändig gefundene Farbe. Die Farbe iſt dem Mahler, was das Wort dem Dichter; er denkt, fühlt, phantaſirt in ihr. Sie iſt aber nicht das Roth und Blau, das da klebrig auf der Palette ſteht, ſondern die Verwandlung, welche Zinnober und Ultramarin im Geiſte des Künſtlers erleiden. Das iſt eine ſo wunderbare Metamorphoſe, wie die von Gemüſe und Fleiſch in Blut und Nervengeiſt. Nicht die Farbe, wie ſie in der Natur iſt, kann der Mahler brauchen, ſondern ein begünſtigter Genius operirt jene Metamorphoſe in ſich, und die Geiſter zweiten Ranges empfangen die Farbe von Muſtern. Die Kunſt empfängt von der Kunſt. Man kann nun in Euere Anſichten eingehen und ſagen: eben weil der Schule ein großes ſchaffendes Vorbild fehlte, ſuchte ſie in ihrer Rathloſigkeit nach einem Halt, und den ſollte ihr die beliebte Natürlichkeit des Kolorits, oder das Kolorit nach der Natur bieten. Aber eine Farbe kann ſo unnatürlich wie möglich, und dennoch völlig kunſtwahr ſeyn. Seht Tizians Venus in der Nähe, es iſt etwas Grauröthliches da auf die Leinwand geſtrichen; tretet zurück und das lebendigſte Fleiſch wallt Euch entgegen. Ich habe ſpaniſche Bilder geſehen. Dicht vor der Tafel ſah ich nur ſchwarze und weiße und blutrothe Striche, vier Schritte davon entzückten mich Magdalenengeſichter, büßend im Ausdruck der tiefſten Reue. Die Farbe iſt eine große Entdeckung. Unzählige Verſuche müſſen dieſer vorhergehen. Zwei Jahrhunderte lang und länger war ſie aller Orten abhanden gekommen: ſollen fünfzehn Jahre hier hingereicht haben, ſie wieder zu finden? Es gab alte Meiſter, die ſo eiferſüchtig auf dieſen Punkt hielten, daß ſie das Geheimniß, wie ſie ihre Palette ausrüſteten, mit in das Grab nahmen. Ich glaube aber, daß die ächte mahleriſche Farbe auch hier noch entdeckt werden wird, denn ſo viele und bedeutende Kräfte können ſich nicht wie durch ein Wunder zuſammengefunden haben, ohne zuletzt ein Endziel zu erreichen.

Digitized by Google

Ueberhaupt haben wir ja von den Mängeln der Schule nur geredet, um ſie aus dem Zwielicht allgemeiner Redensarten, lobender und tadelnder, uns zur deutlichen Geſtaltung zu bringen, ſagte der rothe Domino. Denn über ihre Verdienſte ſind wir einverſtanden. Sie iſt da, eine unter ganz eigenen hiſtoriſchen Umſtänden entſproſſene Zunft, die, ſich gliedernd in Meiſter, Lehrlinge, und Geſellen, bei allem innerlichen Hader, der nicht länger abgeläugnet werden darf, doch durch ein unſichtbares Etwas noch immer zuſammengehalten wird. Der Urtypus dieſer Zunft war der Geiſt, welcher in der Literatur hauptſächlich durch Göthe, Tieck, Uhland ausgeſprochen iſt. Dieſer Geiſt verſetzte ſich mit etwas norddeutſcher Reflexion, und ſuchte mahleriſche Konſiſtenz zu gewinnen durch die treueſten und fleißigſten Studien nach der ſinnlichen Natur. Später traten Münchener, franzöſiſche, niederländiſche Einflüſſe auf, und es fand ein gegenſeitiges Aſſimiliren des Urſprünglichen und Nachgeborenen ſtatt, am augenfälligſten in der Landſchaft, doch auch zu Zeiten bemerkbar im Genre, und ſelbſt in der Hiſtorie nicht ganz verborgen. Ein Eklektizismus, nicht im rohen, ſondern im feineren und geiſtigeren Sinne, herrſcht; auch dieſer iſt eine vollendete Thatſache, und aus ihr werden ſich gewiß noch große Folgen ergeben.

Der blaue Domino ſtand auf. Ich freue mich dieſes Abends, ſagte er. Wir haben kein Platoniſches Geſpräch geführt, in dem Einer die Weisheit hat und mit verſtellter Unwiſſenheit die Andern belehrt, ſondern es war eine deutſche Unterhaltung. Jeder gab ſeinen Scherf, im Sinne und Gemüth waren wir einig, und nur die Auffaſſungen waren hin und wieder verſchieden. So iſt es uns gelungen, die Düſſeldorfer Anfänge uns vorzuführen, keine unverächtliche Station im Geſammtleben des Vaterlandes. Wie Viel wäre noch zu ſprechen! Wie gern unterſuchte ich, nur bei unſerer letzten Materie ſtehen bleibend, mit Euch: Welche moraliſche Geſtalt der Mahler durch ſeine Kunſt erhält und wie eine Künſtlergilde auf den Geiſt einer ganzen Stadt, darin ſie waltet, influenzirt? Wir würden da auch gewiß auf beſtimmte Reſultate im Guten wie im Schlimmen kommen. Wir würden finden, daß auch in dieſem Gebiete Stand und Beruf den Menſchen fertig machen helfen. Der Soldat wird durch die Waffen tapfer und ehrenzart, aber auch leicht rauh und hochfahrend; der Dichter durchſchaut in ſeinem einſamen Zimmer alle Räthſel der Welt, aber manche Grille pflegt nebenbei in dieſer Einſamkeit zu niſten; der Richter iſt gerecht, aber der Aktenſtaub kann ihn moraliſch engbrüſtig machen. Und ſo würden wir finden, daß der Mahler, durch das beſtändige Vertiefen in die Form und in das äußerlich Erſcheinende, zwar für ſein Leben eine ausgeprägte Geſtalt

Digitized by Google

und eine frohe Sichtbarkeit gewinnt, zugleich aber in Gefahr ſteht, ſich ſelbſt in der Aeußerlichkeit zu verlieren, und den Sinn für die innerſten Beziehungen des Daſeyns, ſo wie den Maßſtab für die höchſte Würde des Menſchlichen, die in einem unſichtbaren Reiche thront, einzubüßen. Endlich würden wir finden, daß eine Stadt durch das in ihr vorherrſchende künſtleriſche Element zwar ein buntes und mannigfaltiges Anſehen erhält, welches aber doch zuweilen Etwas von einem Schaugerichte hat, und daß vielen ſchwächeren Seelen in ihr, unter dem Schwelgen in Formen und Bildern, die Anlage zum Ernſt und zur gründlichen Durchbildung des Geiſtes abhanden kommt. — Aber es iſt zwei Uhr Morgens, immer gedrängter fahren die Wagen ab, die älteren Leute ſind faſt alle weg, und nur das junge Volk tanzt noch, als ſolle Das dauern bis zum jüngſten Tage.

Puck ſprang vorüber. Eine Verſchwörung iſt im Gange! rief er und verſchwand durch eine Seitenthüre.

Die drei Domino's wußten nicht, was die Worte bedeuten ſollten. Der ſchwarze Domino goß aus der letzten Flaſche die Gläſer bis zum Rande voll und rief: Laß uns den drei Nornen opfern, welche die Zeit weben. Sie heißen Wurd, Werdandi, und Skuld.

Der rothe Domino erhob ſein Glas und ſprach: So nenne ich Wurd, die Vergangenheit. Ihr gilt mein Opfer. So viele verſchiedenartige Menſchen, auf engem Raume zuſammengedrängt, mußten manche Reibung erzeugen. Ich ſprach einſt mit einem Freunde über das Unbehagliche unſeres Lebens, was in Soupçons und Uebelnehmereien ſich abhetzte. Laß es gut ſeyn, ſagte er, es iſt ein Zuſtand wie im Mittelalter. Die Barone halten ſich auf ihren Burgen, machen einander Fehde, werfen einander die Schutzbefohlenen nieder. Es iſt doch Leben und Kraft in dieſem Getreibe, und Jeder vertraut ſeiner Fauſt. — Wurd ſey geprieſen!

Ich beuge mich vor Skuld, der Zukunft, ſagte der blaue Domino. Ohne Wort iſt der Dienſt dieſer Norne, wir wollen ihr, ſtille Hoffnung im Herzen, entgegengehen.

Durch Eure Liſt fällt mir Werdandi zu, die Gegenwart! rief der ſchwarze Domino. Alſo...

Aber er konnte nicht ausreden. Denn der Papagaigrüne war in das Zimmer getreten, begleitet vom Zeremonienmeiſter im geſtickten Hofkleide, mit Allongenperücke und dem goldenen Stabe. Nichts fällt Euch allen Dreien zu, als ein Tanz im Saale mit der Dame, die eben an der Tour im Kotillon iſt; ſagte er. Sie läßt Euch durch mich und dieſen Chevalier hier holen. Die Tour aber iſt, daß Ihr unermüdlichen

Redner die Dame umtanzt, ſie dann das Taſchentuch emporwirft, und der Glückliche, welcher es haſcht, mit ihr herum walzen darf.

Was war zu thun? Werdandi kam in dieſem Zimmer um ihren Opferſpruch. Der Zeremonienmeiſter trat vor, die Domino's folgten, der papagaigrüne Verſchwörer ſchloß. Im Saale empfing den Zug fröhliches Gelächter. Papagena, ein reizendes Mädchen im bunteſten Federkleide, ſtand in der Mitte des weiten Tanzkreiſes. Die Geſchichte ſagt nicht, ob die Domino's mit ihr getanzt haben, oder ob ſie ſich mit einem Scherze auslösten gegen ſie, die wohl für ein Bild der blühendſten Gegenwart gelten konnte.

Digitized by Google

G. Depping.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Deutſchen in Paris.

Von

G. Depping.

Wenn ein deutſcher Student von der Univerſität relegirt worden iſt, oder wenn ein preußiſcher Auskultant, voll Verzweiflung über den langen Schweif von Referendarien, welche vor ihm zu verſorgen ſind, nicht einmal die Hoffnung hegen darf, eine Braut zu erhalten, geſchweige denn zu heirathen, ſo wendet er zuweilen ſein Auge wehmüthig gen Paris, und hat er eben ſo viele Entſchloſſenheit als Sehnſucht, ſo ſchnürt er ſein Bündel, verſieht ſich mit einem Empfehlungsſchreiben an irgend einen Landsmann in Paris, ſey es Bankier, Schneider, oder Studioſus, und erſcheint eines Morgens bei dieſem, mit der dringenden Bitte, ihm ſogleich eine Anſtellung zu verſchaffen. Er ſpricht bereits ziemlich geläufig ſein **Comment vous portez-vous**, oder **quelle heure est-il** aus, und zweifelt daher gar nicht, daß man ihn für fähig erachten werde, die Erziehung des Sohnes eines **Pair de France** zu übernehmen, oder Buchhalter auf einem Bankierkomptoir zu werden, oder Feuilletons für ein Pariſer Journal, das Stück zu 200 Franken, zu ſchreiben, und er ermangelt ſelten, ſeinen in Paris angeſiedelten Landsmann der Gleichgültigkeit oder der Deutſchloſigkeit zu beſchuldigen, wenn dieſer ihm die Schwierigkeiten ſeines Unternehmens vorſtellt und ihn zu enttäuſchen ſucht, kommt gar nicht wieder, und ſucht ſich anders durchzuhelfen, indeß das wenige mitgebrachte Geld mit jedem Tage ſich verringert. Durch

Digitized by Google

vieles Herumlaufen treibt er einige Landsleute auf, die ihm aber Nichts weiter geben können, als tröſtende Worte und Theilnahmebezeugungen. Er ſieht an dem Laden eines Handwerkers einen deutſchen Namen, und geht hinein, in der Hoffnung, deutſche Biederkeit und Gaſtfreundſchaft bei dieſem zu finden. Der Handwerker iſt wirklich ein Deutſcher; da es ihm aber weit mehr um Kunden als um Landsleute zu thun iſt, und er merkt, daß der Fremde keinen andern Zweck hat, als deutſch mit ihm zu ſprechen, welches zu ſeinem Pot-au-feu gar Nichts beiträgt, ſo fertigt er ihn kurz ab, und der junge Reiſende wird eben ſo ungehalten auf die Deutſchen, als auf die Franzoſen, und reiſet mit Groll im Herzen nach Algier oder nach Amerika, wofern ihm nicht gar ſein Gaſtwirth aus Mangel an Zahlung ſeinen Bündel und ſeinen Reiſepaß zurückbehält, und ihn dadurch noch viel elender macht, als er ſchon war.

Das iſt die Geſchichte manches jungen Deutſchen, den ich in Paris habe ankommen ſehen. Viele geriethen in einen ſehr bedauernswerthen Zuſtand, und hatten Urſache genug, ihren Entſchluß, nach Paris zu kommen, herzlich zu bereuen. Ueberhaupt iſt die Lage derjenigen Deutſchen, welche nach Paris gehen, um ihr Fortkommen hier zu finden, ganz anders, als diejenige der Deutſchen, welche eine Zeitlang ſich hier auf ihre Koſten aufhalten, um ſich zu beluſtigen oder zu belehren, oder um Beides zugleich zu thun. Jedwede dieſer Klaſſen von Reiſenden verdient eine eigene Betrachtung.

Am kürzeſten wird die Klaſſe der zu ihrer Beluſtigung in Paris ſich aufhaltenden Deutſchen abgefertigt werden können. Wenn ſie keine Kreditbriefe an einen Bankier mitbringen, wodurch ſie in Stand geſetzt werden, lange zu verweilen, ſo pflegen ſie Muſeen, Bibliotheken, Kirchen, Naturalien- und Münzkabinette zu durchlaufen, Schauſpiele, Bälle, und Konzerte zu beſuchen, einer Sitzung der Deputirtenkammer beizuwohnen, im Palais-royal, auf den Boulevards, und den Champs-élyſés umherzuſchlendern, auf der Eiſenbahn nach St. Cloud, Verſailles, und St. Germain zu fahren, für ihre Frauen, Schweſtern, oder Bräute ſich mit neuen Moden zu verſehen, und dann wieder vergnügt nach Hauſe zurückzukehren, wo ſie lange von Paris zu erzählen haben.

Zuweilen haben ſich in ihrem Gedächtniſſe, bei dem ſchnellen Wechſel der Eindrücke, die Thatſachen etwas verwirrt, und die Reiſenden erzählen daher ſehr ſonderbare Dinge, welche den vernünftigen Zuhörern nicht glaublich vorkommen, und es auch wirklich nicht ſind. Dergleichen Behauptungen oder verworrene Erinnerungen gehen auch wohl in den Druck über. Man hüte ſich vor den Erzählungen der Reiſenden, welche

Digitized by Google

Alles im Vorbeigehen oder ·Laufen geſehen haben! Wenige beſitzen die Gabe, in kurzer Zeit gut und richtig zu beobachten.

Der Reiſenden, welche nach Paris kommen, um ſich zu belehren, und um die hier aufgehäuften, dem Publikum ſo freigebig zum Gebrauche dargeſtellten wiſſenſchaftlichen Schätze zu benützen, liefert Deutſchland mehr, als irgend ein anderes Land. Beſtändig ſieht man eine Menge junger Deutſchen in den Bibliotheken, Muſeen, Hoſpitälern, und andern öffentlichen Anſtalten. Die Franzoſen bewundern ihren Fleiß und auch ihre Gelehrſamkeit. Dieſe Fremden benützen oft, was von Einheimiſchen vernachläßigt wird, und ziehen Dinge aus der Verborgenheit hervor, deren Daſeyn man kaum ahnete, oder welche man der Aufmerkſamkeit und der Bekanntmachung nicht würdig erachtete.

Nicht ſelten bemerkt man jedoch an dieſen Reiſenden eine Tadelſucht, welche aus übertriebenem Patriotismus herzurühren ſcheint, und von einigen Deutſchthümlern angeſchürt wird. Die Pariſer Künſtler ſind alle in ihren Augen Stümper, die Pariſer Gelehrten Schüler, die Pariſer Politiker Marktſchreier, und die Pariſer Bürger leichtſinniges Volk, ohne Ernſt, Gemüthlichkeit, und Gaſtfreundſchaft. Mit dieſen Vorurtheilen kommen ſie nach Paris, mit denſelben gehen ſie wieder fort, ohne daß irgend Etwas vermögend wäre, ſie eines Beſſern zu belehren. Ich habe ſehr ſchätzenswerthe Männer geſehen, welche ſich ernſthaft darüber beklagten, daß das Land unpoetiſch, das Volk entſetzlich proſaiſch, nicht einmal höflich und zuvorkommend gegen Fremde ſey, daß Gelehrte, welche in Paris ankommen, auf lauter Schwierigkeiten ſtoßen, kurz, daß Nichts einen Deutſchen in Paris befriedigen könne. Man hätte eher einen Mohren weiß gewaſchen, als ſie von dieſen Vorurtheilen befreit.

Alle dieſe Reiſende ſind jedoch nur eine vorübergehende Erſcheinung. Mehr Aufmerkſamkeit verdienen zu unſerm jetzigen Zwecke die in Paris angeſiedelten oder ſich länger hier aufhaltenden Deutſchen, welche ihre Talente oder ihre Fertigkeit in irgend einem Fache an den Tag legen wollen, um ſich dadurch einen Unterhalt zu verſchaffen, der in ihrem Vaterlande nicht ſo leicht zu erwerben ſeyn würde. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß ein ausgezeichnetes Talent und viele Geſchicklichkeit in großen Städten beſſere Anerkennung und größere Belohnung finden, als an kleinen Orten, und daß da, wo Ueppigkeit und Ueberfluß herrſchen, auch mehr zu gewinnen iſt, als wo man ſparſam lebt, und mit Wenigem auskommen muß.

Deutſche Handwerker ſind im Allgemeinen fleißig, ſparſam, und nähren ſich ſchlecht, folglich mit geringem Aufwande. Wenn ſie ihr

Digitized by Google

Handwerk gut verſtehen, ſo ſind ſie alſo ziemlich gewiß, daß ſie in Paris Arbeit finden, und Geld verdienen. Daher kommen deutſche Handwerker in Menge hieher, und machen einen nicht unbedeutenden Theil der handthierenden Bevölkerung aus. Ein Umſtand darf nicht vergeſſen werden, welcher ihr Unterkommen fördert. Im Allgemeinen genommen ſind ſie redlich, und flößen Zutrauen ein. Das alte Sprüchwort: Ehrlichkeit währt am längſten, beſtätigt ſich in der Ferne wie zu Hauſe, und im Grunde iſt der beſte Empfehlungsbrief auf der Reiſe ein redliches Betragen.

Deutſchland liefert der Stadt Paris, und zum Theile auch andern Städten Frankreichs, eine Menge Schuſter=, Schneider=, Tiſchler=, Schmiede=, Schloſſer=, Sattler=, und Gerber=Geſellen. Die Vorſtadt St. Antoine beſonders iſt voll von deutſchen Handwerkern. Sie haben ihre deutſchen Logierhäuſer, Speiſewirthe, und Bier= oder Weinſchenken. Manche bleiben in beſtändigem Verkehr mit ihren Landsleuten, arbeiten und wohnen bei Deutſchen, lernen kein Franzöſiſch, und kennen bei ihrer Rückkehr nach Deutſchland die Franzoſen nicht beſſer, als ſie dieſelben bei ihrer Ankunft kannten. Nur ihr Handwerk verſtehen ſie beſſer; denn die Arbeit iſt ſchöner und künſtlicher in Paris, als anderswo, und auch der geiſtesbeſchränkteſte Handwerker ſieht bald ein, daß er ſich vervollkommnen muß, um dem herrſchenden Geſchmack gemäß zu arbeiten, Beſteller und Meiſter zu befriedigen, und höhern Lohn zu verdienen. Der Eigennutz macht ihn ſcharfſichtig und ſpornt ſeinen Fleiß an. Was dieſe Leute alſo von den Pariſern annehmen und ſich aneignen, beſteht einzig in einer größeren techniſchen Fertigkeit: in jeder andern Hinſicht bleiben ſie Deutſche, und Paris hat an ihnen Nichts verdorben noch gebeſſert, ſondern gibt ſie ihrem Vaterlande zurück, wie ſie waren. Nur diejenigen, welche nicht umhin können, mit den Pariſern in Berührung zu kommen, und fremde Sprache und Sitten ſich anzueignen, werden in ihrem Umgange geſchliffener, in ihrem Anzuge ſorgfältiger und gezierter, in ihrer Urtheilungskraft ſcharfſinniger. Es laufen auch einige mitunter, welche Dies übertreiben, und Gecken werden.

Am Sonntage, wenn das Volk haufenweiſe außerhalb der Barrièren ſtrömt, um ſich im Freien, und beſonders in den Gärten der vielen hundert Schenken zu beluſtigen, welche vor der Stadt liegen, und gleichſam einen breiten Saum um dieſelbe bilden, ſieht man oft viele deutſche Geſellen beiſammen ſitzen; man erkennt ſie mitten unter den Franzoſen an ihrem ruhigen Weſen, ihrer gutmüthigen Phyſiognomie, und ihren Tabakspfeifen, welche von ihnen unzertrennlich ſind. Am Abende, wenn der Wein die Zunge gelöst und das träge Blut in ſchnellern Umlauf

Digitized by Google

geſetzt hat, kehren ſie unter deutſchem Geſange, der zuweilen nicht ohne Anmuth iſt, in die Stadt zurück.

In der erſten Zeit meines Aufenthalts in Paris hatte ich an einem ſchwülen Sommertage den Montmartre beſtiegen, von welchem herab man eine herrliche Ausſicht über die ungeheure, am Fuße des Berges und an den beiden Seineufern weit ausgebreitete Stadt genießt. Es war ein Sonntag; die am Abhange liegenden Schenken ertönten von Tanzmuſik und fröhlichem Geräuſche, indeß tiefe Stille auf dem großen, mit Leichenſteinen gleichſam bepflanzten Friedhofe herrſchte, welcher ebenfalls am Abhange des Montmartre liegt. Die bereits untergegangene Sonne erhellte nur noch ein wenig den Himmel hinter dem Mont-Valérien zu meiner Rechten; auf der entgegengeſetzten Seite war ſchon Nacht, und eine Menge Lichter glänzte aus den vielen Luſtgärten hervor; ein düſterer Nebel hüllte die unabſehbare Häuſermaſſe der in der Tiefe liegenden Stadt ein, und nur einige Thürme und Kuppeln ſchimmerten ein wenig aus der nebelichten Hülle hervor. Ich dachte mit Sehnſucht an mein Vaterland, an die Verwandten und Freunde, welche ich daſelbſt zurückgelaſſen hatte; ich ſann darüber nach, was mir das Schickſal in dem fremden Lande, worein ich verſetzt war, wohl aufbehalten möge. Plötzlich ertönte in der Ferne ein deutſches Lied, das ich in meiner Jugend oft gehört, und in fröhlichen Verhältniſſen ſelbſt mitgeſungen hatte. Es wurde von mehreren Stimmen geſungen, und die Töne verloren ſich allmählig nach der Stadt zu. In dieſer Stimmung rührte es mich bis zu Thränen, und Diejenigen, die es ſo luſtig ſangen, ahneten wohl nicht, daß es auf einen ungeſehenen Landsmann eine ſo wehmüthige Wirkung hervorbrächte.

Dieſe Sonntags-Exkurſionen der deutſchen Handwerker endigen jedoch nicht immer mit Geſang und in harmoniſcher Einigkeit. Leider ſtört Trunkenheit und Streitſucht nur zu oft ihre Erholungen **extra muros**, und es iſt nichts Seltenes, daß das Polizeigericht über die Folgen der ſonn- und auch wohl der montägigen Vorfälle, als da ſind: blutige Köpfe, Zerſchlagen der Flaſchen und Scheiben, Widerſtand gegen die herbeigeholte Wache, Abprügeln der Wirthsleute, Schimpfreden und Injurien, abzuurtheilen hat. **Querelle d'Allemand** iſt ſchon lange in der franzöſiſchen Sprache ein gewöhnlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines Streites um eine Kleinigkeit, und wahrſcheinlich kommt er von dem Hadern der deutſchen Handwerksburſchen in den Schenken her.

Ich wünſchte Nichts ſo ſehr, als daß dieſe handthierenden Landsleute den Pariſern nicht allein das Beiſpiel des Fleißes und der Beharrlichkeit gäben, ſondern ihnen auch mit dem Beiſpiel unverdorbener Sitten, der

Digitized by Google

Nüchternheit, und der Friedfertigkeit vorgingen: leider habe ich dieſe Art Auszeichnung an ihnen nicht bemerken können. Nicht als ob es nicht auch reine und unverdorbene Seelen, ſehr nüchterne Leute, und recht gute Freunde und Nachbarn unter ihnen gäbe; aber im Ganzen genommen ſind ſie doch in ihrer ſittlichen Aufführung nicht beſſer, als Diejenigen, zu denen ſie kommen, und Paris, welches einige Perſonen in Deutſchland aus lauter Gallophobie für einen wahren Sündenpfuhl ausgeben, kann eben nicht Viel an ihnen verderben. An Mäßigkeit im Trinken und an Friedfertigkeit pflegen ſie den Pariſern gleichen Standes ſogar nachzuſtehen. Freilich bietet ſich ihnen hier mehr verführeriſche Gelegenheit dar, zügelloſen Lüſten zu fröhnen, als in einer kleinen Stadt Deutſchlands oder eines andern Reiches, und ſchon der Umſtand, daß man unbemerkt das Böſe verüben kann, iſt im Stande, einen ſchwachen Menſchen hinzureißen; aber dagegen hat man in einer ſolchen Stadt, wie Paris, auch mehr Gelegenheit, edle und gute Sitten vor Augen zu bekommen. Die Deutſchen ſehen, wie die gebildeten und wohlerzogenen Pariſer Anſtand im Aeußern beobachten, wie ſie ihre Frauen und Kinder zartſinnig behandeln, und wie überhaupt die hier verbreitete Bildung über das ganze Betragen einen Glanz wirft, welcher der Gegenſatz der Lüderlichkeit und Herabwürdigung iſt. Selten behandeln deutſche Handwerker hier ihre Frauen und Kinder mit derſelben Zärtlichkeit, wie die Pariſer, und haben in dieſer Hinſicht Manches von ihnen zu lernen.

Die deutſchen Gauen ſind voll von Handwerkern, welche ſich zu Paris in ihrem Gewerbe vervollkommt haben. Aber manche bleiben in Frankreich, beſonders in Paris, heirathen Handwerkerstöchter oder ſogenannte Ouvrières, werden Stadtbürger, und vergeſſen ihr Vaterland, ihre Sprache, und ihre vaterländiſchen Sitten, ohne jedoch völlige Franzoſen zu werden. Sie bleiben fleißige Hausväter, und ſind zwar keine zärtlichen, aber doch meiſtens getreue Gatten. Ihre Kinder ſind völlige Pariſer, und haben weit Mehr von der Mutter, als vom Vater. Haben ſie ausgezeichnete Geſchicklichkeit, und begünſtigt das Glück ihre Unternehmungen, ſo werden ſie Eigenthümer liegender Güter, Wahlherren, erhalten Beſuche und Umlaufſchreiben mit ſchönen Verſprechungen von den Kandidaten kurz vor den Deputirtenwahlen, und nehmen alſo Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten ihres neuen Vaterlandes. Alsdann beſchäftigen ſie eine Menge Arbeiter, einheimiſche und fremde, und gewähren zuweilen fünfzig bis hundert Familien ihren Unterhalt, und haben bedeutende Werkſtätten. Zu dieſer Klaſſe gehörte Naſt, der Porzelanfabrikant, welcher ſeinen Kindern ein großes Vermögen hinterlaſſen hat.

Digitized by Google

Obſchon ſich deutſche Handwerker hier wenig um Politik bekümmern, ſo bleibt ein langer Aufenthalt unter einer Volksmenge, bei welcher die Politik ſich in das geſellige Leben verwebt hat, nicht ohne Wirkung auf ſie. Sie ſehen, daß die Geburt hier keine Vorrechte gibt, noch Achtung gebieten kann, wie in ihrem Vaterlande, daß in Zeitungen, auf der Bühne, im Geſpräche, politiſche Meinungen frei geäußert werden, daß nicht Willkühr des Herrſchers, ſondern das Geſetz gebietet, und ihnen Schutz gegen Unterdrückung und Eigenmacht gewährt. Betrachtung und Vergleichung entſteht von ſelbſt, und zuletzt kehren ſie mit andern Gedanken nach Deutſchland zurück, als ſie es verlaſſen hatten. Auch hat es nicht an Parteien gefehlt, welche auf ſie nach einer beſondern Richtung hin zu wirken geſucht haben. So z. B. als man vor einigen Jahren in Deutſchland bemüht war, den Leuten die politiſchen Gedanken auszutreiben und die Preſſe unter ſtrengere Aufſicht zu ſtellen, entſtand zu Paris eine Reaktion dagegen, und deutſche Politiker waren emſig bemüht, bei ihren Landsleuten in Paris den Hang zur Politik hervorzubringen oder zu verſtärken, beförderten Zuſammenkünfte unter ihnen, vertheilten politiſche Broſchüren in den Werkſtätten der Deutſchen, ſo wie auch in ihren Logis, und ſchoben einige Exemplare in die Ränzel derſelben, wenn ſie von der Wanderſchaft wieder nach ihrem Vaterlande zurückkehrten.

Die Proteſtanten in Paris haben einen Hilfsverein (société de prévoyance), welcher die Handwerker an Sparſamkeit gewöhnt und ihnen Hilfe ertheilt, wenn ſie deren bedürfen. Der größte Theil der in dieſem Verein Eingeſchriebenen beſteht aus deutſchen und ſchweizeriſchen Profeſſioniſten. Es iſt ſchade, daß die Katholiſchen nicht einen ähnlichen Verein geſtiftet haben, zum Beſten ihrer deutſchen Religionsbrüder. Erſtere haben auch eine deutſche Kirche und Schule, welches Beides ebenfalls den katholiſchen Deutſchen fehlt. Nur zuweilen nimmt ſich irgend ein elſaßer katholiſcher Prieſter der Kinder armer deutſcher Eltern an, und katechiſirt mit ihnen.

Eine eigene Klaſſe deutſcher Profeſſioniſten in Paris bilden die Inſtrumentenmacher; ſie ſind faſt im ausſchließlichen Beſitze der Werkſtätten, worin Klaviere verfertigt werden. Erhard iſt unter ihnen der erſte und angeſehenſte geworden. Ihm hat die Klavierfabrik wichtige Verbeſſerungen zu verdanken. Er hatte nicht allein ausgebreitete Kenntniſſe in ſeinem Fache, ſondern war auch ein großer Kunſtkenner, und ſeine Gemähldeſammlung zu La Muette neben Paris war allgemein berühmt. Obſchon ſein Haus unter ſeinen Nachkommen oder Nachfolgern ſein deutſches Weſen großentheils verloren hat, ſo iſt es doch der Sam-

melpunkt deutſcher Virtuoſen geblieben, und noch werden die großen Säle dieſes Hauſes und die Erhard'ſchen Flügel bei den Konzerten gebraucht, welche deutſche Virtuoſen in Paris geben. Jetzt macht Pape und auch Herz ihm den Rang ſtreitig; denn auch ihre Salons und Flügel werden von konzertgebenden deutſchen Künſtlern benützt.

Tonkünſtler liefert Deutſchland beſtändig in Menge; die Regimentsmuſik, die Theaterorcheſter, ſogar die Tanzorcheſter ſind voll von deutſchen Tonkünſtlern, meiſtens jungen Leuten, denen man ihre deutſche Abkunft am Geſicht anſieht, und die hier zwar kein glänzendes Leben führen, aber doch ihre Nahrung finden, zumal da ſie auch Muſiklektionen geben. Selten zeigen dieſe jungen Leute aber eine hohe Bildung, und ſie halten ſich meiſtens in einer niedern Sphäre, wofern ein ausgezeichnetes Talent ſie nicht hervorhebt. Im letzten Falle werden ſie berühmt, wohlhabend, und in die beſten Geſellſchaften gerufen. Kalkbrenner, Herz, Zimmermann, Hermann, Karr können als Beiſpiele gelten.

Eine nicht mindere Anzahl von Sprachmeiſtern und Informatoren liefert Deutſchland der Hauptſtadt Frankreichs. Von der Flut der Univerſitätsſtudenten ergießt ſich ein Theil nach der Seine hin. Die Sprachmeiſter ſind der Regel nach alle aus Sachſen, weil jeder Franzoſe den feſten Glauben hat, daß nur in Sachſen echtes Deutſch geſprochen werde. Die Informatoren aber dürfen aus allen Gegenden Deutſchlands kommen, ſogar aus Pommern und Weſtphalen, da die Pariſer bis jetzt noch keine Gegend Deutſchlands als dem Informationstalente beſonders günſtig anerkannt haben. Die Sprachmeiſter laſſen ſich in den Intelligenzblättern und auf Anſchlagzetteln ankündigen, beſitzen oft das Geheimniß, ihren Schülern das Deutſche in einem Dutzend Lektionen beizubringen, oder haben wenigſtens eine ganz vortreffliche Methode zum ſchnellern Lehren des Deutſchen. Denn in Paris hat Jeder vollauf zu thun, und folglich wenig Zeit zum Erlernen der Sprachen.

Unter zwanzig oder dreißig deutſchen Sprachlehrern gelingt es einem, Lehrer in einer öffentlichen Anſtalt zu werden, und eine Sprachlehre und ein Wörterbuch aus ſeiner Feder bekannt machen und in Aufnahme bringen zu können. Dann wird er bekannt, und die Privatſchüler kommen häufiger herbei. Will es mit den einzelnen Schülern nicht gehen, ſo kündigt er in Zeitungen und durch Anſchlagzettel einen cours public an, etwa einen für die Damen und einen andern für die Herren, unterweist nach Robertſons, Jaquotots, oder ſonſt einer gerade beliebten Methode, fängt alle Monate ſeinen Cours von Neuem an, um Gelegenheit zu bekommen, auch wieder eine neue Ankündigung mit

Digitized by Google

großen Buchſtaben anſchlagen zu laſſen, und will es auch damit nicht gehen, ſo ſucht er aus Verzweiflung eine etablirte Franzöſin zu heirathen, oder wird Korreſpondent eines deutſchen Blattes. Denn da fünfzig Tag-, Wochen-, und Monatsblätter und Schriften in Deutſchland ſich ihrer Korreſpondenz rühmen wollen, ſo müßte ein deutſcher Lehrer in Paris wahrlich vom Himmel verlaſſen ſeyn, wenn nicht aus irgend einem Winkel Schwabens, Meklenburgs, Schleſiens, oder einer andern deutſchen Provinz ein Aufruf zum Korreſpondiren an ihn gelangte. Korreſpondiren iſt ein Talent, das bei jedem Deutſchen in Paris vorausgeſetzt wird, und, wie die Herausgeber deutſcher Blätter wähnen, mit der Luft in dieſer Hauptſtadt eingeathmet wird. Daß der zum Korreſpondiren Aufgeforderte ein Geächteter iſt, und in deutſchen Kanzleien übel angeſchrieben ſteht, ſogar daß man ihm das Schreiben unterſagt hat, wie man im Alterthum den Geächteten Feuer und Waſſer unterſagte, thut Nichts zur Sache und macht keine Schwierigkeit. Denn es iſt ja Nichts leichter für den Korreſpondenten, als ſich einen andern Namen zu geben, und ſich ſtatt Traxel zum Beiſpiele Victor Lenz oder Anacharſis Germanicus zu unterzeichnen, wobei er noch die Annehmlichkeit hat, ſich über die Verpöner ſeiner Perſon und ſeines Namens luſtig machen zu können.

Das Informationsweſen wird natürlich auf keine ſo lärmende Weiſe betrieben, als das Sprachmeiſterweſen. Man wird nur durch Privatempfehlung Informator; diejenigen Familien, welche deutſche Informatoren ſuchen, ſind entweder altadeliche Legitimiſten, welche für ihre Söhne den Kontakt mit der jetzigen, leider liberalen Welt fürchten, daher einen Fremden zum Hauslehrer nehmen, und ſich mit demſelben in ihre Landſchlöſſer verſtecken, bis der Zögling völlig unterrichtet hervortreten kann; oder es ſind entſchiedene Liberale, welche den Werth deutſcher Gelehrſamkeit kennen, und ihren Söhnen Etwas davon mitzutheilen wünſchen; oder endlich ſind es Fremde, beſonders Geſandte, fungirende oder geweſene. Mit dieſen hat es der deutſche Informator zuweilen am ſchlimmſten. Ich habe einen jungen und guten Landsmann gekannt, welcher Informator bei einem ſich hier aufhaltenden ruſſiſchen Grafen war. Dieſer erwies ihm zuweilen die Ehre, mit ihm zu ſprechen, wenn ſie allein waren; aber die Frau Gräfin hielt es nicht der Mühe werth, eines Informators wegen die Augen aufzuſchlagen oder den Mund zu öffnen. Der arme Menſch mußte am Ende der Tafel ſitzen, konnte mit Niemand ſprechen, und wurde erſt dann bedient, wenn Niemand anders mehr zu bedienen war.

Weit beſſer haben es deutſche Informatoren bei den altadelichen

Digitized by Google

Familien, welche noch Etwas vom ehemaligen Hoftone beibehalten, herablaſſend und gefällig ſind, und, wenn auch nicht freigebig mit ihrem Beutel, wenigſtens die angenehmen Worte nicht ſparen. Unvermerkt bildet der Informator ſich ſelbſt beim Erziehen ſeines Zöglings; am Ende der Erziehung hat er einen kleinen Schimmer von franzöſiſcher Glätte an ſich, und kann ſich kühn dem deutſchen Adel, wenn er des Erziehens noch nicht müde iſt, als einen Mann von gutem Tone empfehlen.

Die deutſchen Aerzte in Paris geben Stoff zu mehrern Betrachtungen. Einige derſelben ſind grundgelehrt, kennen alle Theorien, welche ſeit der Sündflut aufgetaucht ſind, um die Menſchen von ihren leiblichen Uebeln zu befreien, und, wenn ſie auch die Krankheiten nicht wegſchaffen, doch die Namen derſelben umwandeln, ſind ſehr unzufrieden mit franzöſiſcher Arzneikunde, und wollen höchſtens geſtehen, daß einige franzöſiſche Wundärzte gar nicht übel operiren. Zuweilen ſchreiben ſie auch Bücher darüber. Damit kommen ſie aber ſelten weiter, und haben nur wenige Kranke, meiſtens Deutſche, zu behandeln, obſchon ſie zehn bis zwanzig Jahre hier praktiziren.

Dagegen gibt es andere, welche gleichſam mit der Thüre in's Haus fallen; denn kaum ſind ſie von der Diligence abgeſtiegen, ſo laſſen ſie auch ſchon große Ankündigungen drucken: ſie haben unfehlbare Mittel, den Staar, das Podagra, oder die Waſſerſucht wegzukuriren, ſie laſſen ſich von ihren völlig geneſenen Patienten gedruckte Dankbezeugungen abſtatten, und könnten mit einer Schaar unterzeichneter Klienten, wie römiſche Patrizier über's Forum einherziehen. Durch das Gepolter, welches ſie verurſachen, gelingt es ihnen zuweilen, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen, wozu in einer ſo geräuſchvollen Stadt, wo der einheimiſchen Marktſchreier ſchon ſo viele ſind, immer Viel gehört. Hie und da verlangt ein verzweifelnder Podagriſt, den zehn unfehlbare Heilmittel nicht kurirt haben, ein Blinder, ein an den Folgen ſeiner Lüderlichkeit leidender Débauché nach ihnen; die aus Deutſchland mitgebrachte Heilmethode wird verſucht, und — gelingt oder mißlingt, je nachdem es fällt. Im erſten Falle zieht der Geneſene einen neuen Kranken herbei, und unterzeichnet ein dankbares Atteſtat. Zuweilen wird der deutſche Arzt dadurch bekannt, und ſogar berühmt. Dann ſtrömen die Kranken herbei, oder laſſen den Wundermann rufen; dann ſchelten aber auch franzöſiſche Redaktoren ärztlicher Tages- oder Wochenblätter auf ihn; die Worte Charlatan und Stümper werden ihm an den Kopf geworfen; er hält ſich für verbunden, darauf zu antworten; der Streit wird heftiger, und zuletzt muß ſich das Polizeigericht mit der Injurienklage des ärztlichen Mannes abgeben. Vor vielen Jahren

Digitized by Google

wurde beſtändig in den Intelligenzblättern ein gewiſſes Mettenberg'ſches Waſſer als probat gegen ein Dutzend Krankheiten gerühmt. Ein bekannter Apotheker, Cadet Gaſſicourt, ereiferte ſich wider dieſes vorgebliche Wunderwaſſer, ſchrieb in medizinischen Blättern über den Mißbrauch und über die Gefahr ſolcher prunkenden, trügeriſchen Anzeigen, und ſchalt Mettenberg einen Charlatan, einen öffentlichen Vergifter. Dieſer führte Klage wider den Pariſer Apotheker als wider einen Verläumder. Das Gericht hatte nicht die Eigenſchaften des in Frage ſtehenden Waſſers, ſondern blos das Ehrenrührige der Cadet Gaſſicourt'ſchen Beſchuldigung zu beurtheilen, erkannte, daß dieſelbe wirklich die Ehre Mettenbergs mit Stumpf und Stiel ausrottete, und verurtheilte den Mann, welcher aus zu viel Eifer für's gemeine Wohl den fremden Doktor angegriffen hatte, zu einer ſtarken Geldbuße. Das Mettenberg'ſche Waſſer wurde dadurch um Nichts beſſer; aber Cadet Gaſſicourt härmte ſich ab, und das Urtheil des Polizeigerichts ſoll ſeinen Tod beſchleunigt haben.

Hat eine neue Heilmethode Aufſehen in Deutſchland erregt, ſind einige Fürſten oder Fürſtinnen dadurch geheilt worden, und iſt ſie in Mode übergegangen, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß bald ein Schwarm deutſcher Aerzte ſie ganz friſch nach Paris verpflanzen wird. Mit Hilfe der Zeitungspoſaunen gelingt es dann zuweilen, auch hier die Sache zu einer Mode zu erheben; iſt es einmal ſo weit gekommen, ſo machen die Aerzte vortreffliche Geſchäfte, und gewinnen viel Geld, worum es den meiſten zu thun war. Man weiß, daß Hahnemann in Paris faſt noch mehr zu Rathe gezogen wird, als es in Deutſchland der Fall war, und man ſagt, daß ſein Vorzimmer zuweilen dergeſtalt von Patienten angefüllt iſt, daß ſeine Frau ihm helfen muß, um ſie alle mit Rezepten abzufertigen.

Dieſer reichliche Erfolg geht jedoch nicht ohne alle Unannehmlichkeit ab; denn die kleinen, über Alles ſpottenden Tagesblätter verſchonen die fremden Wunderdoktoren noch viel weniger, als die einheimiſchen, und laſſen ihren Witz über ſie aus, welches dann zu Karrikaturen, und, wenn die Sache allgemeines Aufſehen erregt, zu Vaudevilles Anlaß gibt. Gall und Hahnemann haben es erfahren.

Dieſe Unannehmlichkeit kann kein Fremder vermeiden, welcher in Paris mit einer neuen und ſonderbaren Erfindung auftritt, und den Beutel der Pariſer in Anſpruch nimmt, um ihnen ſeine Kunſt zu zeigen. Wenn Jemand in Deutſchland etwas Unerhörtes erfunden hat, ſo verfehlen ſeine Verwandten und Freunde ſelten, ihm einſtimmig zuzurufen: Eilen Sie damit nach Paris oder London, und Ihr Glück iſt ſicher!

Digitized by Google

Der Erfinder ſteuert nun wohlgemuth auf die Hauptſtadt los, ohne die Klippen zu ahnen, woran ſchon ſo Manche geſcheitert ſind.

Der Pariſer liebt das Neue und Unerhörte, läuft zu dem Außerordentlichen, zahlt, um es zu ſehen oder zu genießen, aber beim Zahlen behält er ſich ſtillſchweigend das Recht vor, den Erfinder auszulachen, wenn dieſer ſeiner Erwartung nicht entſpricht. Wie haben ſie nicht über den Wiener Uhrenmacher Degen gelacht, als er mit ſeiner allerdings ſehr künſtlich eingerichteten Flugmaſchine die Luft zu durchziehen verſprach, ſtatt deſſen aber nur Furchen in den Sand des Marsfeldes ſchnitt? Eben ſo über Feinäugel (der ſich hier Finaigle nannte, woraus ein Spötter Finmerle machte), als er vermittelſt ſeiner Mnemonik das Gedächtniß der Pariſer ſchärfen wollte. Galls Protuberanzen ſind noch jetzt, nach zwanzig Jahren, ein Gegenſtand des Spottes für ſie.

Ueberhaupt hält es ſchwer, die Pariſer zu täuſchen, wenn nicht Nationalvorurtheile mit in's Spiel kommen; denn es gibt eine außerordentliche Menge hellſehender Leute unter ihnen, und ſie ſehen zu Viel, als daß ſie nicht eine gewiſſe Fertigkeit im Unterſcheiden des Wahren und Falſchen erlangen ſollten. Sogar Mälzel iſt hier mit ſeiner von Kempelen'ſchen Schachmaſchine, welche ganz Deutſchland und England, und freilich auch Frankreich hinter's Licht geführt hatte, um ſein Geheimniß gekommen. Der hieſige Schachklubb hatte es ausgewittert, daß nur ein ſehr geſchickter, im Kaſten verborgener Spieler ſolche Züge thun könne, als von der hölzernen Figur gezogen wurden, und bald kannte man die Leute, welche ſich dazu brauchen ließen.

An Wunder glaubt man in Paris nicht, und durch Scharfſinn reduzirt man vieles anſcheinlich Große und Wunderbare zu einem gewöhnlichen Maßſtabe.

Paris zählt manche deutſche Handelshäuſer, chriſtliche und jüdiſche; die Kommis darin pflegen um einige Grade barſcher und gröber zu ſeyn, als die franzöſiſchen, und die Herren Prinzipale ſind allzuſehr in ihre Handelsſpekulationen vertieft, als daß ſie Zeit und Luſt hätten, ſich viel mit ihren Landsleuten abzugeben, wofern dieſe nicht die Ehre haben, ihre Korreſpondenten, Kommiſſionäre, oder Kunden zu ſeyn. In den Bankierhäuſern iſt es etwas anders. Denn eben weil dieſen viele Deutſche von ihren Korreſpondenten empfohlen werden, können ſie nicht umhin, dieſelben zu ihren Soiréen, Bällen, und Landpartien einzuladen. Einige wenige erweiſen ſich gaſtfreundlich vielmehr aus Geſelligkeit und Vaterlandsliebe, als aus Pflicht oder aus eigennützigen Abſichten, und in ſolchen Häuſern findet der reiſende Deutſche zuweilen die angenehmſten Genüſſe, die er in der Fremde haben kann, als die

Digitized by Google

Unterhaltung mit intereſſanten Leuten, deutſche Muſik, deutſche Vorleſungen, deutſche Beluſtigungen, kurz, lauter Deutſches in eleganter Vereinigung mitten in der Hauptſtadt eines fremden Reiches.

Seitdem die abſcheulichen privilegirten Spielhäuſer in Frankreich nicht mehr geduldet werden, hat gottlob auch die Zahl der deutſchen, wie anderer fremden Abenteurer und **Chevaliers d'industrie** abgenommen; ſie gehen nun wahrſcheinlich nach deutſchen Badeorten, wo noch Gimpel zu fangen, Gelder zu haſchen ſind. Kleine **Avanturiers** kommen aber noch immer an, und ſuchen von ihren Landsleuten etwas Weniges zu erbeuten. Bald haben ſich ihre Wechſel durch einen Zufall verſpätet, werden aber unfehlbar mit der nächſten Poſt ankommen; bald hat ein Gauner ſie beſtohlen; ſie befinden ſich in großer Verlegenheit, obwohl ſie im Stande ſind, den Verluſt bald wieder gut zu machen. Einſtweilen verlangen ſie zu borgen, und ſind bereit, die beſten Schuldverſchreibungen dafür auszuſtellen. Sie haben eine merkwürdige Spürfähigkeit, und ſelten iſt ein Deutſcher, er mag auch ſo verborgen leben als er will, fähig, ihrem Späherauge und ihrem Anliegen zu entgehen. Ein Vortheil iſt jedoch dabei, dieſen Abenteurern ihre Bitte zu gewähren; man kann ſicher darauf rechnen, daß man ſie von nun an nicht mehr erblicken wird, und ihrer Zudringlichkeit los iſt.

Seitdem keine Spielbänke mehr da ſind, empfängt auch die Schuldnerhaft in der Clichyſtraße weniger Deutſche, als ſonſt; denn ſie haben nun weniger Gelegenheit, ſich ſchnell zu Grunde zu richten, ſie müßten denn etwa an der Börſe auf's Steigen oder Sinken der Staatseffekten ſpekuliren, und daſelbſt große Geldſummen auf's Spiel ſetzen, oder ſich blindlings in allerlei Ausſchweifungen ſtürzen, und, auf ihren Namen und Familie pochend, ſo viel Kredit finden, daß ſie große Schulden machen können. Von Zeit zu Zeit empfängt dieſe Schuldnerhaft jedoch noch irgend einen deutſchen Grafen oder Freiherrn, und läßt ihn nicht eher wieder fahren, als bis er mit Hilfe ſeiner Familie die Gläubiger befriedigt hat, oder bis letztere müde werden, für ſeine Nahrung eine monatliche Summe herzugeben.

Vor der großen Revolution machten ſich die Pariſer über die ankommenden deutſchen Landjunker luſtig, welche Nichts im Kopfe hatten, als Ahnenſtolz, und mit nichts Anderem begabt waren, als mit etwas Geld. Ein witziger Pariſer Schriftſteller, Bonneville, ſchrieb damals im Namen und im Sinne eines ſolchen rohen und unwiſſenden Landjunkers einige Briefe, worin der Reiſende ſeinen Vater mit **hautement bien né, gracieux sieur Papa** (Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Papa!) anredet, ihm ſeine Betrachtungen über Paris und die Geſchichte ſeiner

Digitized by Google

Abenteuer mittheilt, ſich über den Tanzmeiſter ereifert, der die Verwegenheit gehabt habe, ihm die Füße auswärts zu drehen, und ſich wundert, wie gute Freunde und ſchöne Damen, welche ſicher adeliche müßten geweſen ſeyn, da ſie die Namen ſeiner väterlichen Güter in Deutſchland auswendig wußten, ihm all ſein Geld, das er an demſelben Tage beim Bankier erhoben, im Spiele abgewonnen haben, aber doch ſo gütig geweſen ſind, ihm ſo viel zu laſſen, daß er mit der Diligence wieder nach Hauſe fahren könne.

Solche reiſende Landjunker mögen damals nichts Seltenes in Paris geweſen ſeyn; dieſer Typus iſt aber nun ganz verſchwunden. Zwar gibt es hie und da noch einen aufgeblaſenen Rittergutsbeſitzer, welcher in Paris geprellt wird, und auf ſeine Unkoſten Vorſicht lernt; aber ſo rohe und dumme Leute, wie der Bonneville'ſche Landjunker, ſieht man doch mit der Metzer oder Straßburger Diligence nicht mehr ankommen.

Dagegen ſind auch Deutſche, welche, wie der Baron v. Grimm, einerſeits mit dem diplomatiſchen Korps und den deutſchen Fürſten, andererſeits mit den glänzendſten Pariſer Geſellſchaften in engem Verkehr ſtanden, franzöſiſche **couplets** und Epigramme ganz friſch nach Deutſchland ſchickten, und **bonnes fortunes** bei den Pariſer Damen hatten, ſelten geworden. Etwas dieſer Art hat ſich fortgepflanzt, aber anders geſtaltet. Noch gibt es Deutſche, welche geheime Berichte einſchicken über das Betragen und die Aeußerungen der Deutſchen, beſonders der Geflüchteten, in Paris. Einige dieſer heimlichen Angeber werden gut bezahlt, ſo daß ſie eine gewiſſe Figur ſpielen, und ſich in große Geſellſchaften einſchleichen können. Einer derſelben, welcher vor einigen Jahren dies Unweſen in Paris trieb, hat mehreren ſeiner ſich hier aufhaltenden Landsleute, welche ſpäter in ihrem Vaterlande angeſtellt zu werden hofften, ſehr geſchadet. Jedoch hierüber behalte ich mir vor, in der Fortſetzung meiner Erinnerungen aus dem Leben eines Deutſchen in Paris mich weiter und umſtändlicher auszulaſſen.

Bei der Menge der ſich in Paris aufhaltenden Deutſchen ſollte man vorausſetzen können, daß ſie nicht ermangelt haben, ſchon längſt Vereine und Zirkel zu ſtiften, um ſich zuſammen zu finden, und ſich über ihr Vaterland zu beſprechen. Dies iſt aber nicht der Fall. Zwar hat es nicht an Verſuchen gefehlt, Etwas dieſer Art zu Stande zu bringen, es hat aber niemals gelingen wollen, und nie hat man ſo viel bewirken können, daß ein oder zwei deutſche Leſekabinette mit Zeitungen und Zeitſchriften errichtet und unterhalten würden.

Digitized by Google

Dies rührt wohl daher, daß die Deutſchen, als zu verſchiedenen Staaten gehörig, verſchiedene Anſichten und Geſinnungen hegend, in der Fremde nicht ſo zuſammenhalten, wie Franzoſen oder Engländer; ferner, daß Paris zu viel Zerſtreuung darbietet, und den Fremden zu leicht der Eingang in franzöſiſche Geſellſchaften eröffnet wird, als daß ſie nöthig hätten, koſtſpielige Klubbs zu errichten, um ſich unter einander zu beluſtigen. In ſehr bewegten Zeiten mag auch der Abſcheu vor geheimen Spähern manche Deutſche abgehalten haben, in vertraulichen Zirkeln zuſammen zu kommen, und ſich freimüthig über ihr Vaterland zu unterhalten. Ein Hauptvortheil der Pariſer Geſellſchaften iſt die Redefreiheit, deren man darin genießt. In die deutſchen Zirkel würden ſich die fremden Späher bald einſchleichen, und den Mitgliedern alles Vergnügen verleiden.

Der Wunſch, die in Frankreich herrſchende Preßfreiheit zur Aeußerung von Gedanken über deutſche Angelegenheiten zu benützen, iſt mehrmals in die Seele der ſich in Paris aufhaltenden Deutſchen aufgeſtiegen, und hat zur Erſcheinung mehrerer deutſchen Flugſchriften, wie auch zu verſchiedenen Verſuchen, ein deutſches Tagblatt hier zu gründen, Anlaß gegeben. Der erſte hatte im Anfange dieſes Jahrhunderts ſtatt, und geſchah auf Koſten eines Medizindoktors Seiffert, welcher ein Sprachreiniger ſeyn wollte, und es ſich daher angelegen ſeyn ließ, alle fremden Wörter aus der deutſchen Sprache zu vertreiben, und dafür neue zu ſchaffen, wodurch dann die ſonderbarſte Sprache entſtand, welche, um verſtanden zu werden, ein eigenes Wörterbuch erfordert hätte. Kein Franzoſe hat wahrſcheinlich Etwas von dieſer Zeitung begriffen; ſchon Deutſche hatten außerordentliche Mühe, ſie geläufig zu leſen. In politiſcher Hinſicht war dies Tagblatt unbedeutend, denn es enthielt meiſtens nur Nachrichten aus franzöſiſchen Blättern; aber als Verſuch einer kauderwelſchen Sprachreinigung iſt dieſes Blatt ein Kurioſum; ich zweifle, ob irgendwo ein vollſtändiges Exemplar davon vorhanden iſt. Dr. Seiffert hat auch ein mediziniſches Buch in derſelben Sprache, oder in demſelben Kauderwelſch, abgefaßt und in Paris drucken laſſen. Wahrſcheinlich iſt der größte Theil der Exemplare im Laden geblieben.

Ein zweiter Verſuch, ein deutſches Tagblatt in Paris zu gründen, geſchah im Jahre 1815, nach der zweiten Einnahme der Stadt durch die Heere der verbündeten Mächte. Ein gewiſſer Lamort aus Metz, welcher, wie ich glaube, am **Mercure de la Roer** gearbeitet hatte, hielt den Zeitpunkt für günſtig, um den Deutſchen in Frankreich eine Zeitung zu geben. Somit entſtand ſeine Pariſer Zeitung; ſie hielt

Digitized by Google

nicht ſo lange Beſtand, als die Beſatzung Frankreichs durch die Alliirten, und iſt im Jahre 1816 ſpurlos untergegangen.

Zum dritten Male verſuchte zehn Jahre nachher Jemand eine Pariſer deutſche Zeitung herauszugeben; es wurden wieder einige Deutſche angeworben; das Blatt ſchlich ſich auf Koſten des Verfaſſers eine Zeitlang fort, und mußte dann, wie die vorigen, aus Mangel an Kapitalien und Abonnenten aufhören.

Dieſe vergeblichen und koſtſpieligen Verſuche hätten von jedem neuen Unternehmen der Art abſchrecken ſollen. Dennoch hatte Jemand im Jahre 1838 den Muth, zum vierten Male ein Pariſer Tagblatt in deutſcher Sprache zu beginnen. Es traten einige in Paris ſich aufhaltende Literaten dazu beiſammen; eine politiſche Tendenz ſchien abermals nicht hervorzutreten, weil, wie es hieß, die Herausgeber es für nöthig hielten, ſich mit den deutſchen Mächten nicht zu entzweien, und daher ſo politiſch unbedeutend bleiben wollten, daß ſie ihnen auch nicht das geringſte Mißtrauen einflößen könnten. Das Blatt wurde bis zu Anfang des Jahres 1839 fortgeſetzt, und hörte, wiederum mit großem Verluſte für die Unternehmer, auf.

Wer nach ſo häufigem Mißlingen nochmals einen Verſuch wagen wollte, müßte ein Thor ſeyn, und Luſt haben, ſein Geld unnütz zu verſchwenden. Wozu auch ein deutſches Blatt in Paris, wo es ſo viele freie Organe der öffentlichen Meinung, ſo unverhohlene Aeußerungen des Geiſtes aller Parteien und Sekten gibt? Wer nur einigermaßen gebildet iſt, verſteht ſo viel franzöſiſch, daß er die Pariſer Tagblätter leſen kann, und für Handwerker ſind große Blätter, wie jene waren, zu theuer, zu lang, und zu ernſthaft geſchrieben.

Politiſche Zeitſchriften, beſonders im demokratiſchen Sinne, haben einige Geflüchtete, als Trarel und Venedey, angefangen, aber nicht lange fortſetzen können; ſie waren vorzüglich an die Landsleute des rechten Rheinufers gerichtet. Dagegen verſuchten andere demokratiſche Deutſche den Franzoſen ihre Gefühle und Anſichten mitzutheilen, wie Börne in ſeiner Zeitſchrift **La Balance** (eine Reminiszenz ſeiner ehemaligen Wage) that, die ſich auch nur zwei bis drei Heftchen weit erſtreckte, und wie Heine noch jetzt mit ſeinen proſaiſchen und dichteriſchen Werken thut.

Deutſche Buchhandlungen beſtehen in Paris mehrere ſeit der großen Revolution. Die älteſte und bedeutendſte iſt wohl diejenige des Straßburger Hauſes Treuttel und Würz; eine der jüngſten, welche ſich aber hoffentlich halten wird, iſt diejenige, welche Brockhaus unter der Firma Brockhaus et Avenarius angelegt hat, und womit auch ein deutſches Leſekabinett verbunden iſt. Andere Buchhandlungen haben ſich nur

Digitized by Google

einige Jahre lang halten können. Eine furchtbare Nachdruckeranſtalt für's Deutſche, diejenige der Gebrüder Tetot, welche die ſämmtlichen Werke Göthe's, Schiller's, Jean Paul's, und Tieck's nachgedruckt und im nördlichen und öſtlichen Europa ſtark in Umlauf geſetzt hat, mag dem deutſchen Buchhandel nicht wenig geſchadet haben. Das Unternehmen hat jedoch durch den Bankerott der Unternehmer aufgehört, und im Mai 1840 wurden die clichés dieſer ſtereotypirten, ziemlich ſchönen und doch wohlfeilen Ausgaben, welche ungeheure Kapitalien erfordert haben müſſen, in öffentlicher Verſteigerung veräußert.

Es ſollte alſo ſcheinen, daß es nicht allein ſchwer iſt, etwas rechtliches Deutſches in Paris zu gründen, ſondern daß ſogar das Unrechtliche, ſo klar auch der Gewinn davon ſcheinen mag, daſelbſt nicht gedeihen will. Letzteres würde eben nicht zu beklagen ſeyn, wenn nur Erſteres anders wäre.

Digitized by Google

Karl Buchner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der deutſche Advokat.

Mitgetheilt

von

Karl Buchner.

Wollte ich Advokat werden? — Nein! — Und warum nicht? — Es fällt mir ſchwer, einen Grund hiefür anzugeben; geſchweige einen vernünftigen. Wie die Geſchichte in Mythen ſich verliert, ſo unſere Ueberlegungen, unſere Ueberzeugungen, unſere Entſchlüſſe in ein gewiſſes Etwas, was Erinnerung genannt werden kann, und jedenfalls nicht viel jünger iſt, als wir ſelbſt. Oder man könnte es auch mit unbewußt aufgenommenen und angelernten Dingen bezeichnen, oder mit Pettſchaften, welche wir am Ufer unſerer Kinderzeit unter Muſcheln und Steinchen fanden, und womit wir bis in's Alter hinein unſere Thaten beſiegeln. Eltern, Geſchwiſter, und frühe Freunde brachten links und rechts um uns her dem Irdiſchen ihren Zoll, aber jene Erinnerungen, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge wollen regelmäßig nur mit uns ſelbſt zu Grabe gehen. Nicht unbedingt und nicht durchaus zu verdammen, wenn ſpätere ſelbſtſtändige Prüfung ſie wiederholt vornimmt und gut heißt, ſind ſie doch weit häufiger Klippen, als Anker, weit häufiger Irrlichter, als Leitſterne. — Und ſo, indem ich von meiner Jugend und von meinen Erinnerungen erzähle, erzähle ich zugleich von meinen Anſichten und von meinen Entſchlüſſen.

Digitized by Google

Dem Hauſe meiner Eltern gegenüber hatte ein Advokat gewohnt. Die Klienten flogen ihm zu, und beſonders an Wochenmarkttagen war eine Menge Stöcke von Bürgermeiſtern, Schultheißen, Gemeinderechnern, Kaſtenmeiſtern, Kirchenvorſtänden, oder ſonſtigen Titel- und Würdenträgern der Dörfer unſers Fürſtenthumes, reihenweiſe an die Wand ſeines Hauſes hingeſtellt. Ich konnte Das ſehr gut ſehen, weil ein breites Gitterthor vor dem Hauſe des Advokaten ſich befand. Aber auch noch aus einem andern Grunde blieb jener Umſtand meinem Gedächtniſſe eingeprägt. Unſer Lehrer nämlich erzählte uns einſtmals von den Keilſchriften der alten Perſer und Babylonier, von jenen ſonderbaren, ſteifen, keilförmigen Schriftzügen, welche ſo lang die Qual der Auslegungskunſt unſerer Alterthumsforſcher waren, und theilweiſe noch ſind. „Seht!“ rief unſer Lehrer, „ſo ſtanden ſie an der Wand!“ und ſein langer rechter Arm wies dabei nach der weißgrauen Klaſſenwand, indem er ellenlange, mehr oder minder perpendikuläre Striche mit dem dürren Finger in die Luft hinein zeichnete. Die Jugend will ſehen, und wo ſie Nichts ſieht, da iſt ihre Einbildungskraft geſchäftig, den Diener des Sehtrieb's abzugeben. Alſo ſah ich wirklich die keilförmigen Züge an unſerer weißgrauen Klaſſenwand. Welche Aehnlichkeit hatten ſie in Stellung und Form mit den Stöcken an der Hauswand des Advokaten! — Die Lehrſtunde war geendigt, mein Zehnuhrbrod verzehrt. Auf dem Dachſtübchen, das wir Kinder inne hatten, ſaß ich, Alterthümer repetirend; — diesmal mit Abbildungen. Ich meine die Keilſchrift, unſerm Hauſe gegenüber. Und von da an blieb ſie mir unvergeßlich. Gerade ſo mochten die perſiſchen Keilſchriften an den Wänden von Paſargadä und Perſepolis geprangt haben, wie hier die deutſchen; und wenn jene den Ruhm und die Thaten von Darius, Xerxes, und Artaxerxes prieſen, ſo prieſen dieſe mit eben ſo viel Emphaſe, und wahrſcheinlich mit mehr Wahrheit, den Ruhm und die Thaten unſers Nachbar-Advokaten.

Deſſenungeachtet fand ich das Schickſal deſſelben nicht ſehr beneidenswerth. Gewiß hatte man Achtung vor ſeinen Kenntniſſen, denn man ſuchte ihn auf, wo man eines geſchickten Advokaten benöthigt war. Auch konnte man, wie ich mich noch ſehr gut erinnere, ſeiner Perſon die vollſtändigſte Hochachtung nicht verſagen. Aber von ſeinem Geſchäfte, von ſeinem Amte her zog ein wenn nicht gerade dunkler, doch zweideutig ſchillernder Schleier über jene Hochachtung. Es war wie ſpäterhin mit dem **Quoique Bourbon** der Dynaſtie Ludwig-Philipps. Obgleich Advokat, ſo iſt er doch ein redlicher Mann. Obgleich Advokat, ſo darf man doch ruhig an ſeinem Buſen ſchlafen. —

Digitized by Google

Wirklich ſchlafen? wie an dem Buſen eines Freundes, deſſen Auge für uns wacht, wenn das unſrige in Müdigkeit oder in Kummer ſich geſchloſſen hat? Nein, gewiß nicht! Allzuviel vertrauen, hieße da allzu unvorſichtig ſeyn. Der Advokat könnte ſich von ſeinem, oder vielmehr von dem Naturtrieb ſeines Geſchäftes übermannen laſſen, und — Tiger oder Vampyr — der Schläfer am Buſen wäre dann verloren.

Schon die nachläßige, faſt beleidigende Weiſe, mit welcher das Volk den Titel des Advokaten ſpricht oder ſchreibt, — wenigſtens in demjenigen Theile Deutſchlands, welchen ich bewohne, — legte mir Zeugniß ab von Dem, was es vom Advokaten halte. Ich erinnere mich, daß einige Briefe an jenen Advokaten irre getragen wurden und in das Haus meiner Eltern gelangten. Hungrig auf Adreſſen gleich Königen, die ein neues Regierungsſyſtem zu befeſtigen ſuchen, (aber doch nur auf Brief=Adreſſen), unterwarf ich jedesmal die Aufſchriften jener Briefe einer genauen Anſicht. Gewöhnlich war denn da Advokat mit den bedenklichen Buchſtaben A, ff, e, begonnen, und wenn ich mir auch ſagen mußte, daß Das nur von der Unkunde des Volks, urſprünglich lateiniſche Wörter richtig zu ſchreiben, herkomme, ſo blieb immer doch ein Theil des Gefühls, welches die Form der Adreſſe in mir erzeugt hatte.

Auch führten Einflüſterungen der verſchiedenſten Art ihm ähnliche Gefühle als Verſtärkung zu. Ich rechne dahin, daß ein reicher Vetter, (den wir deßhalb auch nur den „Geldvetter" nannten), mehrfach im Beiſeyn von uns Kindern über die Advokaten ſchalt und ſchimpfte, und dabei der Sprichwörter: „Advokaten, Schadvokaten," und „Juriſten ſind böſe Chriſten" ſich bediente. Bei ihm und uns war kein Zweifel darüber, daß unter den Juriſten einzig hier die Advokaten gemeint ſeyen. Denn einen Hofgerichtsrath oder gar einen Obertribunalrath al pari einem böſen Chriſten zu ſtellen, ſtritt ſchon gegen diejenigen Grundſätze der geſellſchaftlichen und bürgerlichen Subordination, welche Schulkindern und Gymnaſiaſten unmittelbar nach dem Gebote des unbedingten Gehorſams beigebracht zu werden pflegen.

Ueber dem Nachbar=Advokaten wohnte ein Staatsdiener. Man weiß, was Das ſagen will. Ein Staatsdiener hat den Staat unmittelbar auf ſeinen Schultern, wie der Berg Atlas den Himmel. Alſo iſt es auch billig, daß alle Geſtirne dieſes Himmels zunächſt auf ihn herablächeln. Nun war zwar jener Staatsdiener, der ſehr ſymboliſch über dem Advokaten wandelte, keiner jener höheren Staatsdiener, welchen von den Sternen des Himmels, den ſie tragen, einzelne, beſonders große, auf die Gallaröcke fallen, und dort als etwas Himmliſches hängen

Digitized by Google

bleiben, aber eben ſo wenig gehörte er zu deren niederen Klaſſen. Er war erſt Tagſchreiber und dann Botenmeiſter geweſen, und hatte endlich mit dem Titel „Rath“ eine ruhige Stelle als Regiſtrator bei einer kleinen Finanzbehörde erhalten.

Noch jetzt ſehe ich ihn im Geiſt aus dem Hauſe heraus der Gitterthüre zuſchreiten, ſie gewandt öffnen, und dann nach ſeinem Bureau mit der Würde eines Staatsmannes und mit der Selbſtgefälligkeit eines Stutzers ſich bewegen. Auch that er Das mit weit mehr Erfolg, als jener afrikaniſche Häuptling, der, ſplitternackt und blos zum Putz eine Feder eingeſteckt, ſich für den größten Monarchen der Welt erklärte. Vielmehr machten, wenn der „Rath“ vorüber ging, die Kanzleidiener ehrerbietig Front; die herrſchaftlichen Feuerſchürer, wenn ihm dergleichen aufſtießen, ſtürzten faſt vor ihm zuſammen, und ſelbſt die rüſtigen Diener der Polizei, dieſes Fatums über dem Jupiter, griffen an ihren Hut. Wie mächtig, ja, ich möchte ſagen, wie gewaltſam mußte Das auf einen ehrgeizigen Knaben, wie ich einer war, einwirken! Aber nicht genug, daß die Stärke dem „Rath“ ihre Huldigungen darbrachte: auch die Schönheit war geneigt, die ſeinigen dankbar anzunehmen. Oder kann ich mich feiner und anerkennender hinſichtlich der Madamen und Demoiſellen ausdrücken, welche mit eingekauften Gemüſen, Früchten, und Suppenkräutern gerade zur ſelben Zeit Vormittags vom Markte kamen, zu welcher der „Rath“ nach ſeinem Bureau wanderte? Wie freundlich empfingen ſie den ſchöngeſchwungenen Gruß des „Raths,“ wie verbindlich beantworteten ſie ſeine Fragen! Der „Rath“ war zwar noch Junggeſell, aber nicht mehr jung; es iſt alſo anzunehmen, daß, was jene Eigenſchaft ihm an perſönlichem Verdienſte zulegte, ihm dieſe wieder entzog. Und dennoch dieſes Etwas an ihm, was an Wilhelm den Eroberer erinnerte, aber freilich ganz anders die Frauen für ſich gewann, als jener Wilhelm mit der ſeinigen gethan haben ſoll, nämlich nicht mit Ohrfeigen!

Eines Vormittags ſollte ich an den „Rath“ im Auftrage meines Vaters eine Ausrichtung beſorgen. Es hatte neun Uhr geſchlagen, und deßhalb war wahrſcheinlich, daß er, einen kleinen Blumenſtrauß in der Hand, wie er ihn Sommers regelmäßig zu tragen pflegte, den Weg nach ſeinem Bureau bereits betreten habe. Deſſenungeachtet verſuchte ich, ob er nicht noch zu Hauſe ſey.

Im unteren Stockwerke, — demjenigen nämlich, welches der Advokat bewohnte, — ſtanden ein paar Bauern auf dem Gange. Zugleich überzeugte mich ein Blick in's Geſchäftszimmer des Advokaten, daß dieſes nicht zum reinlichſten gehalten ſey. Auf hohen Repoſitorien

Digitized by Google

lagen unſchön gebündelte Akten, die Stühle waren mit ähnlichem unſchönen Hausrath bedeckt, und nächſt den Fenſtern, aber doch in ziemlicher Dunkelheit, hingen zwei Schreiber an ihren Stehpultchen, wie Dachdecker auf den Dächern. Der Advokat ſelbſt thronte auf einem ledernen, ziemlich ſchmutzigen Lehnſtuhle vor einem mit zerriſſenem Wachstuche beſchlagenen Schreibtiſche. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, das Ausſehen des Advokaten ſey um Vieles beſſer geweſen, als das Ausſehen ſeiner Umgebungen. Ein verblichener Schlafrock, eine übelgeſchlungene Halsbinde, und bedeutend abgetretene Pantoffeln erhielten — wenn ich mich eines juriſtiſchen Ausdrucks bedienen darf — keineswegs ihre Kompenſation durch ein ſchön bordirtes Rehfell, welches wahrſcheinlich dem Advokaten von einer dankbaren Klientin verehrt worden war, und zu ſeinen Füßen ſich ausbreitete. Der Advokat ſah gerade in Akten, und das Ganze hätte als Stillleben im eigentlichſten Sinne des Worts gelten können, wären nicht gleichzeitig zwei Männer beſchäftigt geweſen, unter heftigen Gebärden dem Advokaten ihre Angelegenheit auseinander zu ſetzen. Aber es hielt Das ſchwer, denn immer wurden ſie durch die keifende Stimme einer daneben ſtehenden Weibsperſon unterbrochen, welche auch bei dem Handel betheiligt ſchien. Der Advokat trug mit Geduld, was nicht zu ändern war. Zum höchſten blies er eine etwas ſtärkere Rauchwolke aus dem meerſchaumenen Pfeifenkopfe, welcher, Troſt, Labſal, und vielleicht auch Rathgeber des Advokaten, zwiſchen den auf dem Tiſch befindlichen Papieren ſich behaglich lagerte.

Einige Minuten feſſelte mich — mehr die Abneigung, als die Neigung an dieſen Anblick. Ja, vielleicht wäre ich jenem räthſelhaften Triebe, der gerade auf Unheimliches oder Widerliches am unverwandteſten unſere Augen richten heißt, noch längere Zeit gefolgt, hätte nicht der Hund des Advokaten plötzlich Neigung bezeigt, mit meinen Beinen eine etwas nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich entfernte mich alſo eilig, und ein paar flinke Sprünge brachten mich in das Stockwerk, welches der „Rath“ bewohnte.

Aber dieſer war bereits wirklich ausgeflogen. Die Zimmerthüren ſtanden offen; die Fenſter thaten's; der Sonnenſchein eines herrlichen Junitages fiel durch die leiſe wallenden, ſchneeweißen Vorhänge. Und in den Zimmern! Da hingen ſchöne Oelgemählde in goldnen Rahmen; eine hübſche Pendule klopfte ihren gleichmäßigen Sekundentakt; zierlich eingebundene Bücher blinkten aus den Nußbaumſchränken, und eine Büſte des Sokrates — der Himmel weiß, wie der „Rath“ gerade auf den Sokrates gefallen war! — ſah mit ſeinem unſchönen, aber

Digitized by Google

dabei freundlichen und würdigen Geſichte in das Nebenzimmer hinein, gerade auf das Bett des „Raths“. Alles war geſcheuert, gebohnt, mit reinlichem Sand beſtreut. Mein Herz hüpfte mir vor Wohlbehagen. Die ältliche Haushälterin beſchied mich, daß der Herr „Rath“ in Geſchäften ausgegangen und auf's Bureau ſey, und dieſer ſcheinbare Pleonasmus that jedenfalls dieſelben Dienſte, wie Pleonasmen oder Unwahrheiten in hohen Titeln thun, — er imponirte. Da mein Auftrag eilig war, ſo durfte ich mir das Herz faſſen, zu fragen, ob ich auch wohl auf das Bureau des Herrn „Raths“ gehen dürfe. Eigentlich aber fragte ich nur, um mir die herrliche Einrichtung ſeines Wohnzimmers noch etwas länger zu beſehen. Die Antwort war bejahend, und ich folgte dem Herrn „Rath“ auf ſein Bureau.

Der gute Mann trat dort mit Freundlichkeit auf mich zu. War ſeine Wohnung im Hauſe des Advokaten eine hübſche irdiſche Welt, ſo ließ ſich ſein Aufenthalt in der Kanzlei mit einer hübſchen Mondswelt (inſoweit wir Kenntniſſe davon haben) vergleichen. Einige Gebirge — von Akten, aber kleine; wenig Waſſer — höchſtens in der Flaſche, die der Kanzleiwärter, (ebenfalls ein Staatsdiener), zweimal des Tages friſch füllen mußte; eine dünne Atmoſphäre — weil Niemand in's Zimmer kam, als der „Rath," der Kanzleiwärter, und, alle Woche zweimal, der Präſident. Aber Dies hinderte den „Rath“ nicht, eine ganz artige Blumenwelt über den Kämmen der Gebirge anzubauen, und zwiſchen den Freuden des Waſſertrinkens an den Erſcheinungen der damaligen Tagesliteratur ſich zu ergötzen.

Lieber Himmel, dachte ich bei mir, als ich nach gemachter Ausrichtung nach Hauſe ſchlenderte, wie hübſch iſt es doch beim „Rath,“ und wie häßlich beim Advokaten! Hätte man mich an dieſem Tage, und noch an vielen folgenden, gefragt, was ich werden wolle, meine Antwort wäre geweſen: Rath. Auch bewies ich dem „Rath“ von da an eine wo möglich noch größere Aufmerkſamkeit, als zuvor. Ich grüßte ihn über die Straße hin, und als er einmal in meiner Nähe nießte, ſagte ich: „Ihr Wohlſeyn, Herr Rath!“ Der Advokat aber war mir erklärt fatal geworden. Ich ſuchte einem Gruß für ihn auszuweichen, und da manchmal einer ſeiner Söhne zu mir kam, und mich nachher Jemand fragte: wie der Kleine heiße, und was ſein Vater ſey? ſo antwortete ich auf die letztere Frage: „Ach, ſein Vater iſt nur Advokat!“

Indeſſen, „Rath“ oder nur Advokat, der Tod erwartet Alle. Allzuvieles Sitzen und ein Aerger im Geſchäft hatten dem Advokaten den ſeinigen ſchon im beſten Mannesalter zugezogen. Dabei ergab ſich noch ein übler Umſtand. Der Advokat hatte nämlich mancherlei Güterkäufe

Digitized by Google

gemacht, die ſich ſpäterhin nicht zum beſten rentirten. Andere Spekulationen waren ebenfalls, mit geringen Ausnahmen, ungünſtig für den Advokaten ausgefallen. Man konnte ihn bei dieſen verſchiedenen Geſchäften auch nicht entfernt einer Unredlichkeit zeihen, ſelbſt kaum einer Ungeſchicklichkeit. Er war einem nur zu oft vorkommenden Triebe von Advokaten, welche Praxis und Ruf haben, gefolgt, noch neben dem Advokaten her den Geſchäfts- und Handelsmann zu ſpielen. Gerade jene ihre reichliche Praxis und ihr Ruf iſt ihnen dazu die Brücke. Man traut nicht blos ihrem Charakter und ihren Kenntniſſen, ſondern auch den Geldmitteln, welche man bei ihnen unterſtellt; man verlockt, man beſtimmt ſie, und ſie ſelbſt laſſen ſich häufig nur allzuleicht verlocken und beſtimmen. Kommt dazu ein frühzeitiger oder überhaupt unvorhergeſehener Tod, dann zerflattern ſchnell die Fäden, womit der Bau des Ganzen doch noch vielleicht hätte zuſammengehalten werden können. Man muß an das Eintreiben der Ausſtände, an den Verkauf der Immobilien — Alles Das mit Opfern — denken; die Mitſpekulanten werden Gläubiger, die Vertrauenden Zweifler. Erwartungsvoll richtet ſich das Publikum auf die Zehen, um zu ſehen, was es geben ſoll. Aehnlich nach dem Tode unſers Advokaten. Sein Wohnhaus mußte verkauft werden. Andere Immobilien, theils im Lande, theils außerhalb deſſelben erworben, mußten's ebenfalls. Als endlich Alles gerichtet und geſchlichtet war, hatte die Wittwe des Advokaten gerade noch ſo Viel gerettet, um nothdürftig zu leben, und ihren Kindern eine angemeſſene Erziehung zu geben. Sie zog aber aus der Reſidenz in ein Landſtädtchen, weil ſie da Verwandte hatte, und Wohnung, ſo wie Lebensmittel, um Vieles dort billiger waren.

Einige Wochen nach dem Tode des Advokaten hatte auch der „Rath“ das Zeitliche geſegnet. Um jenem Sokrates eine Xantippe zu geben, (ſo behaupteten ſcherzhafte Leute), war er mit ſeiner Haushälterin noch ſpät in den heiligen Bund der Ehe getreten. Die Gute überlebte ihn, offenbar aus keinem andern Grunde, als der Thränen willen, die ſie nun noch in reichem Maße ihm nachzuweinen beabſichtigte. Abgeſehen hiervon, hatte ſie keinen Grund, zu klagen. Der „Rath“ war nicht reich geſtorben, aber auch nicht unvermögend. Dabei bezog ſeine Wittwe Penſion vom Staate. Sie ſuchte ſich alſo ein Logis in einer der hübſcheſten Straßen der Reſidenz aus, etwas kleiner, als das beim Advokaten, aber doch groß genug, um den Oelgemählden, der Pendule, den Büchern, dem Sokrates, und den Blumen von den Kämmen der Mondgebirge ihres ſeligen Eheherrn, des „Rath's“, paſſende Stellen zu geben.

Digitized by Google

Ein Sekretär, alſo abermals ein Staatsdiener, bezog nun die beiden leer gewordenen Quartiere. Er hatte eine große Familie, durch ſeine Frau Vermögen, aber auch ſonſt ein gutes Auskommen. Die Stadt erzählte von ihm: einſt, in jüngeren Jahren, zum Aſſeſſor ernannt, habe er nicht getraut, vom Sekretärstiſch hinüber an den Seſſionstiſch ſich zu verfügen, und ſo ſey er, wie eine geſtrandete Fregatte, wenn auch nicht auf, doch an dem Sekretärstiſche alllebenslänglich ſitzen geblieben. Aber Das that ſeinem Werthe, der guten Meinung von ihm, und jedenfalls ſeiner Beſoldung nicht den mindeſten Abbruch. Späterhin ward er gleichfalls zum „Rath" ernannt, und dabei noch außerdem mit dem Verdienſtorden dekorirt.

Der Zufall wollte, daß ich, nach beendigten rechtswiſſenſchaftlichen Studien, bei derſelben Behörde mich für den Staatsdienſt vorbereitete, welcher der geſtrandete Aſſeſſor fortgeſetzt ſeine Dienſte als Sekretär widmete. Hier hatte ich denn Gelegenheit, ſeinem — wenn ich ſo ſagen darf — mechaniſch-geſchäftlichen Talente meine vollſte Bewunderung zu zollen. Dieſes Talent beruhte zunächſt auf der Kenntniß der Fächer eines großen tannenen Repoſitoriums, welches an einer der Wände des Sekretariats aufgeſtellt war. Auch hätte man ſehr unrecht gethan, dieſe eben erwähnte Kenntniß deßhalb mit geringſchätzenden Augen anzuſehen, weil groß geſchriebene Worte über jedem einzelnen Fache deutlich ſagten, welche Sorte der üblichen Geſchäftsformularien darin zu finden ſey. Denn gerade in dem Umſtande, daß der geſtrandete Aſſeſſor, in Folge vieler Uebung, jene Ueberſchriften gar nicht mehr anzuſehen brauchte, und doch das Rechte fand, fußte der hauptſächlichſte Theil ſeines mechaniſch-geſchäftlichen Talents.

Zwiſchen Konzipiren und Kontraſigniren, ſo wie jenen ſüßen, verſtohlenen Freuden, welche ihm auf dem Kanzleigange bei einem friſchen Wecke und einem Fläſchchen Aquavit bisweilen zu Theil wurden, hatte der geſtrandete Aſſeſſor diejenige Zeit ſeines Lebens erreicht, wo er ſein Dienſtjubiläum feiern konnte. Ich bin kein Freund ſolcher Jubiläen; da indeſſen die meiſten Angeſtellten meines Wohnorts dem Jubiläumsmahle beiwohnten, ſo ſchloß ich mich ebenfalls nicht davon aus. Der geſtrandete Aſſeſſor aß zur Feier ſeines Ehrentages drei Teller voll Krebsſuppe, und war bei den folgenden Gerichten bemüht, nicht aus der Konſequenz zu fallen. Sodann wurden Lieder geſungen, zu Ehren des Jubilars „eigens gedichtet." Weiter ſteckte der jüngſte Auskultator, nach eingeſchenktem Kaffee, mit einem als Fidibus zuſammengelegten Stempelbogen die Tabakspfeife des Jubilars an. Ueberhaupt aber gab ſich unter den ſonſt ziemlich zerſplitterten und ſelbſt feindſeligen

Digitized by Google

Anweſenden eine ungeheure Einigkeit kund: man lachte, trank, und erneuerte alte Brüderſchaften. —

Glückſeliger Jubilar! Ja, noch jetzt, wo deine irdiſchen Freuden (Leiden hatteſt du keine) längſt von dir abgethan ſind, und dein — ich ſage das ohne Scherz — milder und menſchenfreundlicher Geiſt in neuen Formen beglückend und beglückt ſich bewegt, noch jetzt beneide ich dich bisweilen des Schickſals wegen, was dir hienieden beſchieden geweſen iſt! Nicht, weil du „Rath“ und Träger eines hohen Ordens warſt; nicht, weil dir als Staatsdiener mit Rathsrang der beſondere Ehrenvorzug zu Theil wurde, daß ein Kanzleidiener mit beflortem Stabe deinem Sarge voranſchritt, ſondern weil du in dir ſelbſt ſo heiter und ſelig warſt, und deine friſchen Wangen, dein artiger Leibesumfang, ja, jede Bewegung deiner heitern Augen, ſo entſchiedenes Zeugniß dafür ablegten. — — — —

Indem ich bis hieher gekommen bin, glaube ich hinlänglich viel von Demjenigen geſagt zu haben, was zunächſt der Gegenſtand meiner Erzählung war. Jene Erinnerungen und Jugendeindrücke, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge, welche ſich nach und nach zu Anſichten und Entſchlüſſen in mir verfeſtigt hatten, liegen nun offen da. Der Leſer weiß, daß, während negativ ich von Advokaten und Advokatenſtand Nichts wiſſen wollte, zugleich poſitiv eine entſchiedene Neigung für den Stand der Staatsdiener in mir emporkeimte. Allerdings lehnte ſich dieſe Neigung, wie jene Abneigung, zunächſt an die Eitelkeit der Jugend und an ihr ſchnelles Bereitſeyn, ſich durch Aeußerlichkeiten der Perſonen und der Lagen beſtechen zu laſſen; aber ich will ja weder der Jugend, noch Dem, was auf ſie einwirkt, hier ein Lobeszeugniß ſchreiben; — genug, daß die Sache beſtand.

Und die Sache beſteht noch!

Nicht als ob ich verkennte, daß jene Jugendbegebenheiten — ſehr bald wenigſtens — von dem Eſſig der Ironie angegriffen werden mußten. Oder als ob mir hätte unbekannt bleiben können, daß, wenn Wichtigthuerei, Zeitverderb, Formelkrämerei, Geiſtloſigkeit, Selbſtzufriedenheit, und innere Nichtigkeit bei vielleicht noch ſo viel Bonhommie, hübſchem Logis, und anſehnlichem Vermögen, Eigenſchaften ſind, welche Kindern und jungen Leuten imponiren, auf dieſelben Eigenſchaften hin auch manche Advokaten zu imponiren im Stande wären. Oder als ob ich überſähe, daß es galeerenhaft arbeitende Staatsdiener gibt, die deſſenungeachtet nur auf halbem Solde ſich befinden; Staatsdiener, die, beſonders in den unteren und ſelbſt in den mittleren Graden der Anſtellung, um leben zu können, aus eigenen Mitteln beſtändig zuſetzen müſſen;

Digitized by Google

Staatsdiener, denen es bei allen glänzenden Kenntniſſen, bei aller Tüchtigkeit, und bei allem Fleiße mit einem Vorwärtskommen nicht glücken will. Die Verhältniſſe haben ſich eben auch da, aus mancherlei Urſachen, für den Staatsdiener verſchlimmert. Kurz, gewiſſe einzelne Fehler und Tugenden des Menſchen, ſo wie des Geſchäftsmannes, ſind nicht nothwendig an den Staatsdiener= oder an den Advokatenſtand gebunden, eben ſo wenig gewiſſe allgemeine Lagen und Schickſale; ſie können hinüber und herüber wechſeln, wie das Wild bei nahe an einander gränzenden Jagdbezirken thut. Aber deſſenungeachtet bleibt eine urſprüngliche und innerliche Geſchiedenheit im Thun und Laſſen, im Seyn und Weſen, in Stellung und Umſtänden des Staatsdieners und des Advokaten; es macht ſich eine Wahrſcheinlichkeit bei beiden geltend, eine Wahrſcheinlichkeit, welche ich das Angebot des Schickſals nennen möchte, und wobei das Schickſal ſich nicht leicht ſelbſt abbietet.

Auch wird das Urtheil der Menſchen ſtets geneigt ſeyn, Dem, was als eine Art traditionellen Geſetzes aus jenem Angebote des Schickſals ſich entwickelt, ſeine Anerkennung zu gewähren. Es wird begreiflich finden, daß ein ſtaatsdienerlicher Subalternbeamter ſeine nicht allzu lang gemeſſenen Kanzleiſtunden habe. Es wird weiter begreiflich finden, daß ein Staatsdiener, nach überſtandenem Noviziat, zu höheren und immer höheren Ehren ſteige, ohne daß ihn ein Advokat darin unterbrechen dürfte. Es wird Behaglichkeit des Lebens, Auskommen, Ehrenauszeichnungen aller Art, Unterſtützungsgehalte im Alter oder bei andauernden Krankheiten, Sorge für Frau und Kinder durch den Staat — Das Alles wird es beim Staatsdiener an ſeinem Platze, das Gegentheil davon bedenklich und ſelbſt ungerecht finden, während beim Advokaten die Gunſt des Schickſals als etwas Beſonderes, ſeine Ungunſt aber als etwas ganz Begreifliches, und ſelbſt als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes aufgenommen wird. Das Urtheil der Menſchen hält dafür, daß der Advokat arbeiten müſſe, ungefähr ſo, wie Adam nach dem Sündenfall verurtheilt wurde, im Schweiße des Angeſichts ſein Brod zu eſſen. Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit werden vom Advokaten verlangt, und ihre Anweſenheit ihm weniger als Verdienſt, denn ihre Abweſenheit als Schuld angerechnet. Anders beim Staatsdiener. Dem Advokaten gegenüber iſt die Welt ein knauſeriger Wucherer, der ihm ſein „Soll", kaum aber jemals ſein „Hat" offen hält.

Bedarf es der Erläuterung, daß ich hier von deutſchen Advokaten rede? Die Ueberſchrift predigt Dies, und — der Inhalt.

Digitized by Google

Noch bin ich nicht in dieſer meiner Darſtellung über die Gränzen Deutſchlands hinausgewandert. Noch umweht mich, bei Schilderung dieſer allgemeineren Zuſtände des Advokatenſtandes, im Kontraſte mit dem begünſtigteren Staatsdienerſtande, vaterländiſche Luft. Ich weiß, daß es auch in Deutſchland nicht immer ſo bleiben muß. Ich weiß ſogar, daß ſich in Deutſchland gar Manches in dieſen Beziehungen bereits gebeſſert hat. Zunächſt im äußerſten Weſten unſeres Vaterlandes. Wie lange vor der Entdeckung Amerika's durch Columbus (ebenfalls aus Weſten) koſtbare Hölzer auf dem atlantiſchen Ozean herüber an die Küſten der iberiſchen Halbinſel geſchwommen ſind, ſo kamen, auf dem Ozean der Zeit und welterſchütternder Ereigniſſe, von Frankreich und England wichtige Inſtitutionen, heilſame Geſetze an den Gränzen unſeres deutſchen Vaterlandes an, und haben dort, noch Leben in ſich tragend, kräftige Wurzeln geſchlagen. Nicht als ob ſie immer Fremdlinge bei uns geweſen wären. Im Gegentheile, gerade in Deutſchland, in den Völkern germaniſchen Urſprungs, hatten ſie urſprünglich ihre Heimath. Nach einer eigenthümlichen Schickung aber, welche des Tragiſchen nicht entbehrt, wurden ihre Zweige und Aeſte nach fernen Ländern gebracht, während der Mutterſtamm allmählig zermürbte und erſtarb. Nur unter Mühen und Beſchwerden fanden die unterdeſſen im Auslande zu kräftigen Bäumen herangewachſenen Zweige den alten Boden wieder, aus dem ſie entſproſſen. Dieſe Inſtitutionen, dieſe Geſetze, in Verbindung mit einem freien politiſchen Leben, bedingen auch die Wiedergeburt des deutſchen Advokatenſtandes.

Hierauf gedenke ich ſpäterhin zurückzukommen. Vorerſt habe ich nur die Gegenwart unſeres Advokatenſtandes in ihrem Grundtypus feſtgehalten. Verfuhr ich unrichtig dabei? Will man mir Beiſpiele entgegenſtellen, wo der Advokat prunkender lebte, und ſich dabei eines weit reicheren Einkommens erfreute, als der Staatsdiener? Solche Beiſpiele läugne ich ja nicht, ſondern ich läugne nur, daß ſie mehr ſeyen, als einzelne; ich läugne nur, daß ſich aus jenen Umſtänden des Prunks und des Einkommens Schlüſſe für die Stellung des Advokatenſtandes im Ganzen ableiten ließen.

O, auch ich habe deutſche Advokaten in glänzenden Phaëtons, bordirte Kutſcher auf dem Bocke und glänzende Jäger hintenauf ſitzend, durch die Straßen jagen, ihre Zimmer (ſelbſt ihre Arbeitszimmer) von übermäßigem Prunke ſtrahlen ſehen! Ich ſelbſt wandelte wohl bisweilen, inmitten einer glänzenden Geſellſchaft, unter dem Geſunkel ihrer Kronleuchter hin. Aber, frage ich, hatten jener Aufwand

Digitized by Google

und dieſe Feſtlichkeit nicht einen Charakter — ich möchte ſagen — zweiten oder dritten Rangs, wenn es hieß: der oder der Advokat iſt der Urheber derſelben? Anders, wenn es geheißen hätte: der Regierungsrath, der Finanzaſſeſſor, der Präſident, der (adelige) Auskultator iſt's! Nach ihren vorbeirollenden Equipagen, nach ihren erleuchteten Fenſtern hätte man mit andächtiger Scheu geſehen, während dem Advokaten, der ſich ſo hoch verſtieg, Spitznamen dafür zu Theil wurden.

Ich konnte den Advokaten nicht dagegen in Schutz nehmen. Ein Advokat ſoll zunächſt Plebejer im beſſeren Sinne des Wortes ſeyn. Er ſoll, wenn er auch Aufwand in der bezeichneten Weiſe machen kann, ohne ſeinen Glücksſtand zu gefährden, doch lieber in einfacher Tüchtigkeit, ſchlichten Sitten, und kräftiger Bürgerlichkeit eine Auszeichnung ſuchen. Aber deſſenungeachtet finde ich ſonderbar, daß dem Staatsdiener die Eigenſchaft der Ebenbürtigkeit nicht fehlt, wenn er ſeine Mußeſtunden mit ſo koſtbaren Vergnügungen vermählt, während, wenn ein Advokat das Nämliche thut, von Mesalliance die Rede iſt.

Nur der Staatsdiener wird aufgenommen in den Begriff der Macht und der Würdigkeit, welchen der Staat als eine Art Hermelinmantel über die Schultern geworfen hat. Wo einem Stande ſo viele und ſo große Vorzüge zugeſchieden ſind, da ſind Vorzüge, welche Einzelne des untergeordneten Standes, der ſchlechteren Kaſte, auch äußerlich vor Einzelnen des herrſchenden Standes geltend machen können, nur Ausnahmen von der Regel. Im voraus kann für Jeden nur Dasjenige verbürgt werden, was die Regel ſelbſt mit ſich bringt. Ohne allzu eitel oder allzu waghaft genannt zu werden, wird Keiner auf ein Mehreres Anſpruch machen dürfen.

Dieſe Anſichten gingen mir in ihrer genaueren Entwicklung und deßhalb gerade in ihrer Milderung und Vermittlung noch ab, als ich ſelbſt zwiſchen Staatsdiener und Advokat die nicht länger mehr zu verſchiebende Wahl treffen ſollte.

Ich nahm nun Partei gegen den günſtiger geſtellten Staatsdiener. Ich fragte mürriſch, was der Advokat verbrochen habe, daß ihm nicht wenigſtens einigermaßen dieſelbe Fürſorge blühe, daß man ihm die Laſten des Staatsdieners aufbürde, ohne deſſen Vortheile ihm zuzuwenden? O ich ging die ganze alte und neuere Geſchichte in Gedanken durch, um Bilder und Vergleichungen aufzufinden, welche den Advokatenſtand, entgegen dem Staatsdienerſtande, in ein günſtiges Licht zu ſetzen und meinem Verdruß gegen den Staatsdienerſtand Waffen in

Digitized by Google

die Hand zu geben vermochten. Ich beſtritt dem Staate das Recht, gegen den Advokatenſtand ein unväterlicher Abraham zu ſeyn. Wie ich jetzt die Sache anſah, war der Advokat von der jüngeren und ſchöneren Gattin entſproſſen. Ein Ismael, mußte er, an der Hand ſeiner Mutter Hagar, durch die Wüſte wandern, während zu Hauſe die alte Sarah den kleinen Iſaak hätſchelte. Dabei ſpürte ich das größte Verlangen in mir, den Entbehrungen des kleinen Ismael mich anzuſchließen. Auch noch nach Anderem ſpürte ich Verlangen. Zum Beiſpiel, als eine Art Ludwig XIV. in den Staatsrath zu treten, mit Reitgerte und Sporen, und den Staatsrath in Furcht und Schrecken zu ſetzen. Oder irgend einen Seſſionstiſch umzuwerfen, wie die Verſchwornen vor der Ermordung der Wallenſteiniſchen Generale mit dem Tiſch in Eger thaten. Oder als Bonaparte einen Saal räumen zu laſſen, worin Einer vorlas, Einer zuhörte, Zwei in der Fenſterniſche plauderten, Zwei ab- und zugingen, und Drei in Akten ſchrieben oder bereits aufgenommene ſchriftliche Verfügungen zeichneten. Noch wußte ich recht gut, daß jenes näſelnde, eintönige, langweilige Vorleſen Referiren genannt wird. Aber alle heilige Scheu war von mir gewichen, welche der Ruf: „Es wird referirt!" dem Auskultator einflößt, und unbedenklich ließ ich die Bajonette meiner Grenadiere blitzen. Doch — wie ſich von ſelbſt verſteht — nicht zu Gunſten des abſoluten Prinzips, ſondern zu Gunſten des Advokatenſtandes, den ich durch die privilegirte Korporation des Staatsdienerſtandes auf das Aeußerſte gefährdet und gekränkt hielt.

Sehr wahrſcheinlich wird man dieſe theilweiſe Aenderung meiner Anſichten für höchſt unmotivirt erklären. Auch thäte man einigermaßen recht daran. Aber es war ein Umſtand eingetreten, der von jeher mit der Anſchauungsweiſe und den Planen der Menſchen ſein eigenes, bald neckiſches und bald tolles Spiel getrieben hat. Ich liebte. Sie, die Liebe, die nach den ſteilſten Zinnen des Olymps und in die tiefſten Tiefen des Orkus ihre ewig flammende Leuchte hält, hielt ſie auch, wärmend und aufklärend, in den Zwieſpalt meiner Entſchließungen.

Als Advokat konnte ich heirathen, — damit war Alles gegeben. Alſo nahm ich mich des Advokatenſtandes, der ja nun nächſtens mein Stand werden ſollte, kräftig an, und wenn ich auch ſein Schickſal nicht beſſern konnte, ſo konnte ich doch — Das war ich überzeugt — die Ungerechtigkeit dieſes Schickſals darthun. Allerdings ſprang dabei mein Eifer etwas in's Extrem, wenn er Reitpeitſchen in die Höhe hob, ehrwürdige Seſſionstiſche umwarf, und Bajonette blitzen ließ, aber

Digitized by Google

dem Eifer eines jungen Konvertiten, der zugleich bis über die Ohren verliebt war, wird man wohl ſchon Etwas zu gute halten.

Advokaten haben nicht nothwendig eine Praxis, indeſſen haben ſie doch vielleicht eine Praxis und jedenfalls einen Titel, was in Deutſchland (dem Titellande, wie Kant es nannte) nicht das Geringſte iſt. Die Werbung um ein Mädchen entbehrte ſo den Makel des Lächerlichen. Kurz, — ich ward Advokat, warb, und heirathete. Daß ein Advokat, und ſogar eine Advokatin, die gewöhnlichen materiellen Dinge nicht entbehren könne, welche im Worte Lebensunterhalt ſo bündig zuſammengedrängt ſind, und daß der Menſch nicht Eintagsfliege genug ſey, um ſeine Heirath mit dem alsbaldigen Tode zu endigen, wußte ich allerdings. Auch wollte ich in den Beſitz jener Dinge mich ſetzen, und ich kann nicht anders ſagen, als daß die Umſtände mich bei dieſem gewiß löblichen Vorhaben auf's beſte unterſtützten.

Einige Kollegen ſteuerten den jungen Advokaten mit abgängigen oder ihnen unangenehmen Prozeſſen aus; Verwandte und Freunde ſuchten unter ihren böſen Zinſenzählern nach, und übertrugen ihm Zinſenklagen und Kapitalaufkündigungen; ein Pathe, der Kaufmann war, klopfte — ein techniſcher Ausdruck! — ſeine Handelsbücher aus, und verſah mich mit Stoff zu Klagen „puncto debiti“. Außerdem fielen mir, gerade in den erſten Tagen meiner Advokatur, mehrere zahlbare Vertheidigungsſchriften in Kriminalſachen zur Ausarbeitung zu. Dieſe Kriminalſachen behandelten zufällig Dinge, welche einem jungen, leicht erröthenden Liebhaber und Bräutigam anſtößig genug erſcheinen mußten. Indeſſen, es half Nichts, die Vertheidigungsſchriften mußten eingereicht und das Geld dafür verdient ſeyn. Noch heute, wenn ich an meine alten, durchſtrichenen Deſervitenbücher komme, kann ich mich eines Lächelns über die wunderlichen und bedenklichen Geſtalten nicht erwehren, welche mich beim Eintritte in den Tempel der praktiſchen Themis angrinsten.

Aber auch auf lieblichere Weiſe ſind jene Zeiten meiner beginnenden Advokatur mir noch im Gedächtniß. Die Wohnung, welche ich mit meiner jungen Frau bezogen hatte, war klein. Eben ſo unſer Umgang. Wir ſuchten uns und flohen deßhalb vielleicht etwas zu ſehr die Menſchen. Eine Arbeitsſtube, oder, wie man aufbinderiſcher ſagt, ein Bureau, gehört nothwendig zum Begriffe Deſſen, was ein Advokat an Zimmern inne haben muß. Die meinige ging nach dem Garten. Sie war freundlich, reinlich, nicht mit ſo vielen Akten ausgeziert, als die meines ſeligen Kollegen mit der Keilſchrift, aber anſpre-

Digitized by Google

chender. Statt der zwei Schreiber, welche Jenem beſtändig zu Dienſte waren, kam jeden Morgen ein dicker, ältlicher Mann zu mir, holte, was an Abſchriften zu fertigen war, und brachte mir's am andern Morgen wieder. Außerdem ſchrieb ich Vieles ſelbſt. Meine Frau huſchte oft aus ihrem Zimmerchen in meine Arbeitsſtube, ſetzte ſich an meinen Pult, und ſtrickte. Hatte ich eine Seite vollgeſchrieben, oder einen Brief beendigt, oder waren mir die juriſtiſchen Gedanken ausgegangen, dann plauderten wir zuſammen. Dieſe Konferenzen waren meine liebſten. Nicht in mein Journal trug ich ſie ein, wohl aber in das Buch ſüßer Erinnerungen. Der Mund, welcher ſo anmuthig dabei in Bewegung geweſen war, ſaldirte ſie auch regelmäßig alsbald mit friſcher, warmer Münze. Schon eine Zeitlang vorher hatte ich die Schreibfeder niedergelegt und mich zu meiner Frau auf's Sofa geſetzt; ihr dagegen war der Strickſtrumpf aus der Hand gefallen, und wir Beide empfanden die Wonnigkeit des **far niente** ſo ſehr, als jemals Einer unter dem Himmel von Neapel.

Welche Erwartung aber, wenn Schritte auf dem Gange laut wurden, ein leiſes Räuſpern, ein Abkratzen der Füße! Es waren ganz gewiß neue Klienten. Eben laſen ſie den Zettel an meiner Thüre, worauf mit mächtigen Frakturbuchſtaben geſchrieben ſtand, daß der Advokat N. N. hier wohne. Richtig! Jetzt klopfte es. Meine Frau nahm Reißaus, um nicht zu ſtören, oder richtiger, um nicht geſtört zu werden, und — ein Bettler trat herein, oder eine Orgelmamſell, die Geld ſammelte, oder der Ausläufer einer Buchhandlung mit einer Subſkribentenliſte. Traurige Täuſchungen! Doch kam's auch beſſer. Der Briefträger brachte zwei Briefe: im einen wurde mir ein Prozeß übertragen, im andern exponirte man mir den Inhalt einer Vorſtellung, welche ich ſo bald als möglich fertigen und einreichen ſollte. Oder mehrere neue Partien ſtellten ſich perſönlich ein. Zwar war die eine eine Armenpartie, aber was that's? Vielleicht ward die Sache gewonnen, und wenn nicht, ſo galt ſie als Uebung und Verſuch.

Gar hübſch war's, wenn meine Frau ihr Köpfchen wieder zur Thüre hereinſtreckte, um zu ſehen, ob ich nicht mehr beſchäftigt ſey. Dann neckte ich ſie wohl zuerſt, indem ich ihr von einer wunderhübſchen neuen Klientin erzählte, die ſelbſt nach erörterter Rechtsſache gar nicht habe weichen und wanken wollen, bis ich ſie, ſtatt ein Kreuz zu ſchlagen, mit dem Schattenriß meiner Frau gebannt habe, u. dgl. Dieſe Erzählungen wurden lachend aufgenommen, aber auf Wahrheit gedrungen und zu verſtehen gegeben, Klientinnen der Art hätten von der Frau

Digitized by Google

die Aufkündigung des Patroziniums zu befürchten. Es war mir das ein Zeichen, meine kleine Fopperei einzugeſtehen, und auf Verſöhnung zu dringen, die dann auch, wenn gleich nur als Verzeihung, bewilligt wurde. Sodann zeigte ich meiner Frau die empfangenen beiden Briefe, ſagte ihr von den neuen Partien, die Armenpartie mit eingeſchloſſen, und gab ihr die drei Kronenthaler, welche eine der zahlbaren Partien als Vorlage mir zugeſtellt hatte.

Ach, es war ein heiteres, heimliches Leben! Bei Tiſche aber machte ich meine Frau zur Vertrauten der mir übertragenen intereſſanteren Rechtsfälle, (recht geſagt, hielt ich alle für intereſſant,) und beſeitigte die Skrupel, welche dabei in ihr aufſtiegen. Auch theilte ſie ſo ſehr meinen Enthuſiasmus für meinen neuen Stand, daß ſie kein Bedenken trug, mir eines Tages zu eröffnen, wie ſie als Braut meine Eigenſchaft als Advokat ihren entfernteren Verwandten und ihren Bekannten zu verheimlichen geſucht habe. Immer habe ſie nur geſagt, ihr Bräutigam ſey Juriſt. Der Grund dieſes Verfahrens lag nicht ſehr weit. Auch dachte ich nicht daran, es ihr noch nachträglich übel zu nehmen. Dagegen ſprengte ihre Mittheilung doch immerhin wieder neuen Eſſig in die alte Wunde.

Ueberhaupt fehlte es ſich nicht, daß ich, neben den Annehmlichkeiten meines Standes, auch die Mühen deſſelben ziemlich bald kennen lernte.

Zu dieſen Mühen rechne ich zunächſt einige perſönliche Enttäuſchungen. Die Jugend, wie jeder Unkundige, iſt gewohnt, die Dinge und Perſonen mehr maſſenweis, als im Einzelnen, zu betrachten, und was ſie dem Maſſenweiſen im Guten oder Böſen ankreidet, im Guten oder Böſen dem Individuum in Rechnung zu bringen. So hatte ich als friſcher Anhänger des Advokatenſtandes kein Bedenken getragen, einen „Kuß der ganzen Welt,“ nämlich der ganzen Advokatenwelt, mit Extaſe zuzurufen. Die Anrede: „Herr Kollege!“ freute mich auf's äuſſerſte, mochte ich ſie nun gebrauchen, oder ſie von Andern bei mir in Anwendung gebracht ſehen. Allerdings war auch da wieder die Eitelkeit und die Selbſtliebe im Spiele, aber nicht allein. Auch verflog jene Liebhaberei bald. Nicht weniger drängten die Erfahrungen, welche ich machte, mich vom Allgemeinen zum Beſondern hin. Von einem Theile meiner Kollegen konnte ich nicht mehr ganz ſo gut denken, als ich gerne gethan hätte. Es war das ein Riß durch meinen Himmel. Und doch ſchien die Zeit, in welcher ich Advokat geworden war, durchaus geeignet, tüchtige junge Männer zum Advokatenſtande heranzuziehen. Einige Jahre vorher hatten nämlich die erſten politiſchen Unterſuchungen auf den deutſchen

Digitized by Google

Univerſitäten begonnen. Wer mehr oder minder kompromittirt dadurch war, durfte kaum hoffen, im Staatsdienſte eine Anſtellung zu finden, und ſo geſtaltete ſich der Advokatenſtand als Bucht, in welcher die meiſten Schiffe nach eingezogener burſchenſchaftlicher Flagge vor Anker gingen. Selbſt die Gegner dieſer Flagge aber konnten nicht in Abrede ſtellen, daß dadurch dem Advokatenſtande ausgezeichnete geiſtige Kräfte und ein großer Fonds moraliſchen Werthes zugeführt würde. Indeſſen auch ohne jenen Umſtand glaubte ich annehmen zu können, daß das Verhältniß der Unabhängigkeit und eines Erwerbs, welcher nicht auf höchſten Dekreten, ſondern auf Kenntniß, Bravheit, und dem Vertrauen des Publikums beruht, dem Advokatenſtande hinlänglich viele Männer zugeführt hätte, durch welche deſſen große Mehrheit als tüchtig und untadelig ſich darſtellte.

Aehnlichen Reſultaten — ſo nahm ich an — mußte ich an der Hand älterer Erfahrungen und tüchtiger Gewährsmänner begegnen. Die Eröffnung eines Scherbengerichts über den Werth des Advokatenſtandes durch alle gebildete Nationen hindurch konnte für jenen unmöglich ungünſtig ausfallen. Es galt den Verſuch. Manche Bücher, welche mir bei dieſem Zeugenverhör nöthig waren, hatte ich ſchon; andere ſchaffte ich mir an. Die Sache ſollte nun einmal recht *hiſtoriſch* von mir betrieben werden.

Gewiß ein löbliches Beſtreben, obgleich es vielleicht deßhalb für überflüſſig gehalten wird, weil ich über ſolche Glaubensbefeſtigungsmittel, nach meinem neu errungenen Standpunkte als **defensor fidei**, nämlich **advocatorum**, weit hinaus ſeyn mußte. Aber auf die Dauer iſt die Ueberzeugung immer haltbarer, als der Enthuſiasmus, obgleich am allerhaltbarſten wohl iſt, wenn man Beides verbindet, wie bei Briefen, wenn man ſie erſt mit Oblate und dann noch mit Siegellack ſchließt. Dabei war ich, wie bemerkt, nach bewältigten zweien Extremen in ein neues Stadium, in das des Zweifels, getreten, und wenn auch dieſer Zweifel durchaus nicht auf eine bedenkliche Weiſe überwog, ſo konnte es doch keineswegs Etwas ſchaden, ihm einige praktikable Stützen zu geben.

Wenn ich nur vernünftiger dabei verfahren wäre! Aber ſtatt in die Tiefen zu gehen, ſchöpfte ich von der Oberfläche ab. Statt die Geſchichten der Völker und die Geſchichten ihrer Rechtsentwicklung, ſo wie ihrer politiſchen Inſtitutionen zu ſtudiren, legte ich mein Ohr an dieſes oder jenes Buch, und glaubte Orakel darin zu vernehmen. Zugleich ging mir's, wie unſern alten Pädagogiarchen, welche nur von Griechenland und Rom wußten, und unter den Barbaren einzig

Digitized by Google

vielleicht den Deutſchen einige Aufmerkſamkeit widmeten. Doch nein, ich will mir auch nicht zu viel thun! Es iſt zwar wahr, daß ich bei Griechenland und Rom verweilte, aber es geſchah nur ganz kurze Zeit, und ich ging deßwegen ſo ſchnell an ihnen vorüber, um bälder nach Deutſchland zu gelangen. Allerdings, England, Frankreich waren mir ſehr gleichgültig. Und doch hatte der Advokatenſtand in England, beſonders ſeit Oliver Cromwell, einen ſo fortgeſetzten und nachhaltigen Aufſchwung genommen. In Frankreich weniger, obgleich auch da die alten Parlamente und die dabei beſtehenden Einrichtungen gute Uebungsſchulen für die Advokaten geweſen waren. Italien, Spanien, und die nordiſchen Reiche ließ ich ebenfalls völlig unbeachtet, und hatte auch da mehr Recht dazu. In dieſem einſeitigen Verfahren machten ſich, wie angedeutet, die Lücken meines Jugendunterrichts geltend. Aber in dieſe Lücken hatte ſich immerhin Etwas feſtgeſetzt, was nicht ganz zu verachten war: nämlich *die wärmſte, die hingebendſte Vaterlandsliebe. Deutſche* waren die Beſieger Rom's auf dem Felde der Waffen, *Deutſche* die Nacheiferer der Griechen auf dem Felde der Wiſſenſchaften geweſen; — *ſo* faßte ich das Verhältniß Rom's und Griechenland's zu meinen Landsleuten auf! Aufrichtig liebte ich die Deutſchen, und weil ich ihnen alles Gute *wünſchte*, ſo war ich auch bemüht, alles Gute bei ihnen *aufzufinden*.

In dieſem Sinne begann ich meine Wanderungen durch die mir zu Gebote ſtehenden Bücher. Aber auf welche Widerſprüche ſtieß ich da! Kaum hatte ich im Kodex des Juſtinian geleſen, wie der Stand der Advokaten von den römiſchen Kaiſern Leo und Anthemius in den Himmel gehoben wurde, ſo mußte ich auch ſchon auf die Erwähnung ſtoßen, daß Plato — der weiſe, der göttliche Plato! — den Advokatenſtand ganz aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollte. Die Römer hießen ihre Advokaten clarissimi, und die alten Deutſchen ſchnitten gerade dieſen clarissimis nach der Niederlage des Varus die Zungen aus. Cicero bezeichnete das Haus des Advokaten als unzweifelhaft „das Orakel der ganzen Stadt", und Claproth — ich war damit bereits auf deutſches Gebiet gelangt — meinte in ſeinem „ordentlichen bürgerlichen Prozeß": die Erfahrung lehre, daß die Advokaten um ſo „unverſchämter" ſeyen, je nachgiebiger der Richter ſey, und umgekehrt. Das Ausſchneiden der römiſchen Advokatenzungen durch die alten Deutſchen war mir nicht ſo empfindlich, als das *unverſchämt*, welches ein ſonſt billiger und wackerer deutſcher Prozeſſualiſt auf die armen Advokaten losſchleuderte. „Unverſchämt!" Der Ausdruck ärgerte mich. In den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machten

advokatiſche Unverſchämtheiten im Einzelnen bisweilen vorkommen. Warum aber auf eine Art angeblicher allgemeiner Erfahrung eine Art allgemeiner Regel gründen? Warum dieſe Regel drucken laſſen?

Von Claproth wandte ich mich wieder zurück in die vierziger und fünfziger Jahre deſſelben Seculums. Hatte mich ein Prozeſſualiſt niedergeſchlagen, ſo ſollte ein Belletriſt mich wieder aufrichten. Der Verſuch war mißlich. Denn die meiſten deutſchen Schriftſteller um die Zeit der ſchleſiſchen Kriege und des ſiebenjährigen Kriegs waren — Philiſter. Friedrich der Große abſorbirte da das poetiſche Intereſſe, Friedrich der Große mit ſeinem Weltblick, ſeinem Verſtand, ſeinen ungeheuern Erfolgen, ſeinen Gallizismen in Denkart und Sprache, ſeinem militäriſch-politiſchen Deſpotismus, und ſeiner religiöſen und ſittlichen Frivolität. Dieſe theilweiſe ſich widerſprechenden Eigenſchaften, die doch alle ihre vollſtändige Geneſis hatten, ſo wie überhaupt das Perrückenhafte jener Zeit, waren wenig geeignet, einem kecken und kräftigen Anſchauen des Lebens den rechten Augenaufſchlag in Deutſchland zu verſchaffen. Der Politiker ſchmachtete unter ſtrenger Zenſur, der Philoſoph mußte nach Wolfiſchem Maße meſſen, der Dichter traf kaum eine andere Wahl als zwiſchen Steifheit oder Seichtigkeit, und wo er einmal etwas lebhafter die Zunge der Zeit rührte, that er's regelmäßig nur als preußiſcher, ſelten als deutſcher Patriot. Die Schweizer, ſodann in Deutſchland Gottſched, Gärtner, die verſchiedenen (älteren) Schlegel, Ramler, Lichtwer, Gleim, Gellert, Weiße, und eine Menge kritiſcher Geiſter gehörten mehr oder minder jenem Philiſtäismus an, welchem nur der klare, entſchiedene Leſſing, der deutſch- und freigeſinnte Uz, der treffliche Sänger des Frühlings, v. Kleiſt, und Klopſtock, zumeiſt als Odendichter, kräftig entgegentraten. Später ſollte dann das Verſtändniß und das Studium Shakespeare's die Entmündigung des deutſchen poetiſchen Geiſtes vervollſtändigen.

Aber ſo weit war man damals noch nicht. — Mein Auge flog hin und her unter den verblicheneren Einbänden meiner kleinen Bibliothek. Wie trübe Geiſter ſtanden ſie da, Leder Rück und Eck, aber vergriffen an Blättern und Kanten von fleißigeren Leſern, als unſer jetziges Jahrhundert hervorbringt. — Von Cronegk, — kennt noch Jemand den Namen? In der Halle des Brockhaus'ſchen Konverſationslexikons iſt er befeſtigt, aber Wolfgang Menzel hat ihn in ſeine „deutſche Literatur“ nicht mehr aufgenommen. Das Schickſal kam über ihn, das v. Cronegk ſelbſt, der ſiebenundzwanzigjährige Jüngling, ſterbend ſich prophezeit hatte: das Schickſal, vergeſſen zu werden. — Es ſtammte von v. Cronegk eine ſcharfe und ungünſtige Aeußerung über die Advokaten,

Digitized by Google

und ich ſuchte nun nach dieſer Aeußerung in den beiden Bänden ſeiner „Schriften". Umſonſt. Wahrſcheinlich war von Uz, dem Herausgeber jener „Schriften", die Stelle als zu ſtark weggelaſſen worden.

Faſt ein wenig mißmuthig über den mir entzogenen ſchwarzen Flecken, welchen ich, im Geſchmack jener Zeit, in ein Schönpfläſterchen umzugeſtalten gehofft hatte, überblickte ich nochmals meine Veteranen, und Rabener's Satyren fielen mir in die Hand.

Dieſe ſchienen mir wie gefunden für meinen Zweck. Denn Rabener war ein ehrlicher, tüchtiger Mann, dabei gutmüthig, und, inſoweit ein Satyriker kann, (denn er muß die Zuſtände des Lebens aus der Vogelperſpektive der Lachtaube und des ſpottenden Kukuks betrachten,) gerecht. In dem „Verſuch eines Realregiſters" ſtand da geſchrieben: „Advokat. Gewiſſenhafter, iſt einmal einer geweſen. 24. Ob das Ernſt ſey. ibid. Iſt verhungert." Ich hatte Nichts gegen dieſen Hieb zu erinnern, denn er traf das Schickſal und nicht den Charakter der Advokaten. Aber bald fand ich von „Georg Greif, einem Advokaten," erzählt: „er habe lange Finger und im Geſichte eine ſo dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden." Und dann — in den „ſatyriſchen Briefen" — ertheilte ein Advokat den Rath, einen falſchen Eid zu ſchwören, unter vorſorglichem Erbieten, einen Wechſel von 3000 Thalern fälſchen zu laſſen. Der Rath ward abgelehnt, mit Indignation abgelehnt, von einem Kavalier, dem er gegeben worden. Als ich das Wort Kavalier las, umkreiste mich plötzlich der ganze ſelige Rokoko-Geſchmack der Rabener'ſchen Zeit. Geſchnörkelte Füße an Tiſchen und Stühlen, ſchwarze Theebretter mit goldgezeichneten chineſiſchen Figuren darin, Reifröcke, Haarbeutel, und Kavaliere! Daß Rabener nicht blos den Advokaten zum Schuft und Betrüger, ſondern zugleich den Kavalier zu deſſen Gewiſſensaufzupfer und Galgenpater gemacht hatte, tröſtete mich mehr, als es mich ärgerte. Denn ich häufte in Folge dieſes Umſtandes nicht blos die Anklage der Verläumdung, ſondern auch die eines ganz gemeinen edelmänniſchen Servilismus auf des Satyrikers Rabener Haupt.

Und doch war dieſer Rabener, wie ſchon bemerkt, ein achtbarer deutſcher Mann, ein liebenswürdiger Mann, deſſen munteres, hübſches Geſicht mir ſogar in dem abſcheulichen Karlsruher Nachdrucke immer äußerſt anſprechend erſchienen war. Sollte derſelbe Rabener ſich Anſchuldigungen, welche ſo ſehr den Charakter der Allgemeinheit trugen und nirgends durch entgegengeſetzte Aeußerungen in ſeinen Schriften auch nur einigermaßen in der Schwebe gehalten wurden, erlaubt haben, ohne in ſeiner Erfahrung, in ſeiner Ueberzeugung Bürgſchaften für die

Digitized by Google

Wahrheit derſelben ſtellen zu können? Und durfte er hoffen, mit Glück ſolche Anſchuldigungen zu erheben, ohne gleichzeitig auf Sympathien in der Nation zu ſtoßen? — Dieſe Fragen, auf die ich keine befriedigende Antwort wußte, fielen mir ſchwer auf die Seele. Aber Rabener hatte zuerſt als Steuerreviſor, dann als Oberſteuerſekretär, und zuletzt als Steuerrath in Dienſten geſtanden; perennirend war er als Mühlrad in der großen Bannmühle des Staats, und zwar als ſolches, welches Ziffern quetſchte, thätig geweſen. Konnte er da nicht verlernen, gegen den natürlichen Kontroleur und Antipoden des Staatsdieners gerecht zu ſeyn?

Hiezu trat noch ein Umſtand. Rabenern ſtand Liskow als warnendes Beiſpiel da. Dieſer ausgezeichnete deutſche Satyriker hatte nicht nur mit den untern Wolkenſchichten, ſondern auch mit den obern, auf welchen die Jupiter dieſer Erde in Perſon thronen, epigrammatiſch angebunden. In Folge von Sarkasmen gegen den damaligen engliſchen Geſandten am kurfürſtlich ſächſiſchen Hofe, war er Dresden hinaus gewieſen worden. Späterhin ſtarb gar Liskow, wie man ſagt, im Gefängniſſe. Und Rabener lebte nun, ein paar Jahrzehnte ſpäter, im nämlichen Dresden. Er war ein Mann mit regulirtem Hausweſen, der als Junggeſell in einem anſtändigen Gaſthauſe zur Mittagstafel abonnirt war, und der ſein Abonnement nicht unterbrochen ſehen wollte. Alſo hielt er es für's Klügſte (und von ſeinem Standpunkte aus that er völlig Recht daran), die Thorheiten des Hofes und der Großen, die Laſter der Throne auf ſich beruhen zu laſſen, und blos mit den Thorheiten und Laſtern des Mittelſtandes anzubinden. Wenn aber Rabener aus dem Mittelſtande heraus der Göttin des Witzes Hekatomben opferte, ſo war es begreiflich, daß darunter auch die Advokaten, als Kern und Vertreter des Mittelſtandes, nicht fehlen durften.

Dieſe Begreiflichkeit ließ ich aber keineswegs als Entſchuldigung Rabener's gelten. Vielmehr parodirte ich die vorhin angeführte Stelle ſeines „Verſuchs eines Realregiſters" alſo: „Rabener. Ein Philiſter. Ob das Ernſt ſey. Bitterer." Bei der Theſe blieb ich, und ſelbſt Rabener's heiteres, redliches Auge zerſtreute nur ſelten die Wolken, welche ich über ſeine Wahrhaftigkeit und den Werth ſeiner Satyre, als Spiegelbild allgemeiner Zuſtände ſeiner Zeit, zu ziehen verſucht hatte.

Aehnliches, wie bei Claproth und Rabener, begegnete mir bei andern deutſchen Schriftſtellern. Faſt immer hatte mein Finger Gelegenheit, auf der fatalen Taſte der Rüge und der Abgeneigtheit gegen Advokaten und Advokatenſtand auszuruhen.

Digitized by Google

Unter dieſen Umſtänden fiel der Zeugenrotul, den ich, nach Anleitung unſers bürgerlichen Prozeſſes, über die Eigenſchaften meines Standes mir angelegt hatte, ungünſtig genug aus. „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ ſoll der erſte Franz von Frankreich nach der Schlacht bei Pavia ausgerufen haben, und gerade die Ehre ſtand, beſonders nach der Ausſage der Zeugen Claproth und Rabener, für die Advokaten auf dem Spiele. Oder iſt Ehre bei Lug und Trug? Oder iſt Ehre bei Unverſchämtheit? Die Ehre, dieſes wunderliche Ding, was, wie die Geſundheit, nur dann recht empfunden wird, wenn man es nicht mehr hat, verſchmäht die Gemeinſchaft mit Lug, Trug, und Unverſchämtheit. Kein Erſatz für ſie, nirgends, aber namentlich nicht beim Advokaten, der, was er iſt und wirkt, was er bedeutet, will, und ſoll, nur unter der Vorausſetzung der Ehre iſt, wirkt, bedeutet, will, und ſoll.

So weit war ich mit meinen Forſchungen gelangt, als eines Tages der Komödienzettel meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Ich beſuchte ſonſt ſehr ſelten unſer gnädigſt konzeſſionirtes Stadt- und Nationaltheater, weil ich dort die guten Stücke ſchlecht und die ſchlechten gut gegeben wußte. Ich wollte ächtes Gold nicht in Münzen mit Eſelsköpfen ausgeprägt ſehen, und Kupfer, deſſen Gepräge noch ganz leidlichen Reſpekt einflößte, nicht als Gold mir aufhängen laſſen.

Aber heute ſollte gegeben werden: „Die Advokaten, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von Iffland.“ Ich kannte Iffland nur als Verfaſſer der „Jäger“ und der zwei letzten Akte der „Hageſtolzen.“ Beide Stücke waren geeignet, für Iffland's Geſinnung und Talent eine recht günſtige Meinung mir einzuflößen. Dabei hatte ich aus den Arbeiten ſachkundigerer und ſtrengerer Kritiker, als ich einer war, entnommen: daß Iffland der Bürgerlichkeit und derben Biederkeit ein hausmachenes, linnenes Zelt auf der deutſchen Bühne aufgeſchlagen habe; daß er die Miniſter und oberen Staatsbeamten als Teufel, die unteren Stände als Geplagte, und die Fürſten, deren hauptſächliche Beſtimmung ſchien, jene erſteren aufzufüttern und dann abzuſchlachten, als Götter zeichne. Dazwiſchen war auch wohl die Kanoniſation irgend eines ſonſt unangeſehenen Mannes, z. B. eines Juden, eines Kakerlaken, oder eines Advokaten, zu erwarten. Advokaten! Siehe da, das war ja mein Stichwort für heute, und wirklich faßte ich auch das angekündigte, mir ſonſt unbekannte Stück in dem ebenbezeichneten Sinne auf. Da nun Iffland jedenfalls ein wohlmeinender, auf die deutſche Schaubühne großen Einfluß ausübender Mann war, ſo beſchloß ich um ſo mehr, die heutige Vorſtellung nicht zu

verſäumen, als es immer angenehmer iſt, ſeiner Kanoniſation bei lebendigem Leibe beizuwohnen, als, wie Kaiſer Karl V. that, ſeinem Begräbniſſe.

Meine Familie beſtand nun ſchon nicht mehr blos aus zweien, ſondern aus drei Perſonen, nämlich noch einem kleinen Sohn, den ich Lebrecht hatte taufen laſſen, und den meine Freunde ſcherzweiſe den kleinen Advokaten nannten. Ich meinte dann, wenn er ſeinem Taufnamen nachkomme, werde er dem Advokatenſtande keine Schande machen.

Von dieſem kleinen Familienkreiſe löste oder bröckelte ſich alſo, da der Abend kam, ein Drittel in meiner Perſon los, und verfügte ſich in's Theater.

Der Vorhang ging auf, und da hatte man denn gleich den ganzen Iffland. Ein ehrlicher alter Zimmermeiſter, dem ſein Sohn, der Landrath, Geld ſchickt; ein Bedienter, der das Geld bringt, aber den Hut dabei in des Zimmermeiſters Stube auf dem Kopfe behält, bis der Zimmermeiſter ihm aufgibt, den Hut abzuthun; abermals der Zimmermeiſter, der den Bedienten mit dem Gelde fortgehen heißt, weil er es nicht wolle, und außerdem einen Riß zu machen habe; dann eine Tochter des Zimmermeiſters, die, keimender Hochmuthsgedanken wegen, erſt keine rechte Luſt hat, dem Vater das Eſſen auf den Zimmerplatz zu bringen, aber es dann doch als gehorſames Kind zu thun verſpricht; — ſo Viel ſchon in den erſten drei Auftritten. Das Andere entwickelte ſich dann weiter. Ein ſchuftiger Hofrath, der Teſtamente verfälſcht und Waiſen beſtiehlt; ein Bräutigam der Tochter des Zimmermeiſters, der als Förſter einen grünen Rock trägt, und als Iffland'ſcher Förſter nothwendig ehrlich iſt; ein läppiſcher, ſchuftiger Rath; der Ex-Landrath, der nun Geheimerath geworden, und gleichfalls ein Schuft iſt; und eine edelgeſinnte Tochter des Hofraths, welche ihrem Vater, ſo wie ihrem Bräutigam, dem Geheimenrathe, von Zeit zu Zeit tüchtig den Text lieſt, unbeſchadet ihrer Zärtlichkeit als Tochter und als Liebende.

Man ſteckt mitten im dritten Akte, und noch iſt kein Advokat zum Vorſchein gekommen, geſchweige ſein Pluralis oder Dualis. Nur ſo diskurſiv wurde über den Advokaten Wellenberger, der auf dem Zettel ſtand, und alſo nothwendig auftreten mußte, in Erfahrung gebracht, daß er alt ſey. Dabei war er vom Geheimenrathe ein „Narr" und ein „Pedant", und vom Hofrath ein „pietiſtiſcher Klopffechter" genannt worden. Der Advokat ſey zudem „ein wahrer Armenvogt", hatte der Hofrath hinzugeſetzt. — Tadel von ganz oder halb Laſterhaften iſt bekanntlich das günſtigſte Tugendzeugniß. Und ſo wußte ich nun, was ich von meinem Kollegen auf der Bühne zu erwarten hatte; denn

Digitized by Google

Iffland war zu ehrlich, um über Jemanden eine Anſicht zu erregen, die er nicht nachher auch ins Werk ſetzte.

Advokat Wellenberger erſchien erſt in der Mitte des dritten Akts. Er machte dem Geheimenrathe Vorwürfe wegen eines Urtheils, welches dieſer in einer Prozeßſache zwiſchen dem Hofrathe und einigen armen Waiſen zum Nachtheil der Letzteren gefällt hatte.

„Je mehr und länger ich dieſes Papier betrachte, je mehr kommt es mir vor, wie ein aufgebrochener, zerſchlagener, beraubter Gotteskaſten!“ rief der Advokat. Der Schauſpieler hielt dabei dem Geheimenrathe zornig das erlaſſene Urtheil unter die Naſe, und ich freute mich des Eifers meines Kollegen auf den Brettern.

„„Sie ſind unverſchämt, Herr Advokat!““ herrſchte der Geheimerath dagegen. *Unverſchämt!* Da hatten wir wieder das ſchlimme Wort, aber in einem Sinne, in dem ich es mir gefallen laſſen wollte.

„Nein, nein“, rief der Advokat entgegen, „aber muthig, muthig von Gott, wie ein mit Sinn und Recht bewaffneter alter Knecht, für Rache ſchreiendes Waiſenrecht. Das bin ich.“

Wellenberger's warmes Herz gefiel mir fortgeſetzt; eben ſo gefielen mir die Intentionen des Dichters. Dabei konnte ich weniger der Courtoiſie des Geheimenraths, als ſeiner Schuftigkeit, die bereits zu ſchmelzen angefangen hatte, es zuſchreiben, daß er den Grobheiten und dem Eindringen des Advokaten mit ſo vieler Höflichkeit entgegen kam.

„„Ich ehre das Gefühl, das Sie beſeelt, mein Herr““, ſagte nämlich der Geheimerath zum Advokaten, der erklärt hatte, an ihn, **qua homo**, der an den jüngſten Tag glaube, appelliren zu wollen.

Sodann, nachdem der Advokat gegen den Geheimenrath geäußert, daß er ein Argument habe, was gewiß den armen Erben helfen werde, und vom Geheimenrathe ihm im voraus ſeine Freude darüber bezeugt worden war, rief der Advokat dieſem zu: „So geben Sie mir den chriſtlichen Bruder- und Liebeskuß,“ — was denn auch der Geheimerath that. Aber deſſenungeachtet ſchonte ihn der Advokat nicht ſehr. Er verſicherte den Geheimenrath nämlich, die Stadt habe bisher das Menſchenherz in ihm bezweifelt, und vermeint, es wäre in einen Geldbeutel verhaftet; und hierauf, als der Geheimerath roth wurde, daß das „für einen dirigirenden Geheimenrath ein gottgefälliges Zeichen“ ſey, und er, der Advokat, werde es unter die Leute bringen.

Ich kann mir ſehr gut denken, daß einem wackern Advokaten in eigenthümlichen Fällen durchaus darum zu thun iſt, einem Richter, welchen er nicht ſchätzt, unendlich grob zu ſeyn. Eben ſo denkbar iſt mir, daß ein wackerer Advokat, von Eifer, und, wenn man will, von

Digitized by Google

Leidenſchaft hingeriſſen, dem Richter auf die Stube rücke, und ihn ungefähr eben ſo dort bediene, wie der Advokat Wellenberger den Geheimenrath. Weiter mag möglich ſeyn, daß ein ſolcher Richter, namentlich wenn er den Gerichtspedellen nicht ſogleich bei der Hand hat, gute Miene zum böſen Spiel mache, und zum höchſten, wie auch der Geheimerath gethan, rathe, die Appellation in der gehörigen Form zu ergreifen. Endlich küßte auch wohl ein ſolcher Richter den Advokaten, wenn ihm von dieſem ein Kuß angemuthet wurde. Aber daß dieſes Letztere geſchah, daß der Advokat den Kuß anbot, „den chriſtlichen Bruder- und Liebeskuß", Das ging über meinen Horizont. Ein Kuß iſt die feinſte geiſtig-körperliche Verſchmelzung, bald vom leiſen Reſedageruch elterlicher und kindlicher Zuneigung, bald vom Roſengeruch kräftiger Freundſchaft, bald vom würzigſten Dufte hingeriſſener Sinnlichkeit umwallt. Ein Etikettekuß iſt eine Entweihung; ein Kuß, der zur Formel herabſinkt, eine Lüge. Schmach Demjenigen, welcher die Myſterie zur Gaſſenläuferin macht, oder zum Knochengerippe! Und doch mußte ich den Advokaten wegen des von ihm angebotenen Kuſſes bewundern. Wie durch ein Privilegium, was ihm die Redlichkeit gegeben, war weder Entweihung noch Lüge dabei. Der Advokat benahm ſich ſo tüchtig und derb, und doch dabei ſo gutmüthig, und doch wieder nicht allzu gutmüthig, um von der Standarte des Rechts, die er mit beiden Händen feſt hielt, auch nur einen Finger ſich losringen zu laſſen.

Nachdem der Advokat den Geheimenrath als halbgaren Sünder in's Gebet genommen, that er's mit dem Hofrath, der durchaus nicht gar werden wollte, ſondern auf den Gedanken verfiel, den Advokaten durch Gift aus der Welt zu ſchaffen. Aber der Advokat kam dahinter. Der Hofrath war nun in ſeiner Hand; was that jedoch dieſe Hand? Sie drückte und preßte den Hofrath nur auf ſo lange, als nöthig war, einigen Menſchen Gutes thun zu laſſen. Als der Hofrath dem Advokaten einen Ring ſchenken wollte, 200 Louisdors werth, nahm dieſer ihn nicht an; er zeigte dem Hofrath fortgeſetzt ſeine Verachtung, aber nicht als perſönliche, ſondern als angewandte Liebe zum Guten und Edeln.

Der Geheimerath hatte unterdeſſen ſeine Stelle niedergelegt, war tugendhaft geworden, und wollte, um ſein Brod zu verdienen, wieder zu ſeinem früheren Stande als Advokat zurückkehren. Da, rief der Advokat Wellenberger heftig: „Nicht Advokat! Ich kann das Wort nicht leiden, die Menſchen denken ſich immer dabei einen verworrenen Knäuel Zwirn, oder einen falſchen Boten, der aus der Wildniß in die Wüſte führt. Nicht Advokaten ſollten wir heißen, ſondern Rechtsfreunde!"

Digitized by Google

Als der Schauſpieler dieſe Worte mit Geſtikulationen ſprach, wie ſie wohl geeignet ſind, den leibhaften Satan von ſich abzuwehren, und als das Publikum mit lebhaftem Beifallsſturme einfiel, da — ſchämte ich mich. Ein Mann, der Advokat iſt, dabei ein ſo gütiger, lieber Mann, der, was er anſieht, mit ſeiner frommen Treue vergoldet, ſogar ein ſolcher Mann will den Advokaten nicht mehr beim Namen nennen laſſen, und das Publikum ruft dazu mit ſeinen Händen: „Amen!" Warum? Weil die Menſchen beim Worte Advokat an's Verwirren oder Betrügen denken. Da ſoll denn der neue Name Rechtsfreund helfen!

Mein Schamgefühl war ſchnell in die unendlichſte Neigung umgewandelt, recht tüchtig zu lachen. Iſt der Giftmiſcher kein Giftmiſcher mehr, wenn man ihm den Namen Segenſpender beigelegt hat, und bleibt die Natter weniger Natter, wenn ſie ihre Haut wechſelte? Advokat heißt Fürſprecher. Noch wörtlicher heißt's: Herbeigerufener, herbeigerufen zur Hilfe in Rechtsſachen. Rechtsfreund! Der Name hat etwas Allgemeines, Vages, etwas Läppiſches, er klingt wie ein Gemeinplatz, oder, wenn man Dies lieber hört, wie eine Sentenz. Advokat iſt konkret, — ſchelte mir einer den Namen Advokaten!

Aber wollte denn Iffland den Namen Advokaten ſchelten? Nein, er wollte es nicht, der gute Mann! Vielmehr wollte er dem Stand oder — richtiger — der Aufgabe, der Zukunft des Standes etwas Freundliches ſagen, ohne damit der Gegenwart des Standes, welche ja durch den Advokaten Wellenberger ſo würdig repräſentirt war, feindſelig gegenüber zu treten. — Und dann faßte es mich wieder mit Armen der Liebe, als Advokat Wellenberger ſprach: „Wenig ſchreiben, Viel thun, wenig Geld, viel Ehre, und frommen Sinn! Selten das **corpus juris** gefragt — oft das Herz, und allezeit die Todesſtunde."

Dank dir, alter Iffland, deſſen kräftige, würdige Geſtalt den fernen Horizont meiner Jugend ziert, für deine gute Meinung! Ja, dein Stück hat dem deutſchen Advokatenſtande genützt, obgleich es zumeiſt das Erzeugniß einer bereits gegen den Advokatenſtand im Allgemeinen günſtigeren Meinung war. — Die Zeit, in welcher Iffland ſchrieb, gehörte ſchon nicht mehr dem Moraſt und den Niederungen an, in welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und bis in die ſiebziger und achtziger Jahre deſſelben hinein, die geſelligen Zuſtände Deutſchlands verſunken geweſen waren. Wärmeres und helleres Licht flog drüber hin, als das Geſtirn Friedrich vom Geſtirn Joſeph ſeine Ablöſung erhalten hatte, und die großen Erſcheinungen im Weſten Europa's

Digitized by Google

eine neue Geſtaltung der Welt und aller öffentlichen Verhältniſſe verkündigten.

Noch befand ich mich unter dem freundlichen Einfluſſe Iffland'ſcher Reminiszenzen, als mir Jean Paul's Geſchichte des Armenadvokaten Siebenkäs in die Hände fiel. Ich liebte Jean Paul, als wenn ich eine ſchöne Seele oder eine Jungfrau und kein Advokat geweſen wäre. Ich beugte mich gerne nach ſeinen Blumen und Bäumen, die von Gewürz troffen, und nach ſeinem Herzen, das von Hoch zu Tief, von Ernſt zu Scherz, aber ſtets von Wärme zu Wärme flog. Wenn ſeine Perſonen mich weniger anſprachen, ſo ſtand ich hiebei nicht allein. Am meiſten noch — und unter dieſen einige recht ſehr — gefielen mir die Derben, Komiſchen, die eigentlichen Charakterbilder. Alſo auch Siebenkäs. Am guten, freundlichen, genügſamen, braven Siebenkäs ärgerte mich jedoch zuletzt der Einfall, ſich todt zu ſtellen, um anderwärts heirathen zu laſſen und ſelbſt heirathen zu können. Ich ſchalt Dies, und was daran hing, unmoraliſch und ſchlecht; denn die wunde Stelle, welche ich als Advokat mit mir trug, wurde unangenehm davon berührt. Statt dem Dichter vorzuwerfen, daß er dieſen Theil des Ganzen auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit und des Charakters ſeines Helden nicht zum beſten komponirt, mit andern Worten: daß er hier (was ihm oft begegnete) eine höchſt ſchwache Situation geſchaffen habe, wandte ich mich unbefriedigt vom Helden des Romans ſelbſt. Ja, ich war kleinlich genug, darauf hin eine Zeitlang mit dem Verfaſſer des Romans zu ſchmollen. Er verzeihe mir Dies, der, wenn wir Schatten werden, gewiß ein farbigter Schatten iſt! Er verzeihe mir Dies, der Mann der thätigen Freiheit, der überquellenden Liebe! —

Abgeſehen hiervon, hatte ich nun gerade genug mit Dem, was deutſche, übel- oder wohlmeinende Belletriſten, Profeſſoren, und Staatsdiener über den Advokatenſtand zu äußern befliſſen geweſen waren. Nicht mehr aus den Worten Dritter wollte ich Orakel herauslauſchen. Sie ſollten mir tönen aus dem Schoße des Advokatenſtandes ſelbſt, und nicht allein über das Wie? ſondern auch über das Wie anders?

Traurige Wanderung durch Wüſten! — Die Doktoren der Rechte wurden in den deutſchen Reichsgeſetzen den Rittern gleich geſetzt und dem niederen Adel vorgezogen, — aber die wenigſten Advokaten waren Doktoren! Die Sachwalter beim Reichskammergericht und beim Reichshofrath genoſſen großes Anſehen, — aber die wenigſten Advokaten praktizirten bei jenen höchſten Reichsgerichten! Weder die Bedürfniſſe des Standes, noch ſeine Anſprüche auf öffentliche Geltung fanden Anerkennung. Noch ſchlimmer war das Verhältniß in den einzelnen deutſchen

Ländern und Ländlein. Zwar bildeten da die Prokuratoren bei einem höchſten Gerichtshofe bisweilen Konſulentenkollegien, aber ihr Zweck war nur ein rein geſchäftlicher, und wenn ſie auch, in Folge ihrer unparteiiſchen Stellung zu den Privaten und zur Staatsgewalt, die öffentliche Meinung für ſich hatten, ſo war Dies doch nur lokal und nicht durchdringend genug. Die Amts- und gerichtsherrlichen Advokaten, die Advokaten in den Landſtädtchen, blieben übrig. Je kleiner ihr Gebiet, deſto ärger und widerwärtiger die Kaperei, welche ſie innerhalb deſſelben trieben. Verdorbene Studenten, Schreiber von Schultheißen, Schultheißen ſelbſt, und Schulmeiſter pfuſchten den Advokaten in's Handwerk, und ſo kam von *unten* in den Advokatenſtand eine Korruption, welche von *oben* nicht gehoben, und durch keine kräftigen Zeitbewegungen, durch keine großen politiſchen Ereigniſſe auch nur in Etwas gelüftet und aufgelockert wurde.

Sehr möglich, daß Rabener zumal in ſolchen Regionen ſeine Beobachtungen geſammelt hatte! Ja, es ward mir Dies zur Gewißheit, und ich that den Manen des wackeren Satyrikers Abbitte für das über ihn gefällte ſtrenge Urtheil.

Begreiflich, daß unter ſolchen Verhältniſſen der Hain, der zu Dodona klang, *der Hain, in dem ich Orakel der Standesgenoſſen über ſich und über ihre Wiedergeburt vernehmen wollte*, lange Zeit Nichts war, als wüſtes Geſtrüpp. Wo eine Sachlage ſo übel iſt, da denkt auch Niemand mit Ernſt daran, ſie und ihre Beſſerung in Erwägung zu ziehen.

Hiermit aber bin ich zu einem Punkte in dieſer Darſtellung gelangt, auf welchen ich mich ſchon lange gefreut habe. Es iſt das die Erwähnung *Juſtus Möſers*.

Juſtus Möſer, deutſcher Mann, vor deinem Namen beuge ich mich in Ehrfurcht! Du warſt ein Advokat im beſten Sinne des Worts, und zunächſt das Ideal eines *deutſchen* Advokaten. Mit Wärme nahmſt du dich der unterdrückten Unſchuld an; mit unbeugſamer Feſtigkeit widerſtandeſt du der Willkühr des damaligen Statthalters von Osnabrück. Und ſo ernannten dich ſchon als Siebenundzwanzigjährigen deine Mitbürger zum **advocatus patriae**. Mit dieſem Titel verwachſen, aus ihm geworden, wahrhaft für ihn prädeſtinirt, warſt du Staatsmann durch Zufall, Weltbürger durch vollendeten geſchichtlichen und philoſophiſchen Umblick, Menſchenfreund durch urſprünglichen und wahren Herzenstrieb, Geſchäftsmann durch Pflicht, Amt, und Neigung, Schriftſteller, ohne es ſeyn zu wollen, geiſtreicher Mann, und doch das Herz im Geiſt nicht ertödtend, wie man gefangene Inſekten im Spiritus

Digitized by Google

umbringt, vielſeitig, und doch dabei immer die eine Richtung der Redlichkeit, Tüchtigkeit, und praktiſchen Anwendbarkeit im Auge!

Möſer iſt bis jetzt unerreicht geblieben. Golden glänzte der Adler von Roms Fahnen; hätte der deutſche Advokatenſtand ſich jemals ein Banner zu wählen, ſo könnte kein edleres Bild in ſeinen Kämpfen für Recht, Geſetzlichkeit, Vernunft, und Fortſchritt ihm voranſchweben, als das Bild Möſers.

Möſer ſoll ſelten gelacht haben, wogegen faſt immer auf ſeiner Stirn und um ſeinen Mund ein heiteres Lächeln ſchwebte. So auch in ſeinen Schriften. Es iſt das eine Eigenthümlichkeit derſelben, und wir würden ſie häufig mißverſtehen, wenn wir nicht als eine Art pantomimiſcher Begleitung jenes heitere Lächeln uns hinzudächten.

„Es iſt unſtreitig beſſer“ — ſagte Möſer in ſeinem Aufſatze „Vorſchlag zu einem beſonderen Advokatenkollegio“, im erſten Bande ſeiner „patriotiſchen Phantaſien“ — „es iſt unſtreitig beſſer, daß ein Staat gar keine Advokaten dulde, als daß er ihnen mit Verachtung begegne. Ein Mann, der die Kunſt aus dem Grunde gelernt hat, Andere zu ſcheeren, und von dieſer Kunſt leben muß, iſt ſo gefährlich, als ein Kriegskommiſſär; er verkauft Andern das Recht, ihn zu verachten, ſo theuer, als er kann, wenn er es durchaus verkaufen muß. Oder wenn er Das nicht thut, wenn er ehrlich und verachtet zugleich bleiben kann, ſo iſt er ganz gewiß ein Stümper.“

Hier wird jenes heitere Lächeln Möſers zur bitterſten Ironie. Er greift gerade die demüthigendſte Vergleichung für den Advokatenſtand auf, um zu zeigen, daß ihm nicht Demüthigung, ſondern Ehre gebühre; er ſtellt ihn auf eine Linie mit den Kriegskommiſſären, welche in dem damals noch nicht lange beendigten ſiebenjährigen Kriege ſich auf's „Scheeren“ tüchtig gelegt haben mochten. Nur ein Stümper bleibt gleichzeitig ehrlich und verachtet. Als Möſer ſo ſchrieb, ward ſeine Feder zum geflügelten Pfeil, zum römiſchen Stylus, der in die faule Weiche der Zeit ſauste.

Möſer, der praktiſche Möſer, war nicht für Elegien geſchaffen. Höchſtens galt ihm die Elegie als Fabel, zu der er in kräftiger Abhilfe die Moral ſuchte. Und dabei wandelte er ſeinen hiſtoriſchen Weg.

So zeigte er im ſo eben erwähnten Aufſatze, wie es, nachdem die Heerbannsrolle geſprengt worden, und in Folge der vermehrten Zahl der Advokaten, gegangen ſey. „In Frankreich und England gab man ihnen Gilde- oder Ordensrecht. Sie verſammelten ſich zu Kapiteln, erwählten ihren Dechanten, machten Statuten, Stiftungen, und andere Vorkehrungen zur Erhaltung ihres Anſehens. In Deutſchland hingegen

begnügte man ſich, mit der Doktorwürde geſchickten Leuten das Recht zum Advoziren zu ertheilen, und des heiligen römiſchen Reichs Doktoren machten es wie des heiligen römiſchen Reichs Ritter. Sie blieben unter ſich ohne Verein oder Gilde, folglich ohne Stiftungen und Statuten."

Möſer wünſchte Dies abgeändert. „Vereinigen ſich die Landesadvokaten zu einer Korporation, errichten ſie Statuten, wählen ſie ihre Mitglieder ſelbſt, dann werden ſie auch" — ſo erörterte Möſer — „aufmerkſamer auf ihre Ehre, empfindlicher für deren Erhaltung, und durch Nichts härter, als durch eine Ausſtoßung aus ihrem Orden beſtraft ſeyn. Sie werden Stiftungen machen und annehmen, die Bejahrten daraus verſorgen, die Wittwen ernähren, und ſich der Kinder ihrer Kollegen gemeinſchaftlich annehmen können. Sie werden endlich kollegialiſche Rechtsbedenken ausfertigen, eine einförmige Praxis befördern, eine Präbende für den Advokaten der Armen ausſetzen, und ſehr viele andere gute Anſtalten, die der esprit de corps von ſelbſt mit ſich bringt, machen können."

Möſer erkannte hier die Bedeutung der Korporationen ganz richtig. So im Allgemeinen, als in ihrer Anwendung auf die vereinzelt irrenden deutſchen Advokaten. Hat ſich ſeit den ſiebenzig Jahren, daß Möſer ſchrieb, die Puppe in den Schmetterling, das Korporationsweſen in das freiere Aſſoziationsweſen verwandelt, ſo ſpricht Das ſo wenig gegen die Triftigkeit ſeines damals ertheilten Rathes, als gegen die fortgeſetzte Anwendbarkeit deſſelben. Nur müßte dann das Inſtitut der Advokatenkorporationen in freier und ſelbſtſtändiger Weiſe ſich entwickeln, und nicht gleich von vorn herein — wie ich irgend ein Wappen geſehen zu haben mich erinnere — mit tüchtigen und derben Ketten, und gälten dieſe Ketten auch noch ſo ſehr als Wappenſchmuck, umhängt ſeyn.

Ein anderer Aufſatz Möſers, im dritten Bande ſeiner „patriotiſchen Phantaſien", trägt die Ueberſchrift: „Alſo iſt die Anzahl der Advokaten nicht ſo ſchlechterdings einzuſchränken." Wie Möſer gerne that, ließ er in dieſem Aufſatze zwei Perſonen redend auftreten. Der Eine iſt für, der Andere gegen eine geſchloſſene Zahl der Advokaten; jeder führt ſeine Gründe an, und beſtreitet des Andern ſeine. Aber am ſiegreichſten, und offenbar aus Möſers eigener Ueberzeugung entnommen, ſind die Gründe gegen die geſchloſſene Zahl der Advokaten. Er ſieht (und mit Recht) in dieſer geſchloſſenen Zahl eine Zunfteinrichtung und eine Abmarkung; er ſieht darin das Gegentheil einer Pflanzſchule, „worin der Staat die Männer ziehen will, welche ihm dereinſt in wichtigen Ehrenſtellen dienen ſollen." Den Geſetzgebern allein bürdet Möſer

Digitized by Google

die Schuld dafür auf. „Sie haben", ſo ſagt er, „dem Advokaten blos den Weg des Gewinnſtes übrig gelaſſen, welcher immer gefährlicher wird, je weiter er ohne Begleitung der Ehre fortgeht. Sie haben dem Staate mit ſolchen Advokaten oft nur eine Laſt von ſchlechten Leuten zugezogen, und ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, dieſelben mit Strafbefehlen in Ordnung zu halten; und dennoch ſoll der Advokat ein großes Herz für Wittwen und Waiſen, einen edeln Muth gegen mächtige Unterdrücker, und alle Eigenſchaften eines geſchickten, redlichen, und feurigen Mannes haben; er ſoll, unter einer empfindlichen Ausſchließung von wichtigen Ehrenſtellen, auf Nichts als auf Ehre ſehen; unter bitteren Verweiſen, die ihm ein junger Rath bei der geringſten Gelegenheit gibt, Liebe zu ſeinen Geſchäften, Eifer für die Unſchuld, und Freiheit des Geiſtes behalten; er ſoll, von guten Geſellſchaften ausgeſchloſſen, den Ton des Hofmannes haben, ſich kurz und groß faſſen, und Wahrheit mit Geſchmack verbinden; ..... Das und viel Mehreres ſoll er thun, und dennoch beſtändig auf dem Fuß eines gerichtlichen Taglöhners oder Aktenkrämers gehalten werden. Ich zweifle, ob ſich ein ähnlicher Fall angeben laſſe, worin die Geſetzgeber ſo viele widerſprechende Forderungen vereinigt haben."

Die Advokatur als Pflanzſchule der Staatsdiener eröffnete Möſern freundlichere Perſpektiven, die er dann auch mit Kraft und mit Liebe ausmahlte. Ich halte mich nicht dabei auf, theils weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen, theils weil ſie nur relative Endpunkte ſind, und von andern Endpunkten noch überboten werden. Ich meine nämlich, der Advokatenſtand habe einen ſelbſtſtändigeren und bedeutſameren Werth, als blos den, dem Staate von Zeit zu Zeit ſeine brauchbarſten Diener zu liefern. Dieſes wird ſich zwar von ſelbſt ſo machen, wo der Advokatenſtand die ihm gebührende Stelle im Staate einnimmt, aber doch iſt immer nicht das rechte Verhältniß hergeſtellt, wenn der geweſene Advokat zum Status eines Staatsdieners wie von der Staffel zum Thronſeſſel hinanſteigt. Vielmehr nahm der Advokat ſchon vorher einen Thronſeſſel ein; er wechſelte ihn blos mit dem des Staatsdieners, und wenn er irgend Anlaß dazu findet, ſo kehrt er von dieſem wieder zu ſeinem früheren zurück.

Möſer ſah das ganze Verhältniß doch noch zu einſeitig und zu beſchränkt an. Die Advokaten als Korporation, und die Advokaten als Pflanzſchule der tüchtigſten Staatsdiener — zwiſchen dieſen beiden Polen wirbelte ſeine Welt. Zwar hatte er in andern Aufſätzen ſeiner „patriotiſchen Phantaſien" recht hübſche Gedanken über Friedens- und Kriegsadvokaten u. dgl., aber das Uebrige verhüllte ſich ihm doch noch

Digitized by Google

in Schleiern. Nur ſtumme Hände wieſen, wie die Hände von Meilenzeigern, von den erreichten Punkten darauf hin. So in den Aeußerungen vom „großen Haß", „welcher in allen deſpotiſchen Staaten Denen von der Familie des Bartolus und Baldus bewieſen werde," und in der lebhaften Vertheidigung der Rechtsungelehrten als Urtheilſprecher in Kriminalſachen.

Möſer hatte mich indeſſen auf Frankreich und England hingewieſen, und damit war ſchon Viel gethan. Denn der Deutſche, der ſonſt ſo gerne in die Fremde ſieht, iſolirt ſich doch regelmäßig in ſeinen ſtaatlichen und öffentlichen Verhältniſſen. Lange dauert's, bis die Beiſpiele von außen auf ihn wirken, ja, bis ihm dieſes Außen nur als etwas mögliches Praktiſches in's Ohr klingt. England, Frankreich .... dahin alſo konnte ich nun meine Blicke wenden!

Ich machte mich bekannt mit den franzöſiſchen Anwaltskammern, mit den engliſchen Inns of courts. Ich durchging die mancherlei Wandlungen, welche die Geſetzgebungen Englands und Frankreichs ſeit den letzten fünfzig Jahren erfahren haben. Ich ſtieg noch höher hinan, und wenn ich dem engliſchen Verfahren den Vorzug größerer Achtung des Individuums, und alſo der Freiheit, geben mußte, ſo hatte doch das franzöſiſche Verfahren, bei der Gleichheit der oberſten Grundſätze mit dem engliſchen, den großen Einfluß voraus, welchen Nachbarſchaft und gemäße Wechſelwirkung unter den Völkern geben.

Vielleicht findet man auffallend, daß insbeſondere das franzöſiſche Gerichtsverfahren und deſſen Konſequenzen für den Advokatenſtand mir gelegentlich meiner Univerſitätsſtudien ſo unbekannt hatten bleiben können. Aber ich war zu einer Zeit Student geweſen, wo vielleicht keine Verszeile in Arndt's Liede: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" mit lebhafterem Ausdrucke geſungen wurde, als die Zeile:

„Wo jeder Franzmann heißet Feind."

Dieſen Haß gegen die franzöſiſche Nation hatte man damals in Deutſchland auch auf deren Inſtitutionen übergetragen. Es war die Zeit der jungen deutſchen Freiheit, eine Zeit, welche ich nicht ſchmähe, die aber bald hinter ſich ſelbſt zurückblieb. Sogar ſtabile Profeſſoren der Jurisprudenz huldigten ihr in ſo weit, daß ſie als Franzoſenhaſſer auftraten, und über das Wort Code vom Katheder herab ein albernes deutſches Calembourg riſſen. Warum auch nicht? Bemühten ſich doch die Regierungen, was franzöſiſch war, ſchnell aus dem gereinigten deutſchen Tempel hinauszujagen; beſonders aber die franzöſiſchen Inſtitutionen. Und das Volk ſprach Amen dazu.

In ſpäterer Zeit, in gereifteren Jahren, verſtimmt, aber auch

Digitized by Google

gebildet durch mancherlei Erfahrungen, hatte ich mich nun endlich denjenigen Gegenſtänden zugewandt, welche mir den gewünſchten Aufſchluß geben konnten. Wie ein Menſch, der in tiefer Grube und unter dunkelm Himmel nach deutlicherem Erkennen der ihn umgebenden Gegenſtände ringt, ſo hatte auch ich lange Zeit gerungen. Da waren von Möſer einzelne Sterne aus jenem dunkeln Himmel hervorgerufen, und zu Wegweiſern, zu Gefährten mir gegeben worden. Hab' ich wirklich durch Steine und Geſtrüpp den Weg aus der Grube gefunden, habe ich den Vollmond, die Wolken durchbrochen, habe ich die mächtigſten Geſtirne ihren Weg um mich wandeln ſehen, ſo iſt Dies das Verdienſt Möſer's. — —

Unterdeſſen beſchäftigte ich mich nach Kräften und Gelegenheit mit meiner Praxis. Sie unterlag mancherlei Wandlungen. In Bezug auf die Perſonen und die Sachen, im Einzelnen und in Gruppen. Die Letzteren ließen ſich wieder mehrfach eintheilen. So ſprach ich insbeſondere gerne von meinen himmliſchen Rubriken, oder — was gleichbedeutend war — vom Zodiakus, den meine Praxis durchwandelt habe. Nicht lange nachher nämlich, als ich Advokat geworden, warf mir ein kleines privilegirtes Gericht der Reſidenz eine Zeitlang ziemlich viel Arbeit ab. Es kam Dies daher, daß eine geweſene Magd meiner Eltern, ein recht hübſches Mädchen, den bei jenem Gerichte funktionirenden Amtsdiener geheirathet hatte, und daß Dieſer nun alle Mühe aufwandte, ſeinen Sprengel-Angehörigen mich zu juriſtiſchem Schutz und Trutz zu empfehlen. Späterhin trat meine Praxis, die ſo glücklich im Zeichen der heirathenden Jungfrau begonnen hatte, in Folge der Protektion eines alten Spezereikrämers in das Zeichen der Waage. Das Zeichen des Skorpion's brütete einige Vertheidigungsſchriften für offenbar unabſichtliche Uebertretungen der damals geltenden, weniger mit dem Zahn, als mit dem eingezogenen Schwanz heimtückiſch verwundenden Zollgeſetze aus. Einflußreich bewies ſich das Zeichen des Schützen, indem ich einer Forſt- und Jagdbehörde längere Zeit die von ihr abhängenden fiskaliſchen Prozeſſe führte; das Zeichen des Steinbock's durch das holländiſche Haus Steenbock und Kompagnie, für das ich eine Reiſe in Rechtsangelegenheiten unternehmen mußte; das Zeichen des Waſſermann's durch eine längere perſönliche Fehde mit einem Kollegen, den wir ſcherzweiſe den Waſſermann zu nennen pflegten, und das Zeichen der Fiſche in Folge einiger bedeutenden Fiſchdiebſtähle, wobei mich die beſtohlenen Bachbeſtänder gewiſſermaßen als ihren Brückenheiligen um Beiſtand angingen. Aehnliches könnte ich von den übrigen Zeichen meines advokatiſchen Zodiakus erzählen.

Digitized by Google

Denn ohne beſondere Mühe fügte ſich von Zeit zu Zeit das eine oder andere Ereigniß dem einen oder andern Himmelszeichen.

Aber auch in direkterer Beziehung zu meinen Klienten gingen meine Erfahrungen nicht leer aus. Ich fand viele Undankbare, und einige wenige Dankbare. Letztere regelmäßig in geringfügigen, leichten Sachen, aus dem, wie mir ſcheint, einleuchtenden Grunde, daß mehr das baldige und angenehme Ergebniß, als der längere und mühſame Weg dahin von den Recht- und Gnadeſuchenden in Anſchlag gebracht wird. Die Frauen habe ich immer für liebenswürdig gehalten, ſelbſt dann, wenn ſie meine Klientinnen waren, und in dieſer Eigenſchaft mich ein wenig plagten. Ich ſchrieb dieſen Umſtand ihrer geringen Kenntniß des Rechts und ſeiner oft ſo langweiligen Formen, ihrer Nervenreizbarkeit, und — allerdings ein eigenthümlicher Defenſionalgrund! — gerade ihrer Liebenswürdigkeit zu. Was die Schritte der Männer beflügelt, was ihre Herzen in lebhafteren Takt bringt, ſollte Das nicht auch eigentlich die Schritte eines lahmen Prozeſſes und einer Zwangsverſteigerung, die nicht kommen will, oder den Takt einer Auspfändung beflügeln müſſen? Wirkungslos ſich zu ſehen, kränkt immer; warum alſo nicht auch die ſchönen, zarten, holden, liebenswürdigen, ſanften Frauen, die ſonſt ſo ſchnell zu ſiegen vermögen, und deren Sieg problematiſch wird, wenn er nicht unverzüglich ſtattfindet? Gewiß, die Frauen haben Recht, ihre Advokaten zu plagen, und ich bin bereit, einer Jeglichen als Anwalt gratis zu dienen, welche von ihrem bisherigen Advokaten durch Wort oder Blick hören muß, daß ſie ihm mit Anfragen, gelinden Torturen, und antreibenden Billeten zu Viel thue.

Ich fand Menſchen, welche mir einen Prozeß antrugen, weil ſie mich für wohlhabend hielten, und Andere — ſie wollten einen Bedienten — welche aus demſelben Grunde an meiner Thüre vorbeigingen. Weil ich häufig geneigt war, zum Vergleiche zu rathen, faßte ſtellenweiſe das Gerede Platz, es käme mir auf einen Prozeß mehr oder weniger nicht an, und ich advozire nur zu meinem Vergnügen, — eine Nachrede, welche dem Advokaten faſt ſo nachtheilig iſt, als einem Lokalboten die Nachrede, er gehe nicht präzis. Weniger Geneigte aber zweifelten auf jenen Umſtand hin an meiner Geſchicklichkeit, an meinem Muth, an meiner Arbeitsluſt, an meinem „praktiſchen Blick.“ Und ſo verlor ich nicht ſelten ſchon Prozeſſe, die ich noch gar nicht übertragen bekommen hatte. Es mußten dadurch mancherlei Ausfälle in meiner — wenn ich ſo ſagen darf — präbeſtinirten Praxis entſtehen, die aber von Zeit zu Zeit, und namentlich aus den Reihen der Gegner, ſich wieder ergänzten. Nicht als ob ich die Letzteren durch unerlaubte

Digitized by Google

Gefälligkeiten oder gar durch noch Schlimmeres dazu beſtimmt hätte; nein, im Gegentheil, ich vergab meinen Klienten Nichts, ich war immer dem Gegner ſtreng auf dem Leibe, und verhüllten wie unverhüllten Leimruthen wußte ich ſtets eine kräftige, und ſelbſt eine derbe Antwort entgegen zu ſetzen. Aber Alles Das gewann mir gerade, war der ſchwebende Prozeß zu Ende, und war der Gegner ein redlicher und vernünftiger Mann, häufig einen Kunden.

Es würde mir leid thun, wenn man nach vorſtehenden Andeutungen meine Meinung über meine geſammte Klientel bemeſſen wollte. Nein, ich hatte und habe Klienten, mit denen ich im Lauf der Jahre auf einen wahrhaft freundſchaftlichen Fuß gekommen bin. Das Geſchäftliche wird im Beginn der Briefe ſchnell abgemacht, und dann geht es auf unſere Erlebniſſe, unſere Anſichten von Dem und Jenem über. Mancher Zypreſſenſtrauch vor neu entſtandenen Gräbern wird da ſanft zurückgebogen, um das neue Grab und die neue Wunde zu zeigen. Aber auch mancher luſtige Kranz, gepflückt auf der Wanderſchaft durch's Leben, fehlt nicht. Eben ſo wenig fehlen Beileid und Beifreud' von der andern Seite. Es iſt ein herzliches Nehmen und Geben, allerdings in's Tempo gebracht, welches der Gang, das gerade vorliegende Material des Geſchäfts, erfordert. Es iſt ein Händeſchütteln und Händereichen über verwandelte oder abgelöste Zehnten und dgl. mehr, aber während man die Hände ſchüttelt und reicht, hat man die Zehntenangelegenheit vergeſſen.

Die Natur der Sache bringt es mit ſich, daß dieſe Oaſen im Geſchäftsleben des deutſchen Advokaten weniger in ſeinem eigentlichen prozeſſualiſchen Thun und Treiben, als in den Adminiſtrationen, die er führt, vorkommen. Ein Prozeß nimmt immer zu viel für ſich in Anſpruch, in Korreſpondenz und Intereſſe; er läßt zwiſchen Klient und Advokat kaum noch ein anderes Verhältniß aufkommen. Man iſt erwartungsvoll, geſpannt, unruhig; man treibt zum Ende, oder wird dazu getrieben. Auch iſt da der Punkt der möglichen Verurtheilung in die Koſten, oder einen Theil derſelben, und deren Abforderung vom Klienten ſtörend, während es bei Adminiſtrationen regelmäßig nur die erſte Verabredung gilt, und dann das Honorar in der Rechnung ohne weitere Bemerkungen ſtill und leiſe zum Abzug kommt. Ganze Lebensläufe meiner Klienten könnte ich aus ſolchen Briefen aufſtellen, und ſie würden dann die Hälfte des Goldrings herzlicher Anhänglichkeit bilden, deſſen andere Hälfte, als Briefe, von mir geſchrieben, in den Händen meiner Klienten ſich befindet.

Es gibt Etwas im Menſchen, was ſich unverändert von ſeinen blonden oder braunen Haaren auf ſeine weißen Haare vererbt. Es iſt

dies die Neigung und ſelbſt das Talent, die Fehler Anderer leicht herauszufinden. Und ſo hatte ich denn einen entſchiedenen Haß gegen die Suada, die lockt, und den trotzigen Muth, der alle Prozeſſe gewinnt. Ich war geneigt, dem *Arzte* eine gewiſſe Charlatanerie nachzuſehen, aber niemals dem *Advokaten*. Einem Arzte gegenüber kann ſeine eigene Wiſſenſchaft den Charlatan ſpielen; er kann der Verführte ſeyn, ſo gut als der Verführer. Anders der Advokat. Seine Wiſſenſchaft iſt ganz poſitiv. Er muß bald in Erfahrung gebracht haben, daß die Thatſachen ſich bei einer Prozeßführung unter der Hand ändern, daß alle Beweisführungen mehr oder minder großen Schwierigkeiten unterliegen, daß insbeſondere der Eid, als letztes Beweismittel, eine mißliche Waffe iſt, daß die Subſumtion der Thatſachen unter die geſetzlichen Normen, mit andern Worten: *die Rechtsfragen*, ſehr oft verſchiedenartig behandelt werden, daß jeder Prozeß für den Prozeßführenden ein Unglück iſt, und daß, ſelbſt beim günſtigſten Ausgange der Prozeſſe in der Hauptſache, durch's Unterliegen im Zwiſchenverfahren oder durch Koſtenkompenſationen, auch dem gewinnenden Theile ſehr anſehnliche Nachtheile erwachſen können. Ich meine, daß unter dem Gewichte ſolcher Erfahrungen jener trotzige Muth eigentlich ganz unmöglich ſey. — Nicht weniger erregte meine Galle, wenn ich von Advokaten hören mußte, welche als prozeſſualiſche Muſterreiter und Eckenſteher ihre Dienſte anboten, oder für ſich kolportiren ließen. — Verhaßt war mir jene Behandlung der Prozeſſe, welche Thatſachen in Abrede ſtellt, die doch wahr ſind, und zwar (wenn ich nicht noch Schlimmeres unterſtellen ſollte) auf die Hoffnung hin, daß der weitere Verlauf, vielleicht ein Verſehen des Gegners beim Führen des Beweiſes oder dgl., aus ſolchem Verfahren doch noch einige *prozeſſualiſche* Vortheile abwerfen würde. — Ich zürnte endlich dem Anwalte, der nicht ſeine Stellung wahre, zum Mäkler herabſinke, oder, durch den Ankauf ſtreitiger Forderungen und dgl., zum Spekulanten oder Mitſpekulanten von Juden und Judengenoſſen.

Wenig iſt ſo niederſchlagend in der Welt, als die Bemerkung, daß, indem wir Andere oder gar ganze Zuſtände zu reformiren uns bemühen, die Reform unſer ſelbſt nicht beſonders vorwärts will. Gerade Das ergab ſich aber bei mir. Ich hatte bald eingeſehen, daß die Führung der ſogenannten Bagatellſachen das Anſehen des Advokatenſtandes untergrabe, und doch *wollte*, oder, weil Dies beſſer lautet, *konnte* ich mich nicht ganz von ihnen los machen. Ich nahm nicht ſelten Prozeſſe an, ohne mir diejenige *genaue* Kenntniß von ihnen zu verſchaffen, welche der ſchimmernde Quinctilian verlangt. Ich ertappte mich ſogar einigemal, daß ich nicht abgeneigt war, gegen Urtheile, die ich für ganz gerecht

Digitized by Google

hielt, Rechtsmittel einzuwenden und einzuführen. Der Verurtheilte war nämlich in Geldverlegenheit, er wünſchte Nachlaß oder doch Friſt, und der Gegner zeigte ſich wahrſcheinlich geneigt, bei alsbaldiger Zahlung oder förmlicher Anerkennung ſeiner Forderung ihm das Eine oder Andere zu gewähren. Da war nicht unintereſſant, zwei oder drei Monate lang den Fabius Cunctator zu ſpielen. Sodann fand ich von jeher in der rückſichtsloſen Unterſtützung Deſſen, was ich für recht erkannt hatte, eine der Hauptaufgaben meines Standes. Das **impavidum ferient ruinae** des Horaz galt mir da als Richtſchnur. Der Unter=Richter hatte gefehlt, der Kommiſſär, das Mittelgericht, das Obergericht hatte gefehlt, — lebte die eine oder andere Ueberzeugung in mir, dann ſprach ich ſie auch ungeſcheut aus. Meine Feder, ſonſt gutmüthig, ſchrieb dann ſcharf und ſchonungslos. Beſonders in Kriminal= oder überhaupt in Unterſuchungsſachen geſchah Das. Vorhalte, die, wie ſpäterhin der Inquirent elegant ſich ausdrückte, auf einem Irrthum beruhten, Suggeſtivfragen, üble Behandlung des Angeſchuldigten, namentlich wenn er zugleich in Haft war, kurz, alle großen und kleinen Hilfsmittel einer ſchlauen oder gewaltſamen, immer aber einer unrechtlichen Unterſuchungsmethode, trieben mir das Blut nicht blos in den Kopf, ſondern auch in die Fingerſpitzen. Ich ſchrieb von Indignation, von Grauſamkeit, von Barbarei. Denn hatte ich nicht die Aeußerung Ulpian's geleſen: Es gebühre dem Prokonſul, nachſichtig, duldſam gegen die Advokaten zu ſeyn? (**Circa advocatos patientem esse Proconsulem oportet**). Hatte ich nicht in die ſchönſten Sentenzen gebracht gefunden, daß Muth und Freimüthigkeit dem Advokaten zur Zierde gereichten? Aber bei Ulpian's Aeußerung war von mir überſehen worden, daß der Prokonſul jene Nachſicht und Duldſamkeit mit *Verſtand* (**cum ingenio**) gegen die Advokaten üben ſolle, alſo, *daß ſie ihm nicht über den Kopf wachſen* (**ne contemptibilis videatur**). Die Folgen meiner Schreibart blieben nicht aus. Erſt Verweiſe, dann Geldſtrafen. Mit Mühe entging ich der Kaſſation. Alſo legte ich meiner Feder Zaum und Gebiß an, und ſchwieg manchmal lieber, wo ich, meiner Ueberzeugung gemäß, laut hätte reden ſollen. Daß mein Gewiſſen mit dieſem Produkte meines Verſtandes unzufrieden war, brauche ich kaum hinzuzufügen.

Der Profeſſor Geſterding in Greifswalde iſt der Anſicht, ein Advokat könne eine zweifelhafte Sache nur dann führen, *wenn er ſie als Richter für ſeinen Klienten entſcheiden* würde. Aber kommt denn ſo gar Nichts darauf an, ob ein Klient auch Recht *im Sinne der Moral* habe? Bei der Unmöglichkeit, die poſitiven Geſetze den

Digitized by Google

Intentionen der göttlichen Gerechtigkeit anzupaſſen, ſcheint mir dieſe Frage nicht blos in Zweifelsfällen wichtig. Oder will man behaupten, die göttliche Gerechtigkeit ſey ein potenzirter irdiſcher Richter, der, vermöge ſeiner Allwiſſenheit, von Beweisführungen abzuſehen im Stande ſey, und außerdem nichts Beſſeres zu thun wiſſe, als irgend einen Koder in ſeinem ſtarren, ſteifen, und erſtorbenen Schematismus, in ſeinen trockenen Subſumtionen des Falls unter's Geſetz, in Anwendung zu bringen? Ein hartherziger Vater, ein eigennütziger Vormund, ein habſüchtiger Wucherer, ein Ehegatte, der ſeine Frau mißhandelt, ein eidesbrüchiger Wollüſtling, können nach dem poſitiven Recht oder gar nach formell gültigen Beweiſen, welche ſie zur Hand haben, den Prozeß, den ſie beginnen wollen, ſehr wahrſcheinlich gewinnen müſſen; — wird aber der Advokat ihnen dieſen Sieg *gönnen*? Wenn der *Richter* der Sklave der Geſetze iſt, und vielleicht ſeyn muß, iſt auch der *Advokat*, wenn es um Uebernahme oder Ablehnung einer Rechtsſache ſich handelt, dieſer Sklave? Soll er hier nicht ſeinem Gefühl, ſeinem Herzen, ſeiner moraliſchen Ueberzeugung ein größeres Gewicht beilegen, als Formen, die in der Reihe ſind, und Formeln, die oft weniger vom Geiſt, als vom Ungeiſt feſtgeſetzt ſcheinen?

Welchen Zwecken hätte der Advokat oft zu dienen, wenn er blos der trockenen Theorie Geſterding's und anderer Juriſten ſich anſchlöße? Egoiſtiſchen, ſchlechten, niederträchtigen. Die Wagſchale des Rechtes verſtattet dem Gewichte der Moral kein Recht des Ausſchlags, und der Advokat, wenn er das *Recht* erſtreitet, hat oft auf dem Felde der *Moral* gleichzeitig eine Niederlage erlitten. — Ich muß mir das Zeugniß geben, daß bei der Uebernahme meiner Prozeſſe dieſe Rückſichten mir niemals fremd waren, obgleich ich auch oft die Schwierigkeiten einer ſolchen *moraliſchen* Gold- und Silberprobe der Prozeſſe mir eingeſtehen mußte. Regelmäßig überwog in ſolchem Falle Cicero's: „Denn es iſt mir weder erlaubt, noch iſt es redlich, daß ich meine Mühe zur Erleichterung der Gefahren der Menſchen nicht verwende." (**Neque enim jam mihi licet, neque est integrum, ut meum laborem hominum periculis sublevandis non impertiar**). Noch weniger bedenklich aber war ich in *Kriminal*ſachen. Mignet nennt das Ableugnen der Thatſachen „das natürliche Recht jedes Angeklagten," und billiger Weiſe kann man es ihm auch nicht ſtreitig machen. Hier, oder bei wirklich einbekannter Schuld, muß alſo der Advokat ſchon zufrieden ſeyn, das Vorhandenſeyn einer *kleineren* Schuld ſeines Klienten, entweder an ſich oder durch das Vorhandenſeyn von Milderungsgründen,

und hiernach die Nothwendigkeit einer geringeren Strafe für Denſelben dem Richter nachzuzeigen.

Inmitten dieſer mannigfaltigen Beobachtungen und Erwägungen ſehnte ich mich manchmal ſchmerzlich nach einer neuen Einrichtung der Jurisprudenz in Deutſchland in ihren oberſten Grundſätzen, und damit verbundenen Umgeſtaltung der Verhältniſſe des deutſchen Advokatenſtandes. Dieſe Sehnſucht enthielt auch, meiner Meinung nach, durchaus nichts Unbeſcheidenes oder Unmögliches. Ich wollte den Genius der Zeit keinen Zauberſtab in die Hand nehmen ſehen, welcher unbedingt Alles gut mache, die Umſtände und die Menſchen. Ich wollte nicht, daß er, mitten aus mangelhaften Dingen und Zuſtänden heraus, unſere Jurisprudenz nehme, und ſie zu einer abſoluten Vollkommenheit heranbilde. Aber ich war überzeugt, daß im Advokaten-, im Richterweſen, kurz, im Prozeſſe, ſehr Vieles anders in Deutſchland ſeyn könne, ohne in verlorene Paradieſe zu ſtreifen, und ſehr Vieles anders in Deutſchland ſeyn müſſe, wenn wir des Kulturgrades nicht unwürdig werden wollen, welcher über der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — wie ein holdprangender Regenbogen über einer mannigfach reizvollen Gegend — ſteht.

Dieſe Sehnſucht, dieſe Beſtrebungen waren eigentlich ein neues Aufbrechen meiner alten Wunden. Sie hatten nur etwas Poſitiveres, die Gegenwart Be- oder Ergreifenderes. Was ich über das franzöſiſche und engliſche Gerichtsverfahren, und die Stellung der dortigen Advokaten erlernt, war mir dabei der nächſte Anhaltspunkt; aber die lebendige Anſchauung jener, der Theorie nach gewiß anlockenden Einrichtungen fehlte mir noch, und theils alberne, theils in fett gewordener Gewohnheit faſt erſtickte, immer aber leidenſchaftliche Stimmen von der andern Seite, zeigten ſich fortgeſetzt bereit, mir die kaum errungenen Früchte wieder zu entziehen, oder doch zu verkümmern.

Um dieſe Zeit unternahm ich eine Reiſe den Rhein hinab bis Holland. Halb Geſchäfts- und halb Vergnügungsreiſe, konnte ich überall lange genug verweilen, um die Berge und Burgen zu beſteigen, und am mannigfaltigen Treiben einer lebensfrohen und aufgeweckten Bevölkerung mich zu ergötzen. Ich kam auch nach Mainz.

Noch ziſchte und brauste das Dampfboot im Hafen, als ich, den Trägern meiner Effekten folgend, langſam durch die Stadt nach dem Gaſthofe mich verfügte. Viele Menſchen begegneten mir. Es waren Menſchen jeden Standes, die meiſten aus dem begüterten Bürgerſtande, oder Vornehme. Ich erkundigte mich, wohin? und da man mir ſagte, daß im Juſtizpallaſte heute vor den Geſchwornen ein Rechtsfall zur

Digitized by Google

Aburtheilung komme, welcher durch die Perſönlichkeit des Angeſchuldigten in der Stadt viele Theilnahme errege, ſo ſandte ich meine Effekten in's Gaſthaus voraus, und verfügte mich ebenfalls in den Juſtizpallaſt.

Welch hoher, ſchöner, geräumiger Saal ſprach mich da an! Auf den Tribünen und im Saale ſelbſt hinlänglich viel Raum für die Zuhörer. Auf der einen Seite des Saals, und zwar etwas erhöht, die Sitze des Gerichts, rechts von dieſen die Sitze der Geſchworenen, links, den Geſchworenen gegenüber, der Sitz des Angeſchuldigten. Etwas tiefer, in der Mitte, der Sitz der Advokaten. Für die Zeugen war ebenfalls eine Bank vorgeſehen.

Viele Zuhörer befanden ſich bereits im Saale, andere ſuchten noch Plätze zu gewinnen. Es war ein lebhaftes, und doch anſtändiges Treiben; lauter Erwachſene, im Saale meiſt Männer, auf der Tribüne mehr Frauen. Man unterhielt ſich, man ſprach von der cause, die vorkomme. Endlich ſchien der Saal nicht mehr aufnehmen zu können; dieſes Gedrängtſeyn, dieſes Stehenmüſſen hatte ſein Läſtiges, aber man trug es gerne, theils weil man Lohnenderes erwartete, theils weil ſo viele Andere es ebenfalls tragen mußten.

Das Gericht hatte Platz genommen. Eben ſo der Staatsprokurator und die Geſchworenen. Der Advokat des Angeſchuldigten befand ſich an ſeinem Tiſchchen, noch einige wenige Papiere ordnend, und dann gerüſtet, gefaßt. Eine Seitenthüre öffnete ſich, und der Angeklagte, ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, erſchien ungefeſſelt, anſtändig gekleidet, und nur von einem Gendarmen gefolgt, der hinter ihm Platz nahm. Der Präſident des Gerichtshofes fragte den Angeklagten nach ſeinem Namen, ſeinem Alter, ſeinem Gewerbe, ſeinem Wohn- und Geburtsorte. Der Angeklagte antwortete leicht und feſt. Dann erfolgten Vermahnungen des Präſidenten an den Advokaten des Angeklagten, daß er Nichts gegen ſein Gewiſſen oder gegen die den Geſetzen ſchuldige Achtung vorbringen dürfe, und daß er ſich mit Anſtand und Mäßigung auszudrücken habe. Vermahnungen des Präſidenten an die Geſchworenen, „ſich zu entſcheiden nach den Belaſtungsgründen und den Vertheidigungsmitteln, nach ihrem Gewiſſen und ihrer innigſten Ueberzeugung, mit der Unparteilichkeit und Feſtigkeit, die einem braven und freien Manne geziemen," folgten. Hierauf ging die Beeidigung der Geſchworenen, eines jeden einzeln, vor ſich. Ich verweile nicht bei der Verleſung des Anklageakts, welche mit lauter Stimme durch den Gerichtsſchreiber erfolgte, den Entwicklungen des Staatsprokurators, der Verleſung der Zeugenliſte, dem Zeugenverhör. Aber ich kann nicht lebhaft genug den Eindruck ſchildern, den die allmählige Entwicklung dieſes prozeſſualiſchen

Digitized by Google

Drama's auf mich machte. Wie die Fäden des Verfahrens, ſich gegenſeitig vervollſtändigend, hinüber, herüberzogen: bald als Fragen des Präſidenten an die Zeugen, theils aus eigener Bewegung, theils auf Anregungen des Angeklagten oder ſeines Advokaten erhoben, bald als Fragen der Richter, des Staatsprokurators, der Geſchworenen, bald durch's Vorlegen der auf das Vergehen bezüglichen Stücke u. ſ. w.

Der Angeklagte hatte ſich eine Fälſchung zu Schulden kommen laſſen; Das ging, mochte er auch noch ſo ſehr ein Anerkenntniß zu vermeiden oder die Konſequenzen ſeines Anerkenntniſſes zu vernichten bemüht ſeyn, und abgeſehen von den gegen ihn vorliegenden triftigen Beweiſen, aus ſeiner ganzen — geiſtigen und körperlichen — Haltung hervor.. Auch die Bemühungen des Advokaten des Angeſchuldigten konnten unter dieſen Umſtänden nicht ſehr erfolgreich ſeyn. Aber man bedauerte ſeinen Klienten in ſo weit, als dieſer durch unglückliches Spiel in einer jener privilegirten, mit Seide- und Goldtapeten ausgeſchmückten Mörderhöhlen zur Fälſchung veranlaßt worden war, und das menſchliche Herz mit Recht geneigt iſt, in ſolchem Fall außer dem Thäter auch den Staat zu verdammen, und dem letzteren ſogar die größere moraliſche Schuld zuzuwälzen.

Mit kräftiger, anſprechender Stimme, gewandter Dialektik, und vorſorglich die Milderungsgründe des Vergehens den Geſchworenen warm an das Herz legend, hatte der Advokat ſeinen Vortrag geendigt. Der Staatsprokurator verzichtete auf die Replik, und der Präſident erklärte darauf die Verhandlungen für geſchloſſen. Noch ein kurzes Reſumé des Präſidenten; ein Aufmerkſammachen der Geſchworenen auf die hauptſächlichſten Beweiſe für oder gegen den Angeklagten; eine Erinnerung an die Verrichtungen, welche ſie zu erfüllen haben; ein Stellen der Fragen, zu deren Beantwortung ſie nun ſchreiten müſſen.

Der Angeklagte wurde aus dem Saale abgeführt, und die Geſchworenen begaben ſich auf ihr Zimmer, um dort zu berathen und zu beſchließen. Der Inhalt des Beſchluſſes konnte, nach Lage der Sache, unmöglich zweifelhaft ſeyn; aber dennoch wehte eine tiefe Stille durch den Saal, welche kaum da oder dort durch leiſes Flüſtern unterbrochen wurde. Auch dieſes leiſe Flüſtern verſtummte, als die Geſchworenen, nach viertelſtündiger Berathung, wieder in den Saal traten, und nun der erſte der Geſchworenen, die Hand auf das Herz legend, und beginnend mit den Worten: „Auf meine Ehre und mein Gewiſſen, vor Gott und vor den Menſchen, der Ausſpruch der Geſchworenen iſt", dieſen verkündigte. Er lautete auf Schuldig. Der Angeklagte, wieder vorgeführt, erfuhr durch den Gerichtsſchreiber den Ausſpruch der Ge-

Digitized by Google

ſchworenen. Zernichtet, weinend, außer ſich, fiel er nieder auf ſeinen Sitz. Der Staatsprokurator trug bei dem Gerichtshofe auf Anwendung des Geſetzes an. Denn die Geſchworenen hatten nun ihre Miſſion vollendet; die Thatſachen, worauf es ankam, waren durch ihren Ausſpruch feſtgeſtellt, und die Richter hatten nun zu prüfen, ob die Thatſachen ein Verbrechen enthielten, und welche Strafe für ſie im Geſetze vorgeſehen ſey. Auch dieſe Fragen unterlagen wenigen Bedenken; das Gericht fand nicht einmal nöthig, ſich zu ihrer Berathung aus dem Saale in ſeine Zimmer zurückzuziehen, ſondern der Präſident, nach leiſer Berathung, verkündigte mit lauter Stimme, in Gegenwart des Publikums und des Angeklagten, das Erkenntniß. Man kann ſich denken, wie es auf den Letzteren einwirkte. Mehrere Jahre Zuchthaus ſind für einen jungen Mann von Bildung, von Hoffnungen für das Leben, und von noch nicht erſtorbenem Ehrgefühle etwas Fürchterliches. Der Gerechtigkeit war nun Genüge geſchehen. Alſo ermahnte der Präſident würdig und väterlich den fortwährend in Thränen zerfließenden Angeklagten — jetzt Verurtheilten — zur Ergebung in ſein Schickſal und zur Standhaftigkeit. Gefolgt vom Gendarmen, wankte der Verurtheilte in ſeine Zelle ab. Das Gericht ging auseinander. Die im Saal verſammelte Menge verlief ſich. — —

Aus ſchon erwähnten Gründen hatte ich mich als Studioſus der Rechtswiſſenſchaft einzig auf deutſchen Kriminal- und Zivilprozeß beſchränkt. Nicht weniger that's die verehrliche Fakultät bei meinem Examen. Denn ich gehörte mit Urſprung und Heimath der rechten Seite des Rheins an, und zwar einem Fleckchen derſelben, welches ſich — damals zu ſeiner Ehre — mit Wall und Graben gegen die Napoleon'ſche Geſetzgebung abgeſchloſſen gehabt hatte. Auch das praktiſche Leben — was man ſo praktiſches Leben nennt — war in jenen Beziehungen durchaus nicht giebig, und erſt die mancherlei Irrgänge, die Blumenleſen zu Gunſten der Advokaten und des Advokatenſtandes, brachten mich auf eine Spur, von welcher, bei beſſerer Leitung meiner Studien, ich hätte ausgehen ſollen. Dabei gewährten ſie mir eine angenehme Unterhaltung, und waren auch in ſo fern für mich nicht ohne Nutzen, als eine Geſchichte, und insbeſondere eine Kulturgeſchichte meines Standes, ungeſucht ſich damit verknüpfte. Meiner Bekanntſchaft mit Möſer's Schriften und der Folgen dieſer Bekanntſchaft iſt von mir Erwähnung geſchehen. Aber leider blinkten dieſe Folgen mich nicht wie reines, gediegenes Gold an; ich mußte ſie erſt losſchälen aus fremden Sprachen, oder losklopfen aus dem Steine angewöhnter Begriffe, oder loswickeln von den nachtheiligen Urtheilen der Gelehrten. Dieſes letztere war

Digitized by Google

noch das ſchwierigſte. Denn wenn ich auch nicht ſelten Anlaß fand, über den allzu großen Eifer der bis an die Zähne gepanzerten Myrmidonen zu lachen, ſo entzieht ſich doch Niemand leicht dem Erfolge einer gewiſſen methodiſchen und ſyſtematiſchen Behandlung, überhaupt einer gewiſſen Wiſſenſchaftlichkeit. Und ſo kam es, daß ich ſtellenweiſe in Irrthümern verharrte, oder von Irrthümern Anderer mich verwickeln ließ, wo ein Loslöſen davon ſo leicht hätte ſeyn müſſen.

Späterhin hatte der Eifer der Gelehrten etwas nachgelaſſen, weniger aus geringerer Abneigung, als weil ihre Fahne nicht beſonders ſiegvoll geweſen, und die öffentliche Meinung, (ſogar im Schoße der Jurisprudenz ſelbſt, und durch gewichtvolle Stimmen vertreten), im Allgemeinen für die neuen Inſtitutionen in die Schranken getreten war. Zugleich konnten nun die Gelehrten um ſo mehr feiern, da mächtigere Antipathien den Faden aufgenommen, und vom Felde juriſtiſcher oder philoſophiſcher Dialektik auf das Feld der Politik geleitet hatten.

Im früheren Verlaufe dieſer Darſtellung iſt ſchon von mir erwähnt worden, daß jene urſprünglich deutſchen Inſtitutionen nur unter Mühen und Beſchwerden den alten Boden, dem ſie entſproſſen ſind, wieder fanden. Ich verglich ſie dort mit Bäumen, die im Mutterſtamme erſtarben, und als im Auslande erkräftigte und ausgebildete Zweige zurückkehren. Ich hätte ſie auch mit Königen vergleichen können, welche der Gewalt des Uſurpators — des römiſch-kanoniſchen Rechts — zu weichen gezwungen worden. Noch hat der Uſurpator den größten Theil der Heimath inne, und Acht und Bann hängt noch über dem Haupte des einheimiſchen, verjagten Königs. Von hohen und tiefen Zinnen ſind Geſchütze auf ihn gerichtet: wo er die Herrſchaft wieder erlangt hat, iſt ſie fortwährend bedroht, und wo er noch als Fremdling um gaſtliche Aufnahme fleht, da ſtößt er auf Zweifel oder auf Widerſtand. Der König zeigt auf die Zierrathen ſeiner Krone: den klaren Diamant der Oeffentlichkeit, den kräftig ſtrahlenden Rubin mündlicher Verhandlung, die Roſette häufigerer Anwendung kollegialiſcher Gerichte, die ſtolze, ſcharfe Zackenreihe richterlicher Unabhängigkeit, den friſchen, zwölfblätterigen Eichenzweig der Geſchworenen. Aber vergebens. Nur kleine Konzeſſionen erfolgten da und dort, der weitere Erfolg iſt ungewiß, und ſteht ſelbſt in trüber Ferne.

Wie die Formen der Wiſſenſchaft, ſo auch die Macht und der erklärtere Wille des Stärkeren: beide gewinnen den Dritten, und wenn auch nicht ſeine Ueberzeugung, ſo doch ſein Schweigen. An's Schweigen aber knüpft ſich Gleichgültigkeit, Theilnahmloſigkeit, Stillſtehen. Was Wunder, daß bei dieſer Sachlage, und von mancherlei andern Geſchäften

Digitized by Google

umdrängt, mich ein großer Theil jener Irrthümer fortgeſetzt feſt hielt, und, bei allen Paradieſesfreuden ganzer Körbe voll friſch abgepflückter Erkenntniß, doch auch eine ganze Legion kleiner und großer Schlangen fortgeſetzt mich peinigte!

Dahin zähle ich, daß ich unter Mündlichkeit des Zivilverfahrens nicht viel mehr, als eine Reihe mündlicher Verhandlungen, mit völliger Verachtung und Vernichtung des geſchriebenen Worts verſtand, während doch den eigentlichen mündlichen Verhandlungen eine Mittheilung der Klage und der Einwendungen, und Deſſen, was für beide ſprechen dürfte, in ſchriftlicher Form zwiſchen den Parteien vorausgeht, ja, unter Umſtänden dem Gerichte bei Fällung ſeines Urtheils ebenfalls zur Prüfung vorliegt. Die Mündlichkeit des Strafverfahrens gab ſchon weniger Anlaß zu Mißverſtändniſſen. Denn es war klar, daß da dem Akte der mündlichen Verhandlung gar Manches vorausgehen mußte: Erhebung des Thatbeſtandes, Vernehmung des Angeſchuldigten und der Zeugen, Feſtſtellung der gegen und für jenen ſprechenden Umſtände. Was die Oeffentlichkeit betrifft, ſo hatte ich bis dahin der Anſicht gehuldigt, daß Prozeſſe und ſelbſt Kriminalprozeſſe, öffentlich behandelt, häufig ohne Nutzen, nicht ohne Bedenken, und jedenfalls ſehr ſchwer einzurichten wären. Ich ſchied und theilte da alſo, und bedachte nicht, daß die meiſten dieſer Scheidungen und Theilungen Wurzel und Stamm des Inſtituts der Oeffentlichkeit in ihren innerſten Faſern bedrohen. Nur wo erklärt ſkandaloſe Dinge zur Sprache kommen, verlangt ein anderes, gleich wichtiges Geſetz der bürgerlichen Geſellſchaft, als das möglichſter Oeffentlichkeit, nämlich das der Sittlichkeit, Verhüllung.

Nichts konnte meinen etwas apathiſcher gewordenen Anſichten kräftiger zu Hilfe kommen, als die Verhandlung, deren Zeuge ich heute geweſen war. Welche traurige Rolle hätte ich, der deutſche Advokat, in dieſem Kriminalprozeſſe geſpielt! Nach vielleicht jahrelanger Haft meines Klienten wäre mir vergönnt worden, eine oder mehrere Unterredungen mit demſelben zum Zweck der Vertheidigung zu pflegen, aber, wohl gemerkt, im Beiſeyn deſſelben Richters, der gegen ihn inquirirte, und der ihn disziplinär in ſeiner Gewalt hat. Alsdann (hier wie in andern Fällen) Abfaſſung der Vertheidigungsſchrift, etwa nach bewirkten Ergänzungen der Unterſuchungsakten. Iſt die Vertheidigungsſchrift eingereicht, dann ſteht dem Advokaten kein Einfluß mehr auf die Sache zu; ja, ſelbſt vorher hatte er keinen rechten, keinen lebendigen darauf gehabt. Nun werden Referent und Korreferent thätig. Sie verfaſſen ihre Aktenauszüge, ihre Gutachten. Im verſchloſſenen Saale werden dieſe abgeleſen,

Digitized by Google

und den Advokaten geht die Möglichkeit ab, neu auftauchende Bedenken der Richter, welche zugleich die Staatsprokuratur vertreten, zu beſeitigen. Hat das Gericht die Strafe für den Angeklagten gefunden, dann erwägt es auch wohl, ob der Advokat in ſeinen Ausführungen den Reſpekt nicht verletzt habe, oder ob er in ſeinem eingereichten Skriptum nicht zu weitläufig geweſen ſey. In jenem Fall: Verweis, Geldſtrafe; in dieſem: Reduktion ſeines Deſervitanſatzes. O, ſo die zweite und dritte Etage einer gerichtlichen Prozedur in ihren Endreſultaten abzugeben, muß für Advokat und Stellung des Advokatenſtandes von der erquickendſten Wirkung ſeyn!

Dann kommt die Urtheilspublikation. Der deutſche Advokat darf dabei ſeyn. Aber das urtheilſprechende Gericht, welches ohnedies niemals vom Angeklagten eine perſönliche Notiz nahm, hat ſich davon zurückgezogen. Der Advokat wird aufgefordert, Platz zu nehmen; die Vorführung ſeines Klienten erfolgt; irr, und mißtrauiſch, und fremd ruhen deſſen Blicke auf dem Advokaten; denn welche Bürgſchaft hat er für deſſen wohlangewandte, aber vielleicht vergebliche advokatiſche Thätigkeit? Der Unterſuchungsrichter winkt dem Aktuar, der ſeinen ſchlechteſten Rock anhat, und der Unterſuchungsrichter, der bis dahin Tabak geraucht hat, legt vielleicht jetzt die Pfeiſe aus der Hand. Das Urtheil fällt für den Angeklagten günſtig oder ungünſtig, oder keines von beiden aus, denn der Deutſche hat in ſeinem Strafkodex drei Geſchlechter, und was **generis neutrius** iſt, heißt Abſolution von der Inſtanz. Wie aber auch das Urtheil falle — jene warme Stellung, die das öffentliche Verfahren dem Advokaten gibt, jenes Gefühl des zur Seite Seyn's, jene Ueberzeugung, das Mögliche gethan zu haben, ſind eingedürrt in den Formen eines engen, kleinen, ungenügenden Verfahrens. Völlige Freiſprechungen finden da ſeltener ſtatt, und mit ihnen die ſchönſten Freuden des Anwalts, wenn ein Klient, den er lieb gewonnen, den er perſönlich hoch ſchätzt, an ſeine Bruſt fliegt oder ihm die Hand drückt.

Wie im Kriminalprozeſſe, ſo im Zivilprozeſſe. Auch da tritt, nach geſchloſſener ſchriftlicher Verhandlung, der Advokat vor die Gerichtsſchranken. Aug' in Aug' mit dem Richter, ſchreitet, ſucht, fliegt ſein geſprochenes Wort; wo es nachdrücklich tönen ſoll, iſt es wirkſamer, als hundertfach unterſtrichene Zeilen, wo es erleuchten, nachzeigen, beweiſen ſoll, thut es Dies mit mehr Erfolg, als die gefeilteſte Deduktion, und wo es zum Herzen ſprechen ſoll, hat es gar keinen denkbaren ſchriftlichen Vertreter. Die Abhör der Zeugen, die Feſtſtellung des ganzen Beweisverfahrens geſchieht in Anweſenheit und unter der unmittelbarſten Einwirkung des Advokaten. Durch die Oeffentlichkeit aber

Digitized by Google

hat der Advokat nicht blos die Richter und Partien zu Zeugen ſeiner Thätigkeit, ſeiner zweckmäßigen Behandlung, ſeiner Beredſamkeit, ſeiner Geſchicklichkeit, ſondern jeden Rechts- und Geſetzeskenner im Volke, das ganze Auditorium. Die Frucht, die der Advokat öffentlich ausgeſtreut hat, erntet er auch öffentlich ein: als Achtung der Richter, als Dank ſeines Klienten, und als Anerkenntniß ſeiner Mitbürger. Aber dieſe Anerkenntniß, dieſe öffentliche gute Meinung von ihm iſt auch dem Advokaten die ſicherſte Garantie einer durch ihn geübten wirkſamen Kontrole des Richteramtes, und der feſteſte Panzer gegen Willkührlichkeiten oder Leidenſchaftlichkeiten des Gerichts. Das freie Wort, die öffentlich ausgeſprochene Meinung des Advokaten zu beengen, zu beſtrafen, wird es nicht leichthin und ohne genaue Prüfung den Entſchluß faſſen; und faßt es ihn, iſt er vielleicht unbillig, vielleicht gar ungerecht, dann hat der Advokat in der Meinung des Publikums einen Schutz, einen Troſt. Ich weiß, daß der Präſident eines Gerichtshofs, wobei öffentliches Verfahren gilt, in Ruheſtand verſetzt werden mußte, weil die Advokaten, in Folge unwürdiger Behandlung durch denſelben, nicht mehr vor ihm plaidiren wollten. Wäre ein Aehnliches bei einem Gerichtshofe mit geheimem Verfahren möglich geweſen?

Auch Lehrer, Bildner des Volks iſt beim öffentlichen Verfahren der Advokat; wie Frühlingswind oder Sturm trägt ſein Wort den befruchtenden Staub umher, und Keime rechtlicher oder politiſcher Ueberzeugungen entwickeln ſich da, wo ſonſt nur für immer ödes Geſtein geweſen wäre.

Die Rechtsöffentlichkeit iſt des Advokaten beſtes Palladium gegen ſo oft ungegründete Nachrede der Ränkemacherei und der Verſchleifung der Prozeſſe, und ſelbſt gegen den Vorwurf des Verluſtes iſt er geſchützt, wenn ſein Klient durch perſönliche Gegenwart ſich überzeugt hat, daß nicht ſein Anwalt, ſondern ſeine Sache am Verluſte ſchuld geweſen. — Die Rechtsöffentlichkeit iſt aber zugleich eine recht tüchtige Abwehr gegen des Advokaten wirkliche böſe Neigungen, und inſoferne, als dieſe nicht von ihm getrennt werden können, gegen ſich ſelbſt. Der kleine, häßliche Schimmel des Eigennutzes und der Sicherheit zerfliegt da, wo die Sonne der Oeffentlichkeit mit ihrem großen, glänzenden Auge hinſchaut.

Die advokatiſche Wirkſamkeit iſt im blos ſchriftlichen Verfahren höchſtens zum geſcheiten Dintenfaß geworden; ohne Oeffentlichkeit iſt der Advokat eine Pflanze — meinetwegen eine duftende, meinetwegen eine heilſame, — aber ſie vertrocknet im Herbarium.

Wollt ihr den Werth der Roſe erkennen, ſo ergreift die volle, rothe Zentifolie; auch an der Heckenroſe ſpricht ſich das Geſetz der Roſe aus,

Digitized by Google

obgleich unbedeutender. Wollt ihr vom Werth der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit euch überzeugen, ſo wohnt einer Aſſiſenſitzung bei! Hier habt ihr Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in ſchönem, harmoniſchem Verband, großartig durch die Intereſſen, um die es dabei ſich handelt, durch die Menſchenmaſſen, die davon Gebrauch machen, und durch die Natur des hochwichtigen Inſtituts, (des Geſchwornengerichts ſelbſt), welches ſie ſchmücken.

Freunde des Volkes würden wenig mehr gegen das Inſtitut des Geſchwornengerichts einzuwenden haben, wenn ſie erwögen, daß nach unſerm deutſchen Beweisverfahren, durch Zulaſſung des Indizienbeweiſes, ein Geltendmachen der moraliſchen Ueberzeugung ebenfalls eingeführt iſt, ohne die Garantien, welche das Geſchwornengericht bietet, und mit einer leidigen Vermiſchung der Syſteme.

Mit ſolchen, und ähnlichen Gedanken beſchäftigte ich mich, als ich am Abende deſſelben Tages in Mainz dem Thore zuſchlenderte, welches zu den neuen Anlagen führt. Ich hatte Mittags im Gaſthauſe einen intereſſanten Tiſchnachbar gehabt, einen in den rheinheſſiſchen (franzöſiſchen) Inſtitutionen wohl erfahrenen Mann, welcher — ich will es nur geſtehen — bei einigen der vorerwähnten Anſichten den Souffleur machte. „Glauben Sie mir", hatte er geſagt, „der Rheinheſſe iſt gut deutſch; man verkennt uns und die übrigen Bewohner des linken Rheinufers, wenn man es anders glaubt. Aber wir ſind munter, lebhaft, wollen freie Bewegung, im Handel, auf den Straßen, in den Häfen, in dem Wort. Wir wünſchen unſere Inſtitutionen geſchont. Wir ſind überzeugt, daß ſie ihren Grundzügen nach unverbeſſerlich ſind. Wir ſind aber nicht ſo ſehr mit Blindheit geſchlagen, daß wir nicht manche Verbeſſerung daran für zuläſſig, für wünſchenswerth erkennten. Beſonders gehört dahin die Theuerkeit der Prozedur. Aber, lieber Freund, greifen Sie, auf ſolche Aeußerung von uns, hinzu, und wollen uns Mehr nehmen, als uns beliebt, ſo behalten wir lieber das Ganze, auch das Mangelhafte, als daß wir Mängel gegen Mängel eintauſchten."

Ich war in den neuen Anlagen angekommen, und meine Augen ruhten auf dem ſchönen, blauen Strome, der da unten ſo kräftig vorbeirauſchte. Ich ſegnete die Tage der Erhebung im deutſchen Vaterlande, welche dieſen Strom wieder zu dem unſrigen gemacht hatten, und ſegnete beinahe auch die Tage der Erniedrigung, in welchen er dem Auslande ausgeliefert geweſen war. Denn ohne Das wären dieſe reichen Fluren, dieſe ehemaligen Sitze prunkender Erzbiſchöffe und Biſchöffe, dieſe Städte und Dörfer, vordem an hundert Herren und Herrlein zer-

Digitized by Google

ſtreut, nicht an Deutſchland als friſch angeſchwemmtes Land zurückgekehrt, bereichert mit ſo vielen neuen, wichtigen Inſtitutionen.

Wenn die ausgezeichnetere Stellung des Advokatenſtandes unter der Aegide der Gerichtsöffentlichkeit und Mündlichkeit, nach den vorbezeichneten Beobachtungen und Erwägungen, mir nun nichts mehr Zweifelhaftes war, ſo hatte ich um ſo geeigneteren Anlaß, die Natur der Staaten in Erwägung zu ziehen, welche jene Aegide dem Advokatenſtande verleihen oder nicht verleihen.

Die Reſultate lagen da bald klar und deutlich vor. Wo das Menſchenrecht wenig gilt, da auch das Bürgerrecht. Denn das Bürgerrecht iſt nichts Anderes, als das Recht des Menſchen, der in den Staatsverband getreten iſt. Wo keine Freiheit, da auch keine allgemeine Gerechtigkeit; wo kaum Privatrechte, da gewiß keine öffentlichen; wo der Beamte willkührlich herrſcht, da keine Sicherheit des Staatsbürgers und keine wirkungsvolle Thätigkeit des Advokaten für ihn. Je höher der Grad der politiſchen Bildung eines Volks, deſto geachteter ſein Advokatenſtand; je mehr Dies, deſto würdiger der Achtung, deſto tüchtigere, kenntnißreichere, geiſtvollere, ausgezeichnetere Mitglieder ſeine Angehörigen. Denn die Ehre lockt da, und, neben der Ehre, darf ja wohl auch der Gewinn locken.

Im deſpotiſchen China geben ſich nur elende Ränkemacher, gemeine Vagabunden mit dem Geſchäft ab, die Angelegenheiten ihrer Mitbürger vor den Mandarinen zu führen; — was Wunder, daß der chineſiſche Advokat das Bambus erhält, wenn er eine unrechte Sache vertheidigt! Anders in England, in Frankreich, in Nordamerika. In dieſen Ländern, wo die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens in höchſter Blüte ſteht, wo die Inſtitution der Geſchwornen, als nothwendige Konſequenz und Ergänzung jener andern Inſtitutionen, vorausſichtlich eine bleibende Heimath ſich geſchaffen hat, da iſt der tüchtige, der ausgezeichnete Advokat zugleich der Kandidat zu jedem hohen Ehrenpoſten im Staate und in den Kammern. Sehr begreiflich! denn die Rechtswiſſenſchaft durchdringt von allen Wiſſenſchaften zumeiſt die Poren des öffentlichen Lebens, und wer aſſimilirt ſich dieſem öffentlichen Leben, auf welchem die Exiſtenz jener Staaten beruht, leichter und natürlicher, als der Advokat, der Mann der Oeffentlichkeit, der kenntnißreiche und zugleich der beredte Mann?

Der deutſche Advokat — gottlob! — iſt kein chineſiſcher; er iſt es auch nie geweſen. Aber die Bedeutung und den Werth, wie ein franzöſiſcher, ein engliſcher, ein nordamerikaniſcher, hat er gewiß eben ſo wenig. Bedeutung und Werth entwickeln ſich in ihm, wie Bedeutung

Digitized by Google

und Werth der ſämmtlichen politiſchen Inſtitutionen ſeines Vaterlandes ſich entwickeln. Durch ſie bedingt wird er ſie aber auch wieder bedingen. Geſchickt, unabhängig, rechtlich, muthig, (ſo wie Ihr ſeyd, ihr wackeren Kollegen —, und —, und —, und —, und — in N. ꝛc.) wird er auch unter ungünſtigen öffentlichen Verhältniſſen die Gerichte zeitweiſe mit ſich ziehen, und deren Stellung zur öffentlichen Meinung vermitteln. Er wird in ſein Herz zurückdrängen den Unmuth über ſein Verhältniß zur richterlichen Disziplinargewalt, welche faſt ohne Kontrole daſteht. Er wird darüber hinausſehen, daß man ihn durch Erhebung anſehnlicher Stempeltaxen zum Steuereinnehmer ohne Gehalt gemacht hat. Er wird wünſchen und helfen, daß die Geſetzgebung, der Prozeßgang ſeines Vaterlandes beſſer werde, und den oberſten Sätzen der Oeffentlichkeit, der Mündlichkeit, der Unabhängigkeit der Gerichte und des Geſchwornengerichts, wenn auch nur wie jener Pilger der heiligen Stadt Jeruſalem, ſich nähern. Aehnlich in ſeiner Stellung als Mitglied von zweiten Kammern, zu denen ihm doch da und dort ein Weg, wenn auch ſchmal genug, gehauen iſt. Aehnlich in ſchriftſtelleriſcher Wirkſamkeit, wenn er ſich eine ſolche, neben ſeiner Advokatur, gebildet hat. Der Kräfte ſind viele, und iſt nur der Wille da, ſo werden auch die Formen nicht fehlen, in denen die Kräfte zur Anwendung kommen.

Griechenland und Rom waren ſo lange groß und frei, als ihre Advokaten unbeſcholtene und geiſtig ausgezeichnete Männer waren. Selbſt in den Uebergängen ihrer Geſchichten zur deſpotiſchen Staatsform, gewiſſermaßen in der Nähe ihres geöffneten Grabes, rankten noch der ſtolz-kräftige Demoſthenes, der feine Cicero, der geſchmackvolle Hortenſius die Zweige ihrer Rede um daſſelbe. Ja noch ſpäter, als Rom ſchon längſt nicht mehr frei war, und der Advokatenſtand in ſeinem moraliſchen Werthe unendlich ſich verſchlechtert hatte, beſtand doch noch, in Folge der Wichtigkeit des Standes, große äußere Achtung vor ihm, und Würden, Ehrenbezeigungen, und Vortheile mancherlei Art wurden ihm da noch.

Deutſchland, ebenfalls mit allen Anrechten auf politiſche Bedeutung und Größe ausgerüſtet, gebildet, gemäßigt, gerecht in den Grundzügen des Charakters ſeiner Bewohner, zukunftvoller als Frankreich, und gemüthlich-wärmer, als Albion, wird auch denen ſeiner Söhne, welche dem Advokatenſtande ſich gewidmet haben, dereinſt noch mit freundlicherem Strahle leuchten. Ihm werden dabei die Inſtitutionen behilflich ſeyn, welche ich mehrfach in dieſem Aufſatze erwähnt habe, die Inſtitutionen, welche geiſtig heute noch die uralten Linden und Eichen an ehemaligen Mal- und Dingſtätten unſeres deutſchen Vaterlandes umrauſchen. —

Digitized by Google

Der deutſche Advokatenſtand hat vielfach gefühlt, was ihm noth thut. Noch in neuſter Zeit, ſeitdem die große Weltuhr das Jahr 1830 geſchlagen. In den meiſten konſtitutionellen deutſchen Staaten bildeten ſich da Advokatenvereine, Anwaltsgeſellſchaften, oder wie ſie ſonſt hießen, zunächſt meiſt zur Hebung ihres Standes und zur Verbeſſerung ihrer Berufsverhältniſſe. Gerichte, Klienten, und Publikum kamen dabei vielfach zur Sprache. Der Advokatenſtand ſehnte ſich nach individueller Geſtaltung, nach jenem Korporationſeyn Möſers, und es fragte ſich nur, ob die mehr freie Weiſe der engliſchen Advokatenverfaſſung oder die mehr zentraliſirte der franzöſiſchen das Uebergewicht dabei haben ſollte. Aber der deutſche Advokatenſtand erkannte auch die Nothwendigkeit klarer und einfacher Geſetzbücher, und war dabei geneigt, wenn auch nicht unbedingt allen Einzelheiten der franzöſiſchen Geſetzgebung, doch ihren oberſten Grundſätzen, verbunden mit einer Reviſion der Einzelheiten, ſich anzuſchließen.

Jene Geſtaltungsverſuche haben gegenwärtig aufgehört; eine neue, in ſich träge, aber äußerlich hoch aufbäumende Welle hat ſie — verſchlungen? nein, nur bedeckt! — Die Bedürfniſſe ganzer Stände (wenn dieſe Stände überhaupt noch mit dem Anſpruche auf Exiſtenz beſtehen) haben die Aehnlichkeit mit den Bedürfniſſen der Völker, daß ſie unter geeigneten Verhältniſſen und zuletzt unabweisbar wiederkehren.

Ob meine Augen die Befriedigung jener Bedürfniſſe im Vaterlande noch anſchauen ſollen? — Es liegt Wenig daran. Hab' ich doch die volle Ueberzeugung, daß, wenn ſie erfolgt iſt, äußere Ehre und innerer Werth des deutſchen Advokatenſtandes eine neue, bis dahin noch unerreichte Staffel beſtiegen haben werden. Von noch Etwas habe ich die Ueberzeugung: daß, beſtehen auch Gerichtsöffentlichkeit, Mündlichkeit, und Geſchworne, dieſe doch auf ſo lange nicht ihre ganze, volle Bedeutung entwickeln, ſondern ſchwächlich und bläßlich kränkeln werden, als nicht die öffentliche Meinung, das öffentliche Leben im Staate, einen hohen, freien, und ſteten Schwung genommen hat. —

Iſt mir auch nicht vergönnt, unter dem Baume ſelbſt zu ruhen, an ſeiner Frucht mich zu laben, aus der Quelle zu ſchöpfen, die an ſeinem Fuße entſpringt, wohl, ſo hat doch ſchon ſein Säuſeln meinem Ohre wohlgethan, von ſeinen äußerſten Zweigen traf der Schatten mein müdes und vielleicht manchmal allzuverdroſſenes Haupt, ſeine Frucht winkte mir als Blüte, und die Quelle an ſeinem Fuß erzählte mir mit fernem Plätſchern und Koſen vom einſtigen beſſern Schickſale des deutſchen Advokaten.

Digitized by Google

Willibald Alexis.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwei Originale aus unſerer Zeit.

Von

Willibald Alexis.

Der Originale werden immer weniger im Leben. Das iſt eine Klage, ich weiß nicht wie alt, doch alt iſt ſie ſchon, und ſehr natürlich. Aber ob gerecht? Haben wir ein Recht, Originale zu fordern? Das hieße fordern, ein Theil der Menſchheit ſolle zu unſerm Vergnügen ſich frei erhalten und möglichſt fern von unſerer Bildung. Wer hat dieſes Recht! Wer darf prätendiren, daß, um unſerer Unterhaltung, oder, nennen wir's vornehm, der Mannigfaltigkeit des Lebens willen, von unſern Mitgeſchöpfen ſich einige iſoliren und panzern gegen die Einflüſſe, denen wir uns ſelbſt willig hingeben? Die Welt iſt nicht da, um Raritätenkammern zu bilden, und ſo wenig, als Eltern eigentlich ein Recht haben, Wunderkinder zu erziehen, haben wir eins, Wunderlichkeiten zu pflegen. Auch objektiv iſt die Klage nicht vollkommen begründet. Es gibt noch Originale, recht volle, friſche, ſo wie ſie ein Luſtſpieldichter nur wünſchen mag, wenn wir uns nur darnach umſchauen. Freilich in großen Städten ſeltener, als in Provinzen, aber auch da hat die allgemeine Bildung noch mehr gelaſſen, als wir geneigt ſind, auf den erſten Blick anzunehmen.

Ich blättere in meinen Erinnerungen, und ſtoße auf zwei Perſönlichkeiten, die mir damals, als ich ihnen begegnete, freilich ſchon ſeltſam genug vorkamen, aber ich dachte noch nicht daran, ſie als

Digitized by Google

Originale, was ich heute darunter verſtehe, mir zu konſtruiren. Je mehr ich mit Freunden mir ihr Gedächtniß lebendig zurückrufe — ſie ſind Beide längſt todt — um ſo mehr muß ich mir aber geſtehen, daß ſie auf dieſe Eigenſchaft Anſpruch haben. Vielleicht wären ſie vortreffliche Figuren einer Novelle, eines Luſtſpiels; aber ich befinde mich gerade nicht in der Laune, dramatiſch oder epiſch zu komponiren; ich ruhe aus von einer größern Arbeit, und möchte mich erheitern, indem ich zwei wirkliche Bilder aus der Vergangenheit mir vor die Augen rufe. Ich hoffe, daß ſie auch auf Andere dieſelbe Wirkung hervorbringen, und wahrſcheinlich iſt mein Verdienſt größer, wenn ich zwei Individualitäten aus der Vergeſſenheit rette, als wenn ich ſie zu einer Dichtung benütze, in der ſie untergingen. Dem Ort und der Zeit nach Beide ſich nahe ſtehend, gingen ſie doch in ihrer Richtung weit auseinander. Sie waren ſchlagende Gegenſätze; und eben Das reizt mich, ſie hier nebeneinander zu ſtellen. Der Eine war ein rein ariſtokratiſches, der Andere ein eben ſo demokratiſches Original. Wiewohl Beide, wie geſagt, längſt todt ſind, auch ſchwerlich ihre entfernten Anverwandten Etwas gegen ihre Porträtirung werden einzuwenden haben, will ich doch, zur Schonung aller möglichen Rückſichten, keine Namen nennen, und alle örtlichen Bezüglichkeiten, ſo weit es geht, verwiſchen. Im Uebrigen verſichere ich, daß meine Bilder nur ein Konterfei der Wirklichkeit ſind. Ich habe Nichts dazu gethan; ſelbſt die Farben, wollte ich ſagen, ſind Natur, aber man könnte mir einwenden: Willſt Du mehr thun, als ein Mahler? Und wenn er noch ſo getreu die Natur kopirt, iſt die Farbe doch ſein Eigenthum.

Der Ariſtokrat.

In einer deutſchen Provinz, wo vor dieſem Geſchlechte ein anderes gewohnt, das nun erloſchen iſt, und es lebt nur noch fort in den Namen der Flüſſe, Berge, Seen, und Schlöſſer, liegt irgendwo ein Berg, an den ſich mannigfache Sagen aus jener untergegangenen Vorzeit knüpfen. Die Landſchaft iſt anmuthig, ja mahleriſch, ſo weit man Dies von einer Gegend, die eigentlicher Gebirgszüge entbehrt, ſagen kann. Sie liegt unfern der Hauptſtadt der Provinz, und ihre Reize an und für ſich würden es vollkommen rechtfertigen, wenn die Bewohner der erſteren dahin ihre Luſtfahrten richteten. Aber Dies

Digitized by Google

geſchah erſt, ſeitdem der Graf *** dieſen Berg gepachtet hatte. Wenn man das freundliche Landhaus betrachtet, welches der Edelmann bewohnte, einſtöckig, mit ſeiner langen Fenſterreihe, und dem rothen Ziegeldache darüber, ſo erwartet man eben nichts Feudaliſtiſches, noch in demſelben einen ſtillen Prieſterdienſt vor den Altären der Vorzeit. Es liegt vielmehr da, wie der Ruheſitz eines Mannes, der ſich ſo behaglich als möglich in der befriedeten Gegenwart und holden Landeinſamkeit von den Stößen und Reibungen in der Welt erholen will. Um das Haus zierlich Geartenanlagen, Büſche, ſauber gehaltene Wege, und eine entzückende Ausſicht auf den großen, mit herrlichen Laubbäumen umkränzten See, welcher im Halbkreis den Berg umſpült. Alles verräth edeln Naturſinn, geläuterten Geſchmack, und eine unermüdliche Ordnungsliebe. Und wie draußen, ſo drinnen. Die Räume ein Bild der Behaglichkeit ſelbſt; Nichts von Ueberladung und Prunk, aber die Wohlhabenheit auf das Wohlgefälligſte und Zweckmäßigſte verwandt. Und dazu eine faſt ängſtliche Stille, wie ſie nur im Hauſe eines alten Junggeſellen zu ſuchen iſt. Kein Hundegebell, kein Hahnengeſchrei; ſelbſt die Katzen ſchienen ſich der Stimmung des Hausherrn zu fügen, und machten bei Tage wenigſtens keinen Lärm. Die Ahnenbilder in dem einen Zimmer, das einzige Alterthümliche im ganzen Hauſe, führten nur mit dem Beſitzer ihre ſtumme Sprache, die er allein verſtand, und Beſucher wurden ſo wenig als keine in dies Haus gelaſſen.

Aber dieſe Ahnen mußten ihm plötzlich — er war ſchon über das mittlere Lebensalter hinaus — ſeltſame Kunde von der grauen Vorzeit zugeflüſtert haben. Er pachtete jetzt den Heidenberg, zu deſſen Füßen das Landhaus liegt. Niemand wußte, wozu, aber Handwerker aller Art, Maurer, Zimmerer, Tiſchler, Schloſſer, und Mahler belebten alsbald ſeinen Kamm. Da dröhnte es von Aexten, Hammerſchlägen, Schaufelſtichen, und Meißelſtößen, und Ochſengeſpanne zogen allerhand ſeltſamen Vorrath über die damals noch ſehr unebenen Wege. Unkraut und Geſträuch wurde von den alten Erdwällen abgehauen; auch fiel hie und da ein alter Baum, der die Ausſicht hemmte, damit man, was da war und was noch kommen ſollte, ſehen könnte. Da war eben nicht mehr als jene Erdwälle, ſchroff und ſchmal, wie ſie ſich aus dem grauen Alterthume der vorgermaniſchen Befeſtigungskunſt an ſo vielen Orten Deutſchlands merkwürdigerweiſe, den Jahrhunderten und der Witterung zum Trotz, erhalten haben. Man konnte auch noch die Umwallung herausfinden, die ein Lager, allenfalls ein Kaſtell, ſchwerlich aber ein Schloß geweſen; denn von Mauerwerk fanden ſich wenige Spuren. Aber der Graf beliebte es ein Schloß zu nennen. Er war

Digitized by Google

aus einer ſehr alten deutſchen Familie; aber ſo alt war ſie doch nicht, um auf die Gründung dieſer Burg Anſpruch zu machen. Vielmehr reichte ſein Rechtsanſpruch nicht weiter, als darauf, daß ſeine Vorväter vielleicht, als die Deutſchen in's Land kamen, die Burg mit zerſtört hatten.

Und deßhalb führte er auch nicht, wie man vermuthen könnte, ein mittelalterliches Schloß aus Feudalpaſſion auf; ſondern ſeine Schöpfung verrieth eine Art Buße zu Gunſten der unter dem Schwert ſeiner Ahnen erlegenen Heiden. Nämlich da wurden Opferſteine mit Blutrinnen ausgehauen, da es gerade an ſolchen fehlte; hier in einer vergitterten Tiefe grinsten uns gebleichte Menſchenſchädel und Gerippe an. Der Zufall hatte nicht gewollt, daß man deren beim Graben gefunden, alſo waren ſie von ſonſt woher genommen, um die frommen Bußgefühle zu erhöhen. An romantiſchen Punkten erhoben ſich auf Granitblöcken die bekannten Götzen, die einſt in dieſen Ländern verehrt wurden, auch aus Stein gemeißelt. Wenigſtens waren es die erſten; als die Sache Beifall fand, und der Graf in den Geſchmack kam, immer mehr Götzen aufzuſtellen, ſo viel deren die Chroniken erwähnen, wurden die nächſten aus Holz, die letzten ſogar, ich glaube, aus Papiermaché, mit Firniß und Sandüberguß, gefertigt. **Non ex quovis liguo fit Mercurius**, aber alte —ſche Gottheiten, von denen Niemand weiß, wie ſie ausgeſehen, kann man allenfalls aus gehacktem Papier und Holzſpänen bilden. Vermuthlich hatten ſeine Ahnen ihm vertraut, wie die Götter ausſahen, die ihre ſtählerne Fauſt niederwarf, deren Namen ich aber nicht nennen darf, ſo volltönend ſie klingen, ſonſt verriethe ich den Ort, wo die Szene ſpielt. Zugleich, was ſich freilich ſeltſam ausnahm, waren auch Kruzifixe an vielen Punkten aufgeſtellt. Als Symbolum des Sieges des Chriſtenthums hätte freilich ein großes Kreuz auf dem höchſten Punkt genügt; aber vielleicht ſollten die vielen kleinen Kreuze die vielen Sekten, in die es zerſplitterte, andeuten. Doch gebe ich Dies nur als meine Vermuthung. Die religiöſen Anſichten des Grafen ſind mir unbekannt geblieben, und daß einige dieſer Kreuze zugleich als Wegweiſer dienen mußten, könnte auf ſeltſame Hypotheſen leiten. Ich will nicht annehmen, daß er wirklich heidniſche Flammen in ſeinem Herzen genährt, weil er auf drei von ihm errichteten Altären Opferflammen unterhielt. In den erſten Tagen war es wirkliches Feuer, nachher wurden es nur gemahlte Kohlen. Das Heidenthum iſt zwar nur Heidenthum, aber es hat vor dem Chriſtenthum den Vorzug, daß es, nach gemeiner Annahme, älterer Herkunft iſt. Das muß man ihm laſſen.

Digitized by Google

Natürlicher Weiſe erregte dieſe Ausſchmückung des wohlbekannten Heidenberges großes Aufſehen. Schaaren Neugieriger ſtrömten aus der Umgegend herbei, und die halbe Stadt fuhr an ſchönen Sommertagen dahin. Der Berg und ſeine Kurioſitäten wurden zur Modeſache. Jeder mußte es geſehen haben, darüber ſprechen und ſpötteln können. Beiläufig entdeckte man nun auch, wie anmuthig die Gegend ſey, wie reizend das Wäldchen am See, und die heidniſchen Götzen haben wenigſtens das Verdienſt, die Stadtbewohner auf eine ihrer ſchönſten Umgegenden aufmerkſam gemacht zu haben. Anfangs war Dies ganz gegen den Willen des Schöpfers dieſer Wunder. Es ſtörte ihm ſeine Einſamkeit; er wollte ſeine alten Götter für ſich allein haben. Er murrte und brummte über die Laffen und den Pöbel, und klagte, daß Niemanden mehr ein Beſitz für ſich allein gegönnt ſey. Er hätte einen Zaun darum ziehen und den Eintritt verwehren können, wie ein engliſcher Sonderling; dafür war er aber, trotz ſeiner Menſchenſcheu, zu human. Er floh lieber ſelbſt, ſobald ſich das Wagengeraſſel auf dem Damme hören ließ, in den dichteſten Wald oder in ſein hinterſtes Zimmer, und keinem Pochen öffnete ſich die Hausthür. Zur Pachtung des Berges gehörte eine kleine Schenke. Er verbot dem Schenkhalter bei Strafe, ihn augenblicklich fortzujagen, einem der Laffen beiderlei Geſchlechts aus der Stadt eine Taſſe Kaffee zu kochen, oder nur ein Glas Bier vorzuſetzen, oder den müden Pferden ein Bund Heu zu verabfolgen. Kein Bitten, kein Geldgebot der Müden und Hungrigen half; der Wille des Grafen war eiſern, und ſie mußten um einen friſchen Trunk eine halbe Meile weiter in das Wirthshaus jenſeits des See's fahren. Zwar gehörte ihm auch dieſes; aber der Komthur, der über der Thür auf einem ſtolzen Roſſe ſeine Lanze ritterlich den Gäſten entgegenſchwenkte, konnte ſie doch unmöglich hungrig und durſtig wieder fortſchicken. Allein der Sinn des Menſchen iſt veränderlich, und die Wahrheit iſt älter, als die Wetterfahnen auf unſern älteſten Häuſern, daß die Gegenſätze ſich berühren. Der Graf ärgerte ſich über den vielen Beſuch, aber er ärgerte ſich auch, wenn keiner kam. Man ſah ihn an heitern Tagen hinter der Fenſtergardine lauſchen, ob kein Staub auf der Straße ſich erhob, kein Wagengeraſſel die Stille unterbrach. Einigen Exkluſiven, die ſeiner Familie nahe ſtanden, konnte er ſich doch auf ihre Bitte nicht als Führer entziehen. Aber ſolcher Exkluſiven kamen mehr und mehr, und ſeine Luſt zum Führen und Zeigen wuchs mit ihrer Zahl. Fehlte es an Equipagen mit Helmen und Schilden, ſo führte er auch ſchon die Honoratioren der Stadt auf ſeinen Berg; endlich, wenn es an ſolchen fehlte, wer

Digitized by Google

da kam. Ja man hat ihn geſehen, wie er auch ehrliche Handwerksburſchen über die Götter und Helden einer Zeit unterrichtete, die nicht mehr iſt. Leider verführte ihn aber nun der allgemeine Beifall, ſich ſelbſt zu überbieten. Er konnte ſich nicht genug thun, und die Götzen und Reliquien ſchoſſen wie Pilze aus dem Boden. Man konnte keinen Schritt thun, ohne in Gefahr zu gerathen, auf einen Schädel zu treten, der aber glücklicherweiſe keinem lebendigen Menſchen angehört hatte. — Auf einem andern Gute, wo er prachtvolle Parkanlagen beſaß, konnten ihm nicht Fremde genug kommen, ſie zu beſichtigen. Es lag ſogar ein eigenes Fremdenbuch aus, wo jeder ſeinen Namen einzeichnen mußte. Den Dienern war es anbefohlen, die Beſuchenden auf eine heitere Anhöhe zu führen, wo vier prachtvolle Lindenbäume ſtanden. „Dies iſt das Begräbniß unſeres gnädigen Herrn,“ erklärte der Führer den erſtaunten Gäſten, denen der Graf vielleicht eben noch die Hand geſchüttelt hatte. Er ſelbſt beſuchte täglich ſeine künftige Ruheſtätte, und die Fenſter ſeines Zimmers gingen darauf hinaus.

Wenn man auf dem Felde einem langen, hagern Manne, der, den Kopf übergebeugt, die Hände auf dem Rücken, mit raſchen Schritten mehr ſchoß als ging, begegnete, ſo wich ihm, trotz ſeiner unſcheinbaren Tracht, Jedermann ſchon von fern ſcheu aus. Der König der Gegend, wie er hieß, liebte keine Begegnung, und wenn etwa Einer, der des Weges kam, den Herſchießenden nicht ſogleich bemerkte, ſo riefen ihm gewiß die Arbeiter vom Felde beſtürzt zu: „Siehſt Du nicht den Herrn Grafen?“ Wer, der ihn einmal geſehen, ſollte auch dieſe Geſtalt nicht ſogleich wieder erkennen! Ueber ſechs Fuß hoch, mager, in einer groben, grauen Jacke ohne Schöße, Hoſen von ſelbem Stoff, Schuhen mit großen Schnallen, und einer kleinen Reitmütze ohne Schirm, vorn übergebückt, die Augen auf den Boden, laut vor ſich her ſprechend, hatte ſeine Erſcheinung etwas Unheimliches. Aber Niemand, der ihn einige Augenblicke betrachtet, hätte, trotz der gemeinen Kleidung, einen gemeinen Mann in ihm vermuthet. Schon das enorm große, ſchwarze Halstuch, vielfach um den dünnen Hals geſchlungen, verrieth Etwas vom Gentleman; ſeine ſehr ſchnellen, langen Schritte etwas Exkluſives. Seine hohe, breite Stirn, der durchdringende Blick ſeiner ſcharfſinnigen Augen, und die kleinen, weißen Hände ließen aber keinen Augenblick den Nobleman verkennen. Dazu flimmerte ein koſtbarer Siegelring mit ſchwarzem Steine an ſeinem Finger, und der Stern des höchſten Ordens des Landes auf der grauen Matroſenjacke! In den Händen, und damit auf dem Rücken ſpielend, einen Eichenſtock, den

Digitized by Google

er ſelbſt im Walde geſchnitten, und, wie er häufig anführte, von keinen andern Bäumen, als die ſeine Ahnen ſelbſt gepflanzt.

Dies war ſeine Tracht im Sommer wie im Winter, im Zimmer und auf dem Felde, wenn er ging, oder vielmehr lief, und wenn er ritt. Ja auch wenn er die Stadt beſuchte, ſo ſchritt der reichſte Edelmann des Landes durch die Straßen. Beſuche machte er bei Andern ſo wenig, als er ſie bei ſich liebte, aber in dieſer Kleidung war er ein ſtehender Gaſt in einem bekannten Weinhauſe, wo ſeine Erſcheinung ebenſo anzog, als verſcheuchte. Denn unzugänglich für jede Unterhaltung ſaß er ſchweigend, und wies mit ſeinen ſtolzen Blicken Jeden zurück, der ſich durch den Ort des Zuſammentreffens zu einer familiären Annäherung gereizt fühlte. Selten ſah man ihn lächeln, nie Jemanden anreden, und es kam wohl, daß wenn ihn Jemand anredete, er ihm mit unnachahmlich ſtolzen Blicken den Rücken kehrte. Aber auch darin war nichts Gemachtes; wenn es beleidigte, ſo mußte doch der Beleidigte geſtehen, daß es ganz natürlich herauskam. Es war die Art des Ariſtokraten, und die Unart war auf ſeiner Seite. Stundenlang, wie geſagt, ſaß er dort nur mit ſeinem Glaſe und mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, unbekümmert, wer ſeine Geſellſchaft war. Ja Denen, welche ſich auch für exkluſiv hielten, ſetzte er noch einen Grad Gleichgültigkeit und Nichtachtung mehr entgegen, als den Andern. Nur einmal, ein unerhörter Fall, winkte er einem jungen Engländer, den er entfernt kannte, zu ſich, und ließ eine Flaſche uralten Madeira auf den Tiſch ſetzen. Auch jetzt verging wohl eine Stunde, ehe er die Lippen öffnete; aber plötzlich erhob er das Glas, und ſtieß mit ihm an: „Die Tories ſollen leben!“ Darauf erklärte er ihm, die Engländer wären die einzige Nation, welche den Werth des Adels zu ſchätzen wüßte, und dort ſey der Fels der echten Ariſtokratie, an welchem alle Wellen und Stürme des Liberalismus ſich brechen und zerſchellen würden. Seit der junge Mann mit ihm auf das Wohl der Tories getrunken, war er gegen denſelben der zugänglichſte und liebevollſte Geſellſchafter.

Der Graf war in ſeiner Jugend im Staatsdienſt geweſen, er war Geſandter an vielen Höfen, ſeine Bruſt konnte ſich mit allen möglichen Orden ſchmücken; auch Titel und das Prädikat Excellenz hatte er in ſeine Zurückgezogenheit mitgenommen. Alles Dies ſchien ihm aber nur Flitterſtaat gegen das Geborene, Waſſerfarben aufgetragen auf Oelfarben. Er freute ſich, wenn Sturm und Witterung jene fortſpülten, damit dieſe echte zum Vorſchein kam. Er ließ ſich nie Excellenz nennen; der „Graf“, den ihm Niemand gegeben, und Niemand, wie er meinte,

Digitized by Google

nehmen konnte, genügte ihm. Der Züge, durch welche ſich dieſer eingewurzelte Adelſtolz ausſprach, ließen ſich zahlloſe anführen; aber ſie beleidigten nie, ſie waren eben ſo eigenthümlich als natürlich. So befand er ſich in einem fortwährenden Kriegszuſtande mit den Regierungsbehörden, er billigte Nichts, er fügte ſich in Nichts, was ſie vorſchrieben. Aber ſein Widerſtand war nur ſyſtematiſch-theoretiſch; am Ende geſchah doch Alles nach dem höhern Willen, und mit den Perſonen der Behörden ſtand er im beſten Einvernehmen. Wenn eine Kollekte bei Brand- oder Waſſerſchäden ausgeſchrieben wurde, ging das landräthliche Zirkular jedesmal unberückſichtigt bei ihm vorüber. Er zeichnete keinen Pfennig unter den Wiſch, wie er es nannte; aber lange vorher, ehe die Beiträge eingingen, war er ſelbſt an Ort und Stelle, und half mit vollen Kräften, und die hochbepackten Leiterwagen mit Kleidungsſtücken, Decken, Brod, Früchten, und Saatkorn, die von ſeinen Gütern kamen, waren ſprichwörtlich in der Gegend. Er ließ ſich Nichts vorſchreiben. Ein Prozeß wider ihn, der ein- oder zweimal jährlich wiederkehrte, gehörte ſchon zu den Luſtbarkeiten in der Umgegend. Als Beſitzer eines bäuerlichen Grundſtücks wurde er natürlich auch zu den Laſten und namentlich den Wegebeſſerungen zugezogen. Aber auch nicht ein einziges Mal genügte er den geſetzlichen Aufforderungen, und ließ es jedesmal zur angedrohten Exekution kommen. Es war ein Feſt im Dorf, und Alt und Jung liefen zuſammen, wenn die Gensdarmen in den Hof ritten, um den gnädigen Herrn zu pfänden, denn auch da zahlte er nicht. „Will Nichts geben: laß ſie nehmen!“ war die Antwort auf die Vorſtellung des Inſpektors, daß man beſſer fortkomme, wenn man gebe, als nehmen laſſe. Das Einzige, was er herausgab, war der Schlüſſel zum Speicher. „Hol' ſie Alle — — und laß ſie nehmen, ſo viel ſie wollen!“ Man kann denken, daß bei einer ſolchen Exekution, zur Beluſtigung und zum Aerger der Umſtehenden, die Metzen nicht geſtrichen wurden, und die Gensdarmen kannten keinen willkommenern Auftrag; denn jedesmal, nachdem ſie die Strenge des Geſetzes gehandhabt, wurden ſie noch bewirthet und beſchenkt.

Der Adel in dieſer Provinz theilt im Ganzen zwar die Geſinnungen, die unſer Graf im Leben bewährte. Er iſt ſehr ſtolz auf ſein Alter, auf ſeine Vorrechte, und hält, was an ihm, zuſammen, um, was ihm davon geblieben, ſich zu ſchützen. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er Dies nicht auf die kleinliche Weiſe thut, welche in andern deutſchen Ländern das Gefühl beleidigt und die Bildung kränkt. Nicht das Junkerthum möchten ſie aufleben laſſen mit allen ſeinen Lächerlichkeiten, über welche die Zeit geſiegt hat, ſondern den Herren-

Digitized by Google

ſtand, und meinen, daß dazu auch würdige Geſinnungen und ernſte Bildung gehöre. Beide müßten ſich im öffentlichen Leben und in Handlungen für das Gemeinwohl bethätigen. Darin waren in dieſer Provinz die Landedelleute, denn nur von dieſen rede ich, mit dem Grafen eines Sinnes. Leider aber waren und ſind ſie noch in einem weſentlichen Punkte von ihm ſehr verſchieden. Er war ſehr reich, und ſie ſind arm. Seine großen Güter waren ganz ſchuldenfrei; alle andern Güter im Lande ſind mit Schulden überhäuft. Da erſchien plötzlich der Graf vor dem Landſchaftsamte, erklärte zu Aller Erſtaunen, daß er von einem Kaufmannshauſe 50,000 Thlr. baar als Darlehen empfangen, und trug auf die Einſchreibung und Ausſtellung des Hypothekenſcheins an. Was ihn dazu bewogen, Niemand weiß es. Seine Kaſſen waren immer gefüllt; er war bis auf jene Sonderbarkeiten, deren mögliche Koſten er aber wohl berechnete, der genaueſte Wirth; ſeine Rechnungen waren ſtets pünktlich bezahlt, und von außerordentlichen Bedürfniſſen und Leidenſchaften wußte man Nichts. Es bleibt noch heute zweifelhaft, ob die Ahnen, die ihn zur Aufrichtung des Bußetempels für die Manen der erſchlagenen Heiden antrieben, es ihm auch zur Pflicht machten, Schulden auf ihre Güter aufzunehmen, damit er auch darin au niveau mit ſeinen Standesgenoſſen bleibe. Verbürgen will ich es nicht, aber die Sage geht, daß man bei ſeinem Tode die 50,000 Thaler unangerührt in ſeinem Kaſten fand.

Jede Wirthſchaft eines alten Junggeſellen liefert ihre komiſchen Züge. Auch von der des Grafen wußte man Viel zu erzählen, Wunderlichkeiten, welche ſich nicht durchaus mit ſeinem ariſtokratiſchen Syſteme vertrugen. So will man haben, daß er aus dem alten Familien-Tiſchzeug ſich ſeine Hemden anfertigen ließ; denn es läge ſonſt unnütz da. Gewiß iſt, daß er keine andern Taſchentücher brauchte, als die Servietten. Auch durfte keine davon in die Wäſche, als bis ſechs Dutzend ſich auf ſeinem Sopha geſammelt hatten. Er war, wie geſagt, kein Menſchenfeind, aber hatte ſo gut wie keinen Umgang. Deſto liebevoller erwies er ſich gegen die Wenigen, denen er einmal ſein Vertrauen geſchenkt, und, beſonders herzlich gegen Kinder, war es ihm ein großes Vergnügen, von ihnen ſich ſchaukeln zu laſſen. Er liebte es nach ſeinem Ausdruck, wie eine Bombe in ſein Haus zu fallen, um ſeine Leute kennen zu lernen. Aber einige ſeiner Leute kannten ihn beſſer, als er ſie. Zum Beiſpiel ſein Kutſcher, den er wenigſtens zehnmal fortgejagt, und der doch immer wieder in ſeinen Dienſten ſich fand. Johann pflegte, wenn der zornige Herr ihm die Thüre gewieſen, in die Schenke zu gehen, und beim Glaſe Jeden zu verſichern, der es hören wollte: „Der

Digitized by Google

Graf kann ohne mich nicht leben!" Und ſo ſchien es wirklich. Johann war einmal nach einer ſolchen Ausweiſung über einen Tag fortgeblieben. Der Graf ließ während dieſer Zeit ſeine Pferde nicht füttern; er behauptete, Johann allein verſtände mit den Thieren umzugehen. Als der aber durchaus nicht zurückkam, wie er doch ſonſt pflegte, ließ er ſeine ganze Dienerſchaft beritten ihm nachſetzen. Sie fanden ihn leicht, und brachten ihn zu ſeinem Herrn. „Aber Johann, warum blieb Er ſo lange fort!" lautete der Empfang aus dem Munde Deſſen, der ihn fortgejagt. „Ich wußte ja doch, Herr Graf würden nach mir ſchicken!" antwortete der Kutſcher, und damit war die Sache abgethan, und das vorige Verhältniß trat wieder ein, als wäre Nichts vorgefallen.

Wenn er nicht zu Fuß ging, ſo fuhr der Graf gewöhnlich auf einem Leiterwagen. Reiten war nicht ſeine Paſſion, auch waren ſeine Thiere zu wohl gefüttert, um gute Reitpferde abzugeben. Aber er ritt an einem ſtürmiſchen Herbſttage, ich weiß nicht wohin, trotz Wind und Regen, in dem uns bekannten Koſtüm. Der Reiter allein hätte ein vortreffliches Genrebild gegeben, aber die Szene, die nun folgte, läßt bedauern, daß kein Mahler ſie belauſcht. Aber Keiner im Lande, der ſie nicht in allen Details kennt, und ſein größtes Vergnügen darin findet, ſie zu beſchreiben. Der Regen hatte die Straße zerriſſen; ein wenn auch nicht tiefer, doch breiter Waſſerſtrom trennte die Seite des Grafen von der entgegengeſetzten, und er hielt, unſchlüſſig, ob er mit ſeinem Pferde durchreiten ſollte, als er drüben ein altes Weib in derſelben Bedrängniß, oder vielmehr in einer noch größern ſah, denn ſie war nicht zu Pferde, und trug auf dem Rücken eine große Laſt Reiſig. Barfuß verſuchte die Alte durchzuwaten, aber ſie mochte dem Waſſer nicht trauen, und jammerte laut, denn ſie mußte nach Haus, und dazu goß es jetzt wieder in Strömen. Der Graf, der denſelben Regen ohne Schirm und Mantel aushielt, gefiel ſich doch, eine Viertelſtunde mit ihr eine Unterhaltung zu pflegen, deren Inhalt uns folgendermaßen authentiſch angegeben wird: „Alte, was greint Sie denn ſo?" — Herr Graf, ich kann nicht 'rüber. — „Warum kann Sie denn nicht 'rüber?" — Das Waſſer iſt zwiſchen. — „So, ſo. Woher mag denn das Waſſer kommen?" — Es regnet, Herr Graf. — „So, ſo. Wird's noch lange regnen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So, ſo. Ja, es regnet." — Ach ja, Herr Graf, es regnet recht ſehr. — „Sie iſt wohl ſchon naß?" — Das ginge ſchon, Herr Graf, wenn ich nur 'rüber wäre. — „So, ſo. Muß Sie denn 'rüber?" — Ja, Herr Graf, ſie warten auf mich. — „So, ſo. Wie wird Sie denn 'rüber kommen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So werde ich Sie

Digitized by Google

wohl 'rüber holen müſſen." — Damit trieb er ſein Pferd durch die Flut, und drüben angelangt, hieß er die Alte hinter ihm aufhocken. Aber eine neue Schwierigkeit: die Frau hatte wohl hinter ihm Platz, aber nicht ihr ungeheures Reiſigbündel, von dem ſie ſich nicht trennen wollte. „Ja, was machen wir da?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „Da werd' ich's wohl vor mich nehmen müſſen." — Wer mahlt das Bild: Sturm und Regen, eine ſchäumende Flut, ein wohlgenährter Gaul, der rauchend durchwatet, und auf ihm der Ariſtokrat, der ein mächtiges Holzbündel umfaßt, und hinter ihm ein altes Bauerweib, mit den Armen ſeinen Leib umſchlingend. — Beſchenkt entließ er ſie, um noch einmal, aber jetzt in eignen Angelegenheiten, das Waſſer zu paſſiren.

Ein Moment in ſeinem Leben iſt dunkel. Er iſt nie verheirathet geweſen, aber einmal, verlautete es, ſey er auf die Freite geritten. Das Gerücht ſagt Nichts von einer Leidenſchaft des Herzens, ſondern von einer ſtandesmäßigen Paſſion; er habe ſein altes Wappenſchild mit einem noch ältern, das eine Fürſtenkrone beſchattet, verbinden wollen. Da ward eine prachtvolle Equipage angeſchafft, vier herrliche Roſſe davor. Seine Hoffnung ſchlug fehl. Von einem Korbe wollen Viele wiſſen, aber die Hand, die ihn gereicht, blieb unſichtbar. Wenn es die Schöne, Hohe ſelbſt war, ſo hat ihren Geſchmack vielleicht der Umſtand verletzt, daß der Kutſcher auf dem hohen Bocke nicht mit dem Wagen und den Roſſen in Uniform war. Der Graf hatte nicht für gut befunden, Johanns graue Jacke mit einer Liverey zu vertauſchen. Von dieſem Ereigniß wird ſeine Menſchenſcheu datirt. Die Equipage kam unter den Schuppen, die Pferde in den Stall. Sie wurden, wie die heiligen Roſſe der Germanen, gefüttert und überfüttert, aber nie mehr zu profanen Dingen benutzt. Sie ſind in ihrem Fett erſtickt.

Wenige Jahre vor ſeinem Tode trat ein Umſchlag in der Lebensweiſe des Ariſtokraten ein. Human immer, wurde er jetzt menſchlich. Er floh nicht mehr, er ſuchte die Geſellſchaft. Früher, wenn er zur Stadt kam, in Kneipen und Weinhäuſern abſteigend, miethete er jetzt eine ſtandesmäßige Wohnung. Er trug ſich elegant, beſuchte Geſellſchaften und Bälle. Doch hing ſeine hagere, blaſſe Geſtalt ſeltſam genug in der prachtvollen rothen Uniform, daß man ihn füglich mit einem wandernden Kleiderſtock vergleichen konnte. Von je an ein vollendeter Gentleman gegen Damen, wurde er jetzt gegen Alle höflich, ja zuvorkommend. Beſonders gern präſentirte er ſeine kleine goldne Doſe, die er von einer hohen Fürſtin erhalten, und es bedurfte nur

Digitized by Google

einer leiſen Aufforderung, um die Geſchichte der Schenkung aus ſeinem Munde zu hören.

In ihm ſtarb ein ſehr edler Mann, und ein Wohlthäter ſeiner Gegend. Auf ſeinem Paradebett, und das war ſeine letzte Sonderbarkeit, ließ er ſich in ſeinem Maltheſerhabit, mit ſämmtlichen Orden auf der Bruſt, auslegen. Sein Teſtament war freilich auch eine Sonderbarkeit, aber es datirte von früher, und ſteht im nächſten Zuſammenhang mit ſeinen ariſtokratiſchen Anſichten und ſeinem humanen Gefühle. Seine reichen Güter ſollten durch keine Theilung zerſplittert werden, ſondern Einer aus der Familie Macht und Anſehen erben. Aber er wollte nicht dieſen Einen wählen, das Loos ſollte daher entſcheiden. Vier Neffen zogen die vier Looſe; der Eine wurde der glückliche Erbe, die drei übrigen gingen leer aus.

Der Plebejer.

In der Stadt, von welcher ich ſprach, ſpielen die Straßenbrunnen eine bedeutende Rolle. Hier verſammeln ſich die Dienſtmägde beim Schöpfen und Spülen, und beſprechen und berathen Familien- und Stadtangelegenheiten. Jedes Gerücht, das Morgens durch die Konditoreien, Mittags durch die Reſtaurationen, und Nachmittags durch die Kaffeezirkel läuft, um fertig ausgebildet Abends in der Geſellſchaft aufgenommen zu werden, hat an dieſen Brunnen ſeine Quelle. Jede Köchin bringt das Neuſte von Zank und Geſtank aus ihrem Hauſe, um es auszutauſchen gegen die Neuigkeiten aus den andern Häuſern. Der Markt iſt ſtets belebt, es fehlt weder an Waare noch an Käufern; am geſuchteſten bleiben natürlich die ſkandalöſen Novitäten, und mancher Familie guter Leumund wurde an dieſen Brunnen rein weggewaſchen. Ein Wink für die ſtädtiſche Polizei, ob es nicht gerathen ſey, die Bürger zu zwingen, Privatbrunnen in ihren Höfen zu graben. Wenn es ſich auch nicht ändern läßt, daß alle Hausbewohner aus Einem Brunnen ſchöpfen, und der iſt oft ein unreiner, ſo iſt es doch beſſer, als ſolche öffentliche Brunnen, wo alle Welt das Waſſer aus Einer Quelle trinken muß, und Jeder das Seine zuthut. Zwar verſichern Unterrichtete, wenn es dazu käme, würden alle weibliche Dienſtboten ihren Herrſchaften kündigen, denn es iſt ein uraltes Gewohnheitsrecht in dieſer Stadt, am Brunnen zu plaudern, und davon kann ſie Nichts abbringen, auch

Digitized by Google

nicht die Blicke und die Stimme ihrer Herrſchaft, wenn ſie dieſe Aſſembleen aus dem Fenſter belauſcht.

Aber die Köpfe fahren plötzlich auseinander, wenn ein Einwohner dieſer Stadt die Straße heraufkommt. Ein rieſelndes Gelächter empfängt ihn, und ein ſchallendes tönt ihm nach, wenn er den Rücken gewandt. Man denke ſich einen großen Mann, ſtarkbäuchig, mit einem plumpen, gemeinen Geſichte; um es zart auszudrücken, die Grazien hatten nicht an ſeiner Wiege geſeſſen. Kopf und Körper hinten übergebeugt, den Bauch etwas nach vorn, mit den Armen weit ab vom Leibe in der Luft ſchlenkernd, ſchritt er breitbeinig einher, — wie er zu meinen ſchien, einen vornehmen Gang. Aber es paßte Nichts an ihm zum vornehmen Manne; am wenigſten ſein ungeſchickter ſandfarbiger Rock, und Hoſen und Weſte vom gleichen Stoffe. Sein Hut aber, und der iſt berühmt, war ein Muſterſtück von einem verſchoſſenen, abgegriffenen, und eingedrückten Filze. Er ſaß ihm in der Regel ſo auf dem Hinterkopfe, als die Schauſpieler in der Komödie betrunkene Handwerksburſchen darzuſtellen pflegen. Daß eine ſolche Geſtalt nicht ihrer Reinlichkeit wegen auffällt, braucht kaum angedeutet zu werden. Doch war es nicht die Erſcheinung allein, welche das Aufſehen erregte. Herr Perleberg — ſo nennen wir ihn, um den wahren wohlbekannten Namen, der einige Aehnlichkeit mit dieſem hat, zu maskiren — war ein öffentlicher Charakter der Stadt, einer, wie ſonſt jede Stadt deren aufzuweiſen hatte; ein Mann von grimmigem Ernſte, und der doch das Unglück hat, die Zielſcheibe des Spottes der Straßenjugend zu ſeyn. Gewöhnlich waren ſonſt Frauen zu dieſem traurigen Looſe beſtimmt, die Puppen oder Vogelſcheuchen des Pöbels zu ſeyn, wie uns ja die alten Pfefferkuchenformen noch hie und da das Andenken und die Figuren ſolcher weiblichen Volkscharaktere aufbewahren.

Jedermann in der Stadt kannte Herrn Perleberg; die Augen Aller richteten ſich unwillkührlich auf ihn, wo er erſchien; die Dienſtmägde ſahen wir lächeln und lachen; aber für die Kinder war er ein Gegenſtand der Luſtbarkeit, und doch zugleich ein Knecht Ruprecht. Knaben und Mädchen liefen ihm nach, je mehr ihrer waren, um ſo lauter ziſchend, lachend, mit dem Finger auf ihn weiſend. Je ſchneller er ging, um ſo muthiger waren ſie hinter ihm her; aber wenn er ſich einmal umwandte, ſo nahm auch das ganze wilde Heer Reißaus, und nicht ohne Grund; denn wehe Denen, die er erhaſchte. Da ſchützte nicht Jugend und Geſchlecht, und man hat geſehen, wie er ein hübſches junges Mädchen, das er aus dem Haufen herausgriff, auf offener Straße für ihren Muthwillen abzüchtigte. Die Stadt iſt bergigt; im Winter iſt es das

Digitized by Google

Vergnügen der Straßenjugend, mit kleinen Rutſchſchlitten die abſchüſſigen Straßen hinunter zu fahren. Herrn Perleberg's breiter Gang reizte zu den Verſuchen, zwiſchen ſeinen Beinen mit dem Schlitten durchzuſchießen. Zuweilen glückte es, zuweilen fiel der Unglückliche dabei auf's Pflaſter; jedesmal aber gab es unendliche Luſtigkeit, Wuth und Aufruhr. Einmal nur gelang es dem Beleidigten, nicht den Uebelthäter ſelbſt, aber doch ſeinen Schlitten zu greifen. Er ſchwang ihn auf den Rücken, und ging gravitätiſch mit dem erhaſchten **corpus delicti** ſeines Weges. Vergebens baten, drohten, weinten die Knaben, ihn rührte Nichts; auch nicht das Gefolge, was ſich bei jedem Schritte mehrte, und ihn durch die ganze Stadt bis an ſeine Hausthüre begleitete. Auch hier ließ er ſich nicht erweichen, und nahm ſeine Beute ruhig in ſeine Wohnung, ohne ſie jemals wieder herauszugeben.

Indem ich das Bild meines Plebejers entwarf, habe ich ein Verſehen begangen. Ich ſchilderte nur, wie er ausſah, nicht wer er war, und Das möchte der Wirkung Eintrag thun. Wäre er nur ein ſchmutziger Straßenläufer geweſen, ſo wäre auch der Gaſſenauflauf in der Ordnung, und der Schlitten auf dem Rücken nichts Außerordentliches. Aber Herr Perleberg gehörte Geburt, Stand, Vermögen, und, wenn man will, auch der Bildung nach nicht zum Pöbel. Er war Kaufmann geweſen, und lebte, ein wohlhabender Mann, von ſeinen Renten. Man weiß keinen ſo beſtimmten Grund für ſeine Sonderbarkeiten, als für die Farbe ſeiner Kleidung. Um von einem böſen Schuldner Befriedigung zu erhalten, hatte er in ſeiner Jugend viele Stücke ſandfarben Tuch als Zahlung annehmen müſſen, und trug nun ſein Leben hindurch an ſeiner Schuld; ja, wenn er Nachkommen gehabt, vielleicht wären noch einige Generationen teſtamentariſch von ihm verpflichtet worden, gelb und braun durch die Welt zu laufen. Der Fluch der Schuld iſt, dünkt mich, von dieſer Seite noch von keinem fataliſtiſchen Dichter aufgefaßt worden.

Herr Perleberg haßte alles Exkluſive; er war ein ſpießbürgerlicher Demokrat, und ſeine Reden gegen den Adel klangen recht ernſthaft, wenn man nur nicht über den Redner ſelbſt hätte lachen müſſen. Seine vermeintlichen Rechte vertheidigte er aber wie der ſtrengſte Ariſtokrat, und nicht allein gegen die Straßenjugend, ſondern gegen Jedweden, der ſie ihm zu beeinträchtigen ſchien. Zwei ſeiner Prozeſſe erlangten Berühmtheit, und ſie leben noch jetzt im Gedächtniß unter den Namen: der Katzenprozeß und der Hutprozeß. Es wird Jedem begreiflich ſeyn, der Etwas von unſers Sonderlings Lebensweiſe kennt, daß er kein angenehmer Miether für eine reinliche Wirthin war. Ausſprechen läßt ſich nicht Alles, Vieles andeuten, wenn wir ſagen: Herr Perleberg

Digitized by Google

betrachtete ſein Zimmer als ſein Dominium, wo er befugt ſey, Alles zu thun und zu laſſen. So ſtand in der Mitte dieſes Zimmers ein gewiſſes Möbel, auf welchem er ſtundenlang ſich erholte, hier Zeitungen und Bücher las, und ſelbſt durch kein Klopfen ſich ſtören ließ, ſondern in der harmloſeſten Ruhe ſeine Beſuche empfing. Er aber ließ ſich ſtören durch den äußerſt unſittlichen Lebenswandel einer Hausbewohnerin, der dem keuſchen Sinne des alten Junggeſellen vielen Verdruß bereitete. Es war nämlich eine Katze, welche die Beſuche ihrer Liebhaber auf dem Dache unter ſeinem Fenſter in jeder Nacht empfing. Da aber die Zahl der letztern unbillig groß war, und einige derſelben natürlich abgewieſen werden mußten, ſo gab Dies zu Auftritten Veranlaſſung, die jedes Gefühl, beſonders aber das Ohr Eines, der ſchlafen will, beleidigen mußten. Vergebens hatte Herr Perleberg ſich bemüht, der Hauskatze ſittliche Regungen beizubringen, wozu er Stimme und Stock gebrauchte; als aber alle Vorſtellungen Nichts fruchteten, hatte er zum letzten Mittel gegriffen, und in einer finſtern Nacht verſtummten plötzlich die Töne der Liebe und der Leidenſchaft. Am grauenden Morgen fand man die Unglückliche todt im Hofe. Die That wurde ruchbar; das Katzenkonzert blieb zwar ſtumm, aber ein ganz anderes erhob ſich im Hauſe, und demnächſt ein furchtbarer Prozeß beim Stadtgerichte. Ob es Herrn Perleberg gelungen, bei der Kriminalunterſuchung den auf ihm ruhenden Verdacht auf die minder begünſtigten eiferſüchtigen Kater abzuwälzen, iſt uns nicht bekannt; gewiß iſt nur, daß es der Wirthin nicht gelang, den läſtigen Miether los zu werden. Nach den ſtatutariſchen Rechten der Stadt war ein Katzenmord kein Grund, um einen Miethskontrakt zu löſen. Die Wirthin in ihrer Verzweiflung griff auch zum letzten Mittel. Ueber dem Miether wohnend, bohrte ſie durch Diele und Decke kleine Löcher gerade über dem Bette ihres Miethers, und ließ dadurch allerlei Flüſſigkeiten hinunter ſickern. Herr Perleberg wurde allerdings dadurch unangenehm berührt, aber er wußte ſich zu helfen: er rückte ſein Bett an die andere Wand. Doch die Löcher in der Decke und der nächtliche Sprenkelregen folgten ihm auch hierhin; auch an einen dritten, vierten Ort. Endlich, als ſeine Decke wie ein Sieb war, und er nirgend mehr ein trocknes Lager im Zimmer fand, wich er der Macht über ihm, und zog aus.

Herr Perleberg beſchäftigte ſich nicht mit der Kunſt, aber die Kunſt beſchäftigte ſich mit ihm. Es gibt einen geſchickten Modekonditor in der Stadt, der in Kraftmehl und Zucker ihre ausgezeichneten Bewohner zu porträtiren verſteht. Einſt fand unſer Charakter ſich in unläugbarer

Digitized by Google

Porträtähnlichkeit auf dem Tiſche des Kuchenbäckers. Vergebens bewies der Konditor, daß die Bildſäule nur eine Konzeption der Phantaſie wäre; Herr Perleberg bewies, es ſey ein Nachdruck der Wirklichkeit. Die Geſetze über das geiſtige Eigenthum waren damals noch nicht erlaſſen, und zuweilen iſt Selbſthilfe mehr an ihrer Stelle, als der zweifelvolle Ausgang eines Prozeſſes. Alſo ergriff der Beleidigte ſein Konterfei, zerdrückte es, und warf es dem Künſtler vor die Füße. Auch dieſer muß es, trotz der ſchreienden Gewaltthat, nicht für gerathen gehalten haben, ſein Recht zu verfolgen, wenigſtens entſtand darüber kein Prozeß. Aber der Auftritt hatte ſo viel Komiſches, daß die anweſenden Gäſte auch ihrerſeits ſich gedrängt fühlten, dem Luſtſpiel noch einen letzten Akt anzuſetzen. Als Herr Perleberg im Zorn den Hut auf den Kopf drückte, merkte er nicht, daß man ihm verſchiedene Baiſers und flüſſige Konfitüren hineingethan. Erſt als er die Thüre hinter ſich zugeſchlagen, und der Schweiß, der in ungewöhnlicher Dicke ihm über Stirn und Wangen rann, ſogar milchweiß auf ſeinem Taſchentuche ſich ihm zeigte, brachte ihn das ſchallende Gelächter aus dem Laden zur Erkenntniß. Den Auftritt, welcher nun folgte, vermag meine Feder nicht wiederzugeben. Seltſamer Weiſe hing er aber den wohlbekannten Uebelthätern keinen Injurienprozeß an, ſondern ſtellte eine Klage wider ſie an auf Schadenerſatz wegen des ruinirten bewußten Hutes, wobei der Taxator gewiß in größere Verlegenheit gerieth, als der Richter.

Herr Perleberg war ein Mann, der die Freiheit liebte, und nicht die bürgerliche allein, der er in andern Verhältniſſen vielleicht Opfer gebracht, über welche die Welt geſtaunt hätte. Wir dürfen es wenigſtens ſchließen aus einem heroiſchen Zuge, welcher allen Bewohnern der Stadt noch in der Erinnerung lebt. Er ritt eines ſchönen Tages auf einem Philiſtergaul, der nicht ſo ſchön war, zum Thore hinaus. Auf einem Anger ſieht er Pferde, ſein magerer Renner ſtöhnt unter ihm. Das rührt ſein Herz. Plötzlich ſteigt er aus dem Bügel, entzäumt das Pferd, gibt ihm mit der Gerte einen Schlag, und ruft: „Du ſollſt auch einmal deine Freiheit genießen.“ Zaum und Zügel unter dem Arm, iſt Herr Perleberg in die Stadt zurückgekehrt; was aus dem Pferde und dem Philiſter geworden, davon ſchweigt die Geſchichte. Wenigſtens kein Prozeß, denn von dem hätten die Mägde am Brunnen erzählt.

Ein leiſer Zweifel überſchleicht mich bei Durchleſung dieſer Zeilen, ob mein Plebejer nach den hier geſchilderten Zügen auch Bedeutung genug habe, neben meinem Ariſtokraten als Genrebild zu ſtehen. Aber

Digitized by Google

ein Zug ſeines Lebens macht ihn würdig. Ich weiß nicht, wo die Gegenwart an heroiſcher Größe etwas Aehnliches bietet. Herr Perleberg reiste auf eigne Hand nach Rom, und zugleich auf eignen Füßen. Das Ziel der großen Fußwanderung lag vor ſeinen Augen. Er ſah die Kuppeln und Obelisken, den Vatikan und St. Peter, römiſche Lüfte und römiſche Geſichter wehten und wallten ihm aus der Porta Populi entgegen. Da, einen Schritt vom Thore, machte er Halt, ſprach: Perleberg, der Menſch muß ſich zu bezähmen wiſſen! kehrte um, und trat ſeine Rückreiſe an, ohne nur noch einen Blick auf die ewige Roma zurückzuwerfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eduard Duller.

Digitized by Google

Digitized by Google

Trier und Luxemburg.

Von

Eduard Duller.

Sey mir nach langer Trennung gegrüßt, ehrwürdige alte Treviris! Das Herz geht mir weit auf, da ich deine ſtattlichen Thürme wieder ſehe, und die wohlbekannten Glockentöne mich wieder mahnen: „Hier naht man der heiligen Stadt!“ Ja, nicht Köln allein kann ſich des Beinamens: „heilige Stadt“ rühmen; in goldnen Lettern prangte einſt auf deinem Neuthor, o Trier, unter den Steinbildern des ſegnenden Heilands, St. Peters, und St. Eucharius die Schrift: **„Sancta Treviris!“** und drüber ſtand der fromme Wunſch: **„Trevericam plebem dominus benedicat et urbem!“** Zwar haben diebiſche Hände die ſchimmernden Lettern ausgebrochen, aber noch ſtehen die Heiligen ſegnend und ſchützend über dem Thore; noch wallfahren die gläubigen Pilger Lenz für Lenz in die Kirche der weiland Abtei St. Mathias hinaus; noch rauſcht aus den hohen Wipfeln der Bäume um St. Paulin die Legende vom Martertod der erſten Chriſtengemeinde Trier's, des Konſuls Palmatius und der thebäiſchen Legion; auf jedem Weg und Steg findet die Andacht noch helle Spuren der religiöſen Tradition, gleichwie der Wanderer am Strande auf dem unermeßlichen tiefdunkeln Meeresſpiegel am Abend leuchtende Streifen, wie Fäden eines goldnen Gewebes,

Digitized by Google

ausgeſpannt ſieht, während die Sonne ihr Antlitz mit dunkeln Schleiern umhüllet, und die Segel am äußerſten Rande gleich weißen Möven ſich wiegen.

Im Duft und Schmelz der Legende ſtand das heilige Trier ſchon vor meinen Geiſtesblicken, als ich noch ein Knabe war und mich in Wien nirgends ſo wohl und heimiſch fühlte, als bei Beginn der Mondnacht im Rieſenſchatten des Stephansthurmes, wenn die ſteinerne Welt im falben Licht lebendig wurde, wenn ich von der Spitze des ausgebauten Thurmes das bleiche, tiefgefurchte Antlitz des alten Meiſters ſich auf mich herabneigen, und den Geſellen in wilder Haſt von Giebel zu Giebel hinanklimmen ſah, bald hinter ihm, bald vor ihm, und bald über ihm den Böſen. Damals rauſchten alle verwandten Sagenklänge in meine Mährchenwelt hinüber, und ich umklammerte jenen ungeheuern Riß und Bruch des Göttlichen und Menſchlichen, jene eingebildete Kluft zwiſchen beiden, welche das Mittelalter nur durch eine dritte Welt, durch die dämoniſche, ausfüllen konnte, mit ſolcher Knaben-Luſt und Kraft, über die man ſpäter als Mann lächeln würde, wenn man ſeiner Kindheit überhaupt anders als mit Wehmuth gedenken könnte.

Es war die Sage von dem ſogenannten „Teufelsſtein" vor'm Dom in Tier, die damals zuerſt eine Sehnſucht nach dieſer „heiligen Stadt" in mir erweckte, — eine Sage, die ſich bei ſo manchen großen Bauwerken des Mittelalters in den wunderlichſten Varianten (die Traveſtie mit eingeſchloſſen) wiederholt. Der Baumeiſter habe verzweifelt (ſo lautet die Sage), den Dombau mit eigener Kraft zu vollenden, und habe deßhalb den Beiſtand des Böſen gebraucht, dem er vorgeſpiegelt, er wolle ein Haus der argen Luſt erbauen. Und als nun der Böſe endlich erkannt, daß ihn der Meiſter betrogen, ſo habe er im Grimme eine Granitſäule niedergeſchleudert; die ſieht man noch heutzutage geborſten vor einer Pforte des Domes liegen. Ich wußte damals noch Nichts von Trier's Römerzeit und dreifachem Pflaſter, von ſeinem Amphitheater und ſeiner porta Martis, von ſeiner Belagerung durch Franz von Sickingen und von ſeinem edeln Weihbiſchoff Hontheim. Mehr als Dies Alles feſſelte mich, nachdem der leidige Böſe Trier einmal in meine phantaſtiſche Erdkunde förmlich eingeführt hatte, eine flüchtig geſprochene Ueberlieferung, welche ich wie ein Juwel feſthielt: die Nachricht vom Rocke Chriſti, welchen die heilige Maria gewebt, und welcher mit dem erwachſenden Heiland zugleich wunderbar gewachſen ſey; dieſer Rock wird im Dom zu Trier aufbewahrt (ſo hörte ich), und den Gläubigen je zu Zeiten feierlich gezeigt, und viele Tauſende ſtrömen dann in die heilige Stadt, um des Gnadenſchatzes theilhaft zu

Digitized by Google

werden, der ſich bei ſolchem ſeltenen Anlaß wie fruchtbarer Regen über ſie ergießt. Ich geſteh's gern: mit voller Inbrunſt des jungen Herzens hing ich damals an den Glaubenslehren der katholiſchen Kirche, in deren Schooß ich herangewachſen war; alle Vorſtellungen, welche ſie erſchaffen oder geheiligt hatte, umgaben meine Kindheit wie ein ungeheurer Wald erhabener Bäume voll farbiger, ſüßduftender Blütendolden, die, an langen, vielfach verſchlungenen Ranken vom grünen Blätterdach herabzitternd, über mir ſchwebten; an den Rändern der Stämme brachen ſich die Sonnenſtrahlen, das zarte Laub dazwiſchen war durchſichtig, wie Edelſtein, auf jedem Zweige ſangen prächtig geſiederte Vöglein, bald hell, wie Silberglockenklang, bald ſo ernſt und ſchaurig, daß mir das Athmen verging; hie und da öffnete ſich eine Lichtung im Dickicht zu reizenden Irrgängen, und trat ich hinein und wandelte drinnen fort, ſo fühlt' ich mich gefangen und war es gern. So recht aus Grund der Seele betete ich Chriſtum als Gott an, und ſeine jungfräuliche Mutter als Königin der Himmel, und dennoch war mir der Heiland ſo ganz Menſch, und Maria ſo ganz blos Mutter, als wären ſie beide meines Gleichen; ich fühlte es tief und warm in mir, als ob ſie Alles mit mir empfänden, und doch mußt' ich ihnen in ſtiller Nacht wieder Alles ſagen und vertrauen, was ich auf dem Herzen trug, alle jene tauſend kleinen Sorgen, die ein Kind oft um die geringſte Kleinigkeit der nächſten Stunde, des nächſten Tages hat, ſo wie alle jene tauſend großen Hoffnungen auf eine reiche Zukunft, die in einer engen Knabenbruſt ſo viel Platz haben, und ſo wenig Platz in der weiten Welt. Dies kindliche Vertrauen, das auch in Greiſenherzen kindlich bleibt, iſt wohl der ſüßeſte Duft im Kelch jener Wunderpflanze des Katholizismus, die um ſo höher in den Himmel hineinwächst, je tiefer ſie ihre Wurzeln hinabſenkt in die Menſchenbruſt. Dieſe reinmenſchliche Auffaſſung und Darſtellung des Ueberſinnlichen, welche das Gemüth ſo ganz und gar umfriedete, und der regen Einbildungskraft noch immer einen ſo weiten Spielraum ließ, war der Zauber der Poeſie, der mich an den Katholizismus feſſelte. Die unſichtbare Welt des Glaubens war das Paradies meiner Kindheit; ich mußte es verlieren, als ich den Baum der Erkenntniß fand. Die goldne Mährchenwelt der Kindheit verſchwand, wie jene alten Städte in den Meeresgrund hinabſanken, über deren Thürmen und Zinnen jetzt ſtolze Kauffahrer dahin ſegeln. Aber noch lange nachher zogen leiſe Glockentöne der verſchwundenen Herrlichkeit in die Träume des Jünglings, und die Sehnſucht bebte in mir fort, wie ein Nachhall erſter Liebe.

So hatte ich mir denn aus Legenden ein idealiſches Bild Trier's

Digitized by Google

erſchaffen und es lange treu bewahrt, als ich nach manchen Kreuz- und Querfahrten dieſe Stadt endlich wirklich vor mir ſah. Meine religiöſe Weltanſchauung hatte jedoch indeſſen manchen Ballaſt über Bord geworfen; leicht und keck flog das buntbewimpelte Schiff auf den Wellen dahin. Ich hatte das Steuerruder führen gelernt, und freute mich, daß ich mich nicht mehr auf Lootſen zu verlaſſen brauchte. Das männliche Bewußtſeyn gefiel ſich nicht mehr in dem reizenden Spiel der Sinne, nicht mehr in jener idealen Gefangenſchaft, in jenem blühenden und duftenden Labyrinth. Ich erkannte die Vernunft als neue Ariadne, die uns den leitenden Faden gibt, und dachte nur mit Schmerz, wie lange man ſie auf Naxos ausgeſetzt und die Landung auf dieſem Eiland jedem Segler eben ſo ſtreng verwehrt hatte, wie jene auf dem öden Strande von St. Helena. Kurz, die Stelle meiner buntſchillernden Träume hatten Ideen eingenommen, und ich bekannte mich zu jener „ſtreitenden Kirche", deren Säulen Wahrheit und Recht heißen, und von der ich hoffe, daß ſie einſt zur „triumphirenden" wird. Indem ich nun auf jenem Entwicklungsgange fortgeſchritten war, hatte ich, wie es nicht anders ſeyn konnte, rechts und links viele Blüten abgeſtreift, die mich früher entzückt hatten; auch manchen Dornſtich empfand ich, und oft mußte ich durch nackte Sandſteppen waten, die ich einſt von ferne für wogende Saatfelder gehalten hatte. Was lag daran! Blieb doch der Himmel über mir immer derſelbe mit ſeiner Sonne und ſeinen Sternen, dieſe ewige Wahrheit und dies ewige Gedicht! Fühlt' ich doch in jedem Sturm, wie in jedem Säuſeln, den Odem des großen Dichters! — Sah ich doch auf jedem Blatt, das friſch aus der Knoſpe brach, wie auf jedem, das welk auf der Erde lag, die Schrift, die ſein Finger darauf geſchrieben! — Ahnt' ich doch in dieſer ewig fortſchreitenden „Weltpoeſie" der Natur und der Menſchheit — die ewig neue „Weltverſöhnung." So durchaus verändert, entſchieden, und entſchloſſen betrat ich Trier. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich dort die religiöſe Weltanſchauung, in welcher ich in Wien erzogen war, vollkräftig, blütenreich, in innigſter, unlösbarer Verbindung mit Geſchichte und Nationalität wiederfand. Es war mehr, als der Gegenſatz meiner eigenen widerſprechenden Weltanſchauung zu der in Trier ſeit Jahrhunderten ruhig und ſicher herrſchenden, — es war der Gegenſatz meiner Vergangenheit und Gegenwart ſelbſt, der mich überraſchte. Zufrieden mit meiner Errungenſchaft, blickte ich ohne Sehnſucht, aber mit Wehmuth auf Das, was ich einſt wie ein Vermächtniß beſeſſen; ich kam mir vor, wie ein Verſchollener, der keinen Anſpruch mehr an den Familiennachlaß hat, und der dennoch, wenn er nach langen Jahren

Digitized by Google

in'ſ Vaterhauſ heimkehrt, dieſe oder jene Reliquie des Vaters, die den Erben vielleicht gering und werthlos ſcheint, als ſein eigen betrachtet, nicht nach dem Buchſtaben des Rechts, ſondern nach dem ungeſchriebenen Recht des Herzens. So ging es mir mit einzelnen Bildern aus meiner erſten Weltanſchauung; ſie waren mir ſtehen geblieben, — wenn auch nicht auf dem granitenen Sockel des Dogma's, doch friſch und lebendig durch den Frühlingsodem der Poeſie, der ſie für alle Zeiten belebt. Die Blüten der Legende waren mir noch immer werth, inwiefern ſie nämlich rein menſchlich und poetiſch erſchienen, inwiefern ſie entweder eine höhere Idee gleichſam als leibliches Symbol umſchloſſen, oder inwiefern ein allgemein nothwendiges und gültiges Gefühl, einer ſtarken Quelle gleich, welche ſich durch alle Erdſchichten hindurch den eigenen Weg gebahnt hat, plötzlich an einer Stelle zu Tage kam, wo man es ſo wenig erwartet hatte, daß man aus reiner Verlegenheit oft zu einer Lüge ſeine Zuflucht nehmen mußte, um den mächtigen Drang der Naturwahrheit zu entſchuldigen; kurz, ein Farben=Grundton zu dem poetiſchen Bilde Triers war für mich da. An jene Legenden reihten ſich mir nun, wie Kinder Eines Vaters, wenn auch verſchiedener Mütter, die profanen Sagen, und zwiſchen alle trat die Geſchichte in die Mitte, welche ſie überragte. Die Geſchichte wirkte mir auf meinem Bilde Triers das Poetiſche erſt recht kräftig aus; ſie ſchärfte die Umriſſe, ſie hob das Licht durch ihre Schatten, das Einzelne durch die Gruppen, den reizenden Schein durch das Weſentliche des Charakters. Ich ſah die großartigen Denkmale der alten Kunſt, als Zeugen des früheren Glanzes, der einſtigen Herrlichkeit, — Grundveſten, auf denen der alte Nationalſtolz jetzt gebeugten Hauptes ruht, wie jener Jeremias auf den Trümmern des Tempels. Wie viel poetiſche Elemente liegen in dieſen Gegenſätzen von Vergangenheit und Gegenwart, von Glanz und Schatten, geſchichtlichen Gegenſätzen, wie man ſie bei wenigen deutſchen Städten in gleicher Intenſität finden mag! Eine großartige, reiche, und tief ergreifende Elegie! — Die friſche, unverdorbene Jugendkraft im Volkscharakter legte jedoch ein mächtiges Gegengewicht in die Wagſchaale. Ich lernte die Trierer kennen, und überzeugte mich, wie ihr innerer Fond ſie geſund und unverfälſcht erhält, wie ihre ſcharfausgeprägten Eigenthümlichkeiten im Laufe ſo vieler Jahrhunderte dieſelben geblieben ſind. Es iſt ſo viel urſprünglich Tüchtiges in ihrem Volkscharakter, daß ſich ein tüchtiger Menſch darüber nur freuen, ſich unter ihnen nur behaglich fühlen kann. Und nun noch das Bild der Landſchaft! Alle jene einzelnen Momente, das religiöſe, das geſchichtliche, und das pſy=

chologiſche, umfaßt die Natur harmoniſch im ſchönen, poetiſchen Rahmen. Ein breites Thal liegt wie ein üppiger Fruchtgarten vor meinen Blicken. Die ſchöne lotharingiſche Jungfrau Moſella durchwallt es langſam; gleich als wolle ſie dort am Abhange des Gebirges noch verweilen, welches ſich in's Thal hinein vorſchiebt und es zu ſchließen ſcheint, ſo wendet ſie ſich im weiten Halbkreiſe, um dieſes noch einmal zu erblicken und liebend zu umfangen. Gen Oſten, zur Rechten, ſteigen ſanfte Hügel empor, das ſind die letzten Ausläufe des Hundsrücks, bis oben hin mit Reben bepflanzt; aus dem grünen Weinlaub ſchimmert der helle Landſitz hervor; hoch oben winkt unter Bäumen das einfache Bethäuschen den Pilgern zu, welche den ſchmalen Stationsweg hinanwandeln. Weiter hinab der ſtattliche Bau der weiland Abtei St. Maximin, der Thurm von St. Paulin, Kürenz und ſein Schlößchen. Ich wende mich; da ſeh' ich jenen runden, rebenbepflanzten Vorberg, welcher die Mauerreſte des Amphitheaters verbirgt, und gegenüber vertieft ſich der Thalkeſſel, wo ſich einſt die Naumachie befand. Zunächſt daran öffnet ſich das enge, fruchtreiche Thal der Olevig, an deſſen Pforte ſich rechts der heilige Kreuzberg erhebt, einſt der römiſche Zirkus. Weiterhin ſteigt der breite Kirchthurm der geweſenen Abtei St. Mathias empor, dahinter gewahr' ich die Höhen des Matheiſerwaldes, und rechts hinab die Berge des Hintergrundes, in weichen Formen und mit ſanft geſchwungenen Umriſſen; ſcheint es doch, als wolle einer von dieſen grünen Nachbarn dem andern Platz machen, damit das Auge ſie alle recht überblicken kann; ſo ſcheiden ſich die Berge in Gruppen, und über allen ſchwebt der heitere Friede eines Idylls. Von dort her eilen der Moſel die raſche Saar, die blaue Sauer in die Arme; von dort her tritt ſie ſelbſt in's Trierſche Thal. Und nun gen Weſten! Da breitet ſich, dem Thurm von St. Mathias ſchräg gegenüber, die geſegnete Flur von Euren aus, und hebt ſich die ſanfte Halde hinan, oder, richtiger geſagt, wie ein bunter Teppich hängt ſie hernieder von dem bewaldeten Bergesrücken, aus deſſen kühler, dunkler Schlucht dort „Balduins Haus“ hervorblickt, ſo recht als Ruheſitz eines alten Helden zu erkennen, der behaglich vom ſtillen Erker hinabſchauen mag auf die menſchenwimmelnde Stadt. Nun ſteigen die Abhänge des Eifelgebirges immer ſchroffer empor, — rothe Sandſteinwände, zu denen ſich die Rebenpflanzungen hinanſchmiegen; ſchöne Gruppen von ſchlanken Kaſtanienbäumen leih'n den kühnen Riffen und Maſſen einen ſüdlichen Charakter, während ich die alte ſteinerne Moſelbrücke und gegenüber die Vorſtadt Barbeln gewahre. Seht, dort hoch oben auf dem Markusberg, am ſteilen Rande ſteht die Einſiedelei,

Digitized by Google

deren Bewohner in ſeiner dunkeln Kutte eben den ſteilen Pfad herniederſteigt, um in der Stadt die heilige Meſſe zu hören; weiter hin am Saume des Bergrückens raget das alte Kreuz. Tiefer unterhalb winket Steinshäuschen, zwiſchen freundlichen Gartenanlagen halb verdeckt; jetzt gewahr' ich die Hütten, an und in die Felſen gebaut, längs des Wegs, der zu der Höhe führt; frohe Menſchen ziehen den Pfad hinauf zu „Wettendorfshäuschen", welches dort jenſeits des ſcharfen Thaleinſchnittes auf der ſchroffen Felswand thront. Weiter hin windet ſich die prächtige Heerſtraße, die nach Aachen führt, den Berg hinan; Du beſtaunſt die kühn geſprengte Napoleonsbrücke, und wandelſt Du dann unten am Saume der Moſel weiter, ſo verliert ſich Dein Blick in der engen Schlucht, welche der ſtäubende Mühlbach durchtost; die Räder drehen ſich, die Mühlen klappern, und unwillkürlich kommt Dir dabei eins jener Schubert'ſchen Lieder auf die Lippen, die ſo einfach, ſo innig vom Herzen zum Herzen klingen, oder Du erwarteſt, ob nicht Göthe's Müllerin auf den grünen Raſen heraustritt, oder ob Du ſie wohl in der Laube entdecken kannſt. Weiterhin ſchaut von einer hohen, breiten Kuppe, hinter welcher ſich der ſteile Kockelsberg erhebt, „Weißhäuschen" in's Stromthal hinab. Von der Terraſſe dieſer ſchönen Villa beherrſcht das überraſchte Auge das ganze reiche Rundgemählde; zunächſt am andern Ufer des Stromes ruht es auf den ſchönen Anlagen von Nell's Ländchen, auf St. Maria, dicht am Saume des Waſſers, und auf jenem Garten, wo „die Saat von Gott geſät, am Tage der Garben zu reifen," im Schoos der Muttererde geborgen liegt; weiter hinten auf Kürenz, St. Maximin, und St. Paulin. Jetzt entfaltet ſich die Stadt in ihrem ganzen Umfang, welcher ſich ſcheinbar vergrößert, weil ſie mit ihren Vorſtädten gleichſam ein Ganzes vorſtellt; aus dem Labyrinth der grauen Schieferdächer, aus dem Grün der Alleen ragen der alte Römerbau, die **porta Martis** majeſtätiſch empor, und der ehrwürdige Dom mit ſeinen vier Thürmen, und dicht daran die Liebfrauenkirche, dann die hohe Mauer des ſogenannten „römiſchen Pallaſtes" (eigentlich einer römiſchen Baſilika), und der Thurm von St. Gangolph. Vorne an der Moſel liegen die freundlichen Häuſer der Vorſtadt Zurlauben, die Gebäude von St. Martin, das Zollgebäude und die Krahnen, tiefer hinein der Thurm von St. Paul, und noch weiter hinten wieder der von St. Mathias, und wenn das Auge über die Auen der Moſelinſel ſchweift, gewahrt es wieder die Brücke, deren baſaltene Pfeiler ſeit ſo vielen Jahrhunderten, der Macht der Elemente zum Trotz, noch ſo gewaltig daſtehen, als wären ſie von geſtern. Welch' ein Bild, großartig und anmuthig zugleich, voll

Digitized by Google

Abwechslung, und dabei als Ganzes ſo abgeſchloſſen, wie nur immerhin der Genius eines großen, gereiften Künſtlers es auffaſſen könnte! Wackerer Römer Auſonius, Sänger der **Mosella**, dein **gradus ad Parnassum** war der ſteile Pfad zu dieſer Felskuppe, auf der ich jetzt ſtehe, und ihr „Touriſten" von heutzutage, die ihr blos vom ewig jungen Vater Rhein zu erzählen wißt, kommt hieher, und fraget Euch, ob ſeine reizende Braut, die Moſel, nicht auch eines deutſchen Liedes werth iſt, ſo voll austönend, wie jenes: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben?"

Was mich betrifft, ſo bekenne ich: ſo ſchön ſich das mährchenhafte Bild Triers im blauen Duft, im wunderbarſten Farbenſchmelz vor meiner Knabenphantaſie ausnahm, — es erſcheint mir kalt und farblos im Vergleich zur Wirklichkeit.

Triers Geſchichte! Verzeiht, meine Freunde, das iſt eigentlich kein Stoff für eine flüchtige Skizze; es iſt ein Stoff, der ernſt und tüchtig behandelt ſeyn will, wie eine von jenen Römerbauten, welche ihr in Trier umwandelt, und aus deren verſteinertem Kitt man heutzutage Säulen meißeln könnte. Eine Geſchichte Triers verlangt gewaltigere Arme, als die meinigen, und ſie hat ſolche unter den Trierern in der That gefunden. Da ſind Männer voll eiſernen Fleißes und voll goldner Vaterlandsliebe, denen keine Nachforſchung zu langwierig, keine Berechnung zu ſchwierig, keine Vergleichung zu entfernt war; dieſe Männer haben wahrhaftig gethan, was nöthig und möglich war.

Aber was will denn nun der Cicerone neben ihnen? Er ſagt ganz einfach: „Liebe Freunde, ich bin auch weit entfernt, mich für einen Cicero auszugeben. Ich wand're, wenn ihr's vergönnt, mit euch von einer zur andern Stelle, welcher die Geſchichte ihr Siegel aufgedrückt hat; dann halte ich euch auf, und bitte euch: weilet mit mir; denn hier reden die Steine ſelbſt, und es iſt ſo ſchön, ſolchen Memnonstönen zu lauſchen, es iſt ſüß, ſich dabei in alte Zeiten zurückzuträumen. Und ſo laßt uns froh die Spanne Zeit genießen, die uns Gott auf dieſem ſchönen Fleck ſeiner Erde zu genießen gab! Laßt uns nicht ängſtlich ſcheiden und ſondern, wenn uns zwei Schweſtern,

Digitized by Google

Geſchichte und Sage, zugleich denſelben Becher vollſchenken. Wohl, auf, ich bring' es euch!"

Den Marsberg hinan, meine Freunde! —

Auf dieſem runden Hügel, deſſen Umkreis aufgegraben iſt, wollen wir uns lagern. Wißt ihr, wer unter dem Hügel ruht? Ein heidniſcher Königsſohn aus dem fernen Morgenland, Trebetha mit Namen. Das war ein Sohn des Ninus, der in ur-uralten Zeiten über Aſſyrien herrſchte, und die ſtolze Semiramis zur Hausfrau hatte, das ſchönſte und gewaltigſte Weib auf dem Erdboden. Semiramis aber vertrieb ihren Stiefſohn Trebetha aus ſeinem väterlichen Königreiche Babylon, und Trebetha zog fort aus den Ländern des Aufgangs, und kam in's Abendland. Und ſeit er aus der Heimath gegangen war, gefiel ihm kein Land ſo trefflich, wie dies geſegnete Thal; da ſteckte er ſeinen Wanderſtab in die Erde, und ſprach: „Hier iſt gut Hütten bauen," und legte den Grund der Stadt Trier, die ihr hier unten in ihrer Schönheit ſeht. Solches iſt geſchehen wohl über 1900 Jahre nach Erſchaffung der Welt, und 1250 Jahre, bevor die Stadt Rom erbaut worden. So meldet die Sage. Ich ſehe euch ungläubig lächeln; ihr blickt auf die ausgegrabenen Mauerreſte des angeblichen Heidengrabes; ihr erklärt dieſelben eher für Reſte eines runden Tempels! Ja, ſo meinten auch ſchon andere kundige Leute, meine Freunde! Doch ſteiget nur hinab in die Stadt. Noch heute könnt ihr auf dem „rothen Hauſe," das euch von außen durch ſeine alten Steinbilder und Zinnen, und von innen durch ſeinen guten alten Mosler überraſcht, die Schrift leſen:

„Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis.
Perstet et aeterna pace fruatur. Amen!"

Und genügt euch dies Zeugniß noch nicht, ſo wandelt in den Saal des Rathhauſes; da hängt ein altes Bild an der Wand, das man aufgefriſcht hat; die Schilderei weist euch treu und naiv, Zug für Zug, Alles, was ich euch erzählte. Im vollen Ernſt: lächelt nicht über jene Sage! Die Sage überhaupt iſt die weiche, bunte Schaale, in welcher der harte, unverwüſtlich fortzeugende Kern der Geſchichte geborgen bleibt. Und wißt ihr wohl ſo beſtimmt, ob ein kindlich ſinnenfreudiges Geſchlecht den Kern bewahren würde, wenn ihn nicht jene liebliche, lockende Schaale umſchlöſſe? Es würde ihn vielleicht längſt unbeachtet weggeworfen haben, unter Steine, wo er hätte verkommen müſſen, während es ihn heilig und theuer hält, weil der Farbenſchmelz auf dem Sammt ſeiner Schaale faſt immer ein Reflex ſeiner eigenthümlichen Farbe iſt, woran es ſein Allereigenſtes erkennt.

Digitized by Google

Das iſt jedenfalls gewiß, daß man, wenn man die Wahrheit über Urgeſchichte einzelner Völker oder Volksſtämme ſucht, oft weit ſicherer geht, die Sage zu erforſchen, als ſich in jenes Labyrinth von Hypotheſen einzulaſſen, welches ältere Gelehrte im Schweiß ihres Angeſichts ausgewühlt haben; iſt man in die tiefſte Tiefe eines ſolchen eingedrungen, ſo läuft man meiſtens Gefahr, mit dem Kopf wider eine verſteinerte fixe Idee zu rennen. Drum, meine Freunde, heute Nichts von Kelten als Ureinwohnern dieſes Thals, über dem die Sonne jetzt ihre volle Pracht ausgegoſſen hat. Ich halte mich an die Trevirer; was kümmert uns heute jener Urſtamm, der im Zwielicht der Ueberlieferung noch hinter den Trevirern liegen mag? Und die Trevirer waren Deutſche, und die Deutſchen waren bieder und treu, gaſtfrei und fromm; und das ſind ja die Trierer auch noch heute. Urſprünglich freie Männer, hatten ſie ſpäter mit den Römern ein Bündniß geſchloſſen; aber die alte Freiheitsluſt fühlte bald das drückende Uebergewicht, und Induciomar, ein Mann von altem Schrot und Korn, trat muthig den Römlingen und Römern gegenüber. Ein großer Entſcheidungskampf begann; da ward der ganze Stamm der tapfern Eburonen aufgerieben, da wurden die Trierer beſiegt. Füllt die Gläſer, meine Freunde! Dem Andenken der alten Freiheit!

Und wie die Tropfen den Gläſern entſtürzen, ſo laſſet uns denken: Jahrhunderte ſind's, die entrollen. Wie klug ſuchte der weltherrſchende Römer ſeinen Beſitz ſich zu ſichern. Römiſche Landeseintheilung, römiſche Geſetze, römiſche Beamte, und — eine römiſche Kolonie in Trier! Gallier und Belgier erhalten das römiſche Bürgerrecht. Halt, luſtige Zecher, einen Augenblick halt! Dünkt es mich doch, ich hörte dort unten an der Moſelbrücke abermals das Toſen eines Freiheitskampfes; ich ſäh' römiſche Legionen ſchon wanken vor deutſchen und galliſchen Schwerteshieben. Das iſt der wackere Bataver Claudius Civilis, das ſind die Trierer unter ihren kühnen Häuptlingen Tutor und Claſſicus; ſchon haben ſie das Römerlager genommen, die Brücke beſetzt; aber grimmig treibt Cerialis, der erprobte Römerfeldherr, die Seinigen auf's neue in den Kampf, die einundzwanzigſte Legion entſcheidet ihn; die Deutſchen fliehen, und ihre Leichen hemmen die blutgefärbte Moſel im Lauf.

Zeiten dahin, — und hell wird's vor meinen Augen. Der römiſche Adler entfaltet ſeine rauſchenden Schwingen über dieſem Thale; Trier ſeh' ich als Stadt einer römiſchen Provinz (der **Gallia belgica comata**); ſchon iſt ſie ein zweites Rom ſelbſt geworden; **Augusta Trevirorum** wird ſie jetzt genannt, und der volle Nimbus kaiſerlichen Glanzes

Digitized by Google

umgibt ſie. Breite Heerſtraßen, vom Handel römiſcher Kaufleute belebt. führen ſtattlich zu ihr herbei von Köln und von Mainz, von Rheims und von Metz; von Reben ſtrotzen die früher kahlen Höhen; ſegnet das Andenken des kaiſerlichen Weinfreundes Probus, ihr frohen Waſſerhaſſer an der Moſel! Geſchmackvoll gebaute Waſſerleitungen ſchwingen ſich in kühnen Bogen von einem Rebenhügel zum andern. Ja, dort neben der Heerſtraße, die gen Köln führt, entdeckt ihr ſogar einen Weinkanal; da ſtrömt der Feuertrank in goldnen Wellen nach Köln hinab; eine kryſtallne Muſchel ſchwimmt darauf, und in der Muſchel ſitzt die Sage und neigt lächelnd das ſinnige Angeſicht. Seht, wie gewaltige Vertheidigungsthürme die Stadt umgeben! Hoch über die Mauern raget die Porta Martis empor, welche für ein Werk des Kaiſers Conſtantin des Großen gilt. Ein impoſanter Bau aus Sandſteinblöcken; das Mittelgebäude enthält zwei Doppelthore, über welchen zwei Stockwerke von Hallen; zu beiden Seiten umſchließen es Flügel, welche gegen das Land hinaus trotzig als halbrunde Thürme vorſpringen und das Mittelgebäude um ein Stockwerk überragen; gegen das Innere der Stadt ſtellen ſich Hauptgebäude und Flügel als eine einzige Fronte dar, obwohl die Flügel auch hier, jedoch in gerader Linie, etwas vortreten; jedes Geſchoß iſt mit toskaniſchen Säulen geziert, welche bei den oberen die Hallenfenſter ſcheiden; doch nur der weſtliche Flügel hat ſeine volle Höhe erreicht. Stolze Triumphbogen und Palläſte verkünden auch bis an die Saar hinauf den Ruhm der Kaiſer, welche ſich Trier zur Reſidenz erkohren haben; dort ſeht ihr die Giebel der Tempel, die Säulen des Forums, das Kapitol und das Senatsgebäude, die prachtvollen Getraidehallen und Magazine, die Bäder und Theater, Alles geſchmackvoll, großartig und tüchtig, ſo recht nach Römerart und Römerſinn; und an der Moſel pranget die porta inclyta mit ihren goldnen Sternen, den Schiffen ein Leuchtthurm zugleich. Zwei Stunden ſtromaufwärts von der Stadt, am linken Ufer, wo die Heerſtraße nach Rheims führt, ragt das Monument der Sekundiner, von unten bis oben reich mit Bildwerken geſchmückt. In der reichen, menſchenwimmelnden Stadt hat die gelehrte Bildung ihren Sitz aufgeſchlagen; weit und breit ſind Triers öffentliche Schulen durch die Männer berühmt, welche daraus hervorgegangen, durch den römiſchen Sänger Auſonius zumal, der Trier und die Moſel in prächtigen Bildern beſchrieben. Seht, wie dort die Bürger des römiſchen Volkes in dichten Schaaren hinauseilen zum Amphitheater, um ein blutiges Schauſpiel zu ſehen! Wie ſie ſich haſtig durch die ſüdliche und nördliche Pforte hineindrängen, und zu ihren Sitzen hinaneilen! Schon iſt der weite Kreis von Zuſchauern gefüllt, Kopf an Kopf;

nur die Arena iſt noch leer, ihr Schieferfelsgrund glüht vom Sonnenbrand. Dumpfes Gebrüll der Raubthiere in ihren Höhlen, dumpfes Gemurmel der Zuſchauer auf ihren Sitzen, — dumpf und ſtark, wie Brauſen des Meeres vor dem Sturm. Conſtantinus gibt heute ein Schauſpiel, großartig, wie es dem Kaiſer ziemt, es zu geben, wie es römiſchen Bürgern ziemt, es zu ſchauen, — Barbaren ſollen mit Thieren kämpfen. Seht! da werden kriegsgefangene Barbaren auf die Arena herausgeführt; ein paar tauſend Franken ſind's, auch Fürſten darunter; Das erhöht den Glanz des Feſtes. Wie ſie waffenlos ſo trotzig zu Boden ſtarren, und die Ueberwinder keines Blickes werth halten! Das Zeichen wird gegeben. Jetzt öffnen ſich die Behälter; die hungernden Raubthiere ſtürzen heraus, und erfaſſen im Sprung ihre Opfer. Menſchenblut, deutſches Blut, ihr ſchauluſtigen Römer, dampfet auf dem glühenden Felsgrund und fließt in den Graben am Podium. Klatſcht auf den Sitzen, aus den Logen, der beliebten Jagd! Oder geſchah euch noch nicht genug? Verlangt die Rache, die unſichtbar im Dampfe des Blutes hoch über euren Häuptern ſchwebt, noch mehr Opfer, um das Maß voll zu machen? Noch mehr! Die Raubthiere ermatten; weniger verwöhnt, als das weltbeherrſchende Volk, wollen ſie die Koſt nicht weiter berühren, da der Hunger geſtillt iſt; da rennen die Franken, in Stolz und Verzweiflung, aneinander, faſſen ſich, und geben ſich ſelber den Tod, um den Siegern nicht länger das Schauſpiel zu geben. Wenden wir die Blicke davon ab! Lieber dorthin zur Naumachie oder zum nahen Zirkus hinan, wo Roſſe und Wagen im Wettkampf dahinfliegen. Doch auch dort hinüber verfolgt mich das Stöhnen der ſatten Thiere, und noch grauſenhafter der Beifallsruf der ſchauluſtigen Menge des Amphitheaters. Oder eilen wir in das Pantomimentheater, deſſen mahleriſche Ruinen mit ihren zierlichen Bogen, mit ihren Gängen, Gemächern, und Heizanſtalten, unter dem Namen der „Bäder“ bekannter ſind. Auch dort ſtarren uns unter den lachenden Masken Angeſichter der Schlachtopfer, vom Todeskrampf verzerrt, an. Fort! flüchten wir uns in eines von jenen Landhäuſern, wie ſie mit der Pracht ihrer Granitſäulen, ihrer glänzenden Giebel, ihrer marmornen Statuen, ihrer zierlichen bunten Moſaiken, rings auf den Höhen an beiden Stromufern das Thal ſchmücken. Aber mitten durch allen Luxus, welcher dort die reichen Beſitzer umgibt, mitten durch den Lärmen ihrer Lukulliſchen Gelage, wie durch die Stille ihrer ſybaritiſchen Bäder, ſchallt noch immer jener grauſenhafte Ton. Und wie dort die Kaiſer in ihre **Augusta Trevirorum** einziehen, im vollen Glanze der Selbſtherrſcher, mit allen Schätzen und Gelüſten des Morgenlandes, mit ihren Legionen und

Digitized by Google

Sklaven, mit ihren Günſtlingen und Panegyrikern, und wie das Volk ihnen entgegenwogt und ſich ehrfurchtsvoll zur Erde wirft, — bemerkt ihr den grauen Bettler nicht, der da mit im Gefolge herankommt? Schritt für Schritt ſtreift er mit dem Saum ſeines geflickten Mantels an die Kaiſer, an ihre Feldherren, und an ihre ſchmeichleriſchen Lobredner; Schritt für Schritt berührt er mit ſeinem Wanderſtecken die Triumphbogen, die Tempel der alten Götter, das Forum und die Palläſte. Mir iſt, als hört' ich ein dumpfes Toſen und Rollen, als ſäh' ich die ſteinernen Bilder auf ihren Sockeln, die Säulen unter ihren Kapitälen wanken, die ſpiegelblanken Marmorwände von Riſſen wie von blutigen Adern durchzogen. Was ſoll Das bedeuten? Wer iſt der Bettler? Der Fluch, der Roma's Weltherrſchaft erſchüttert. Ihr Imperatoren, ihr Konſtantine und Valentiniane, du Gratianus, du Theodoſius, der ſtolze Klang eurer Namen, der Jubelſturm eurer Triumphe, ſie werden ein majeſtätiſches Getöſe zum Nachhall haben, wenn das ungeheure Gebäude der alten Weltordnung mitſammt ſeiner goldnen Kuppel, der römiſchen Weltherrſchaft, zuſammenſtürzt, und die Sühnflut der Völkerwanderung, vom Sturmesodem des Weltgerichts gepeitſcht, über die Trümmerhaufen dahinrauſcht.

Die Gläſer gefüllt, meine Freunde! Ich bring's dem Schönen und Wahren, das in allen Fluten und Stürmen unvergänglich bleibt! Und der neuen Zeit bring' ich es! Seht, wie ſie ſich aus den Waſſern emporringet. Wie die neue Taube, die des Chriſtenthums, der heilige Geiſt, ſtatt des einen grünen Zweiges einen ganzen reichen Lenz heranbringt für alle Lande! Wie über allen Trümmern, über allem Graus der Zerſtörung der Friedensbogen ausgeſpannt iſt, — ſtatt der eingeſunkenen kaiſerlichen Triumphbogen, — ein rieſiges Thor, durch welches die ganze Menſchheit den Weg in's Reich des ewigen Vaters vor ſich offen ſieht!

Seht, eine holde Jungfrau ſchwebet herein in's ſtille Thal. Ihr Antlitz, rein und klar, leuchtet wie Sonnenſchein; ein weißes prieſterliches Gewand umwallet ſie; emſig ſucht ihr Auge am Boden zwiſchen den Trümmern rings umher, wie das Aug' einer Mutter nach verlorenen Kindern. Es iſt die heilige Sage, welche unter wüſten Steinhaufen die Gräber der Blutzeugen aufſucht, und wo ſie eines findet, und wo ſie irgend eine helle Spur gewahrt, welche die erſten Bekenner des Chriſtenthums zurückgelaſſen, da richtet ſie fromm die geſtürzten Säulen der alten Tempel wieder auf, und füget die Steine zur Wand, die Ziegel zum Dach; ein chriſtliches Heiligthum erhebt ſich über den theuren Reſten, und die Leiche des Märtyrers wird zum Mittelpunkt

eines neuen Lebens. Und nun horcht, was die Legende von der Einführung des Chriſtenthums bei den Trierern erzählt: „Zur Zeit, da Claudius Kaiſer war über das römiſche Reich, hat der Apoſtel Petrus zu Rom das Evangelium verkündigt, und fromme Männer als Boten des wahren Glaubens in alle Länder ausgeſandt. Und in das belgiſche Gallien ſchickte er den Eucharius, einen von den zweiundſiebenzig Jüngern Chriſti, und gab ihm zwei Genoſſen: den Valerius, als Diakon, und den Maternus, als Subdiakon. Aber auf der Reiſe im Elſaß ſtarb Maternus, und Eucharius zog hierauf mit Valerius gen Rom, zu St. Petrus; dem klagten ſie den bittern Verluſt. Sankt Petrus aber gab ihnen ſeinen Hirtenſtab, und hieß ſie zum Grabe Materni zurückwallen, und dieſen mit dem Stabe berühren. Und als ſie Dies thaten, erhob ſich Maternus, nachdem er vierzig Tage lang im Grabe gelegen hatte, voll neuen Lebens, und fuhr mit Eucharius und Valerius gen Gallien. Dort unterwieſen die drei heiligen Männer das Volk im chriſtlichen Glauben, und tauften Viele; alſo pflanzten ſie auch in Trier zuerſt die Keime des Chriſtenthums. Und Eucharius iſt der erſte Biſchoff in Trier geweſen; auf ihn iſt ſein Genoſſe Valerius gefolgt, und auf dieſen Maternus, welcher den biſchöfflichen Hirtenſtab ſo viele Jahre lang führte, als er Tage im Grabe gelegen hatte. In der Kirche zu St. Mathias liegen dieſe drei erſten heiligen Biſchöffe Triers begraben.“ — Den blutrothen Hintergrund dieſer Ueberlieferung bilden die Chriſtenverfolgungen; da gehen die Kirchen, welche ſich die neue Gemeinde unter der Herrſchaft edler Kaiſer erbaut hatte, in hellen Flammen auf, und zahlloſe Gläubige beſiegeln die religiöſe Ueberzeugung ſtandhaft mit ihrem Herzblut. So unter Valerian, und beſonders unter Diocletian (284—305). Zur Zeit des Letzteren (286) hat ſich, wie die Legende berichtet, die „große Trier'ſche Märtyrung“ begeben. Da war der grauſame Rictius Varus Präfekt. Der ließ den Konſul Palmatius, weil dieſer ein eifriger Chriſt war, und mehrere Trier'ſche Rathsherrn, ſo wie drei Kohortenführer und viele Soldaten der thebäiſchen Legion, auf dem Campus Martius hinrichten. Freudig gingen die Bekenner alle in den Tod, und gewannen die ewiggrüne Palme. Bis Neumagen hinab war die Moſel roth von ihrem Blut. So iſt es zum zweiten Mal der Name *Varus*, auf welchen in deutſchen Landen die gekränkte Freiheit ihren Fluch gelegt, — die politiſche Freiheit auf jenen Quintilius Varus im Teutoburger Wald, die Glaubensfreiheit auf dieſen Rictius Varus im ſchönen Moſelthal. Jener Quintilius Varus gab ſich in Verzweiflung den Tod; dieſen Rictius Varus reißt die Sage als unverſöhnbare Nemeſis aus dem Grabe: ſie ver-

Digitized by Google

dammte ſeinen Geiſt, noch Jahrhunderte lang ohne Ruh und Raſt zu wandern in den öden Trümmern der Römerwelt. Um Mitternacht ſchweift er in den Räumen des Amphitheaters, deſſen Mauern die Mönche von Himmerod zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgebrochen haben, um die Steine zum Bau eines Hauſes in der Stadt zu benutzen. Dies Amphitheater iſt überhaupt ein Lieblingsaufenthalt der Sage und des Aberglaubens. Dort weilt in einem überwölbten Eingang, welcher im Volksmunde „Cas-Keller" heißt, die verzauberte Frau Catholda, und ein Drache hütet einen großen Schatz. Catholda büßt die Untreue gegen ihren Gatten Catholdus, der ſich aus Verzweiflung von der höchſten Mauer des Amphitheaters herabgeſtürzt, und nur Der kann die Verzauberte erlöſen, der kühn genug iſt, ihr ein Gleiches zu thun.

Welch ein Kontraſt — von den Chriſtenverfolgungen plötzlich zum Triumph des Chriſtenthums! — Im Morgenroth der neuen Zeit zeigt ſich das Zeichen der Erlöſung, als neues Siegeszeichen hoch am Himmel. „**In hoc signo vinces!**" liest Kaiſer Conſtantin während des Kampfes um die Herrſchaft; er beſiegt den Nebenbuhler und nimmt hierauf jenen Glauben an, welcher früher verhöhnt und verfolgt worden; ja noch mehr, er erhebt denſelben ſpäter zur Staatsreligion. Die Sage eignet einen Antheil an dieſem weltgeſchichtlichen Ereigniß der Mutter Conſtantins, der frommen Kaiſerin Helena, einer Chriſtin, zu. Sie beruft den heiligen Agritius von Antiochia als Erzbiſchoff nach Trier. Agritius aber bringt (ſo meldet die Sage) den Leichnam des Apoſtels Mathias und viele koſtbare Reliquien dahin, ſo ein Stück des wiederaufgefundenen heiligen Kreuzes, einen Nagel davon, und jenen wunderbaren Rock ohne Naht, den die Mutter des Heilands ſelbſt gefertigt haben ſoll, der mit dieſem gewachſen iſt. Er verwandelt (wie die **gesta Trevirorum** melden) Helenas Pallaſt, mit vier koloſſalen Granitſäulen, in eine Kirche zu Ehren St. Peters, als Metropolitankirche der Trier'ſchen Chriſtengemeinde. Das iſt der Dom.

Von Conſtantins des Großen Zeit an tritt nun das religiöſe Moment in Trier als hiſtoriſches hervor, und gibt dadurch dem Volkscharakter eine neue eigenthümliche Folie. Trier iſt nun ſtolzer darauf, eine Mutterkirche zu ſeyn, als es früher auf Ruhm und Glanz, als Sitz der Kaiſer, war. Die Legende hegt und pflegt dieſen Stolz; ſie legt ihm alle Schätze zu, die ſie aus der unſichtbaren Welt gewinnt, und deren immer mehr, je mehr er ſich daran erfreut; ja ſie erringt ihren bunten Kindern, den Vorſtellungen, gewiſſermaßen das Bürgerrecht in der wirklichen Welt. Alle Jahres- und Tageszeiten gehören

Digitized by Google

den Menſchen jetzt gleichſam nur für himmliſche Zwecke, nicht mehr für ihre irdiſchen. Die Heiligen ſind zu Trier in das trauliche Familienverhältniß von unſichtbaren Beſchützern getreten, welche wohlwollend auf jede brünſtige Bitte hören, und, ſich in aller Noth liebevoll zu den Bittenden herniederneigend, mit vollen Händen freigebig Wunder ſpenden; kurz, das Wunderbare iſt dem Volke ſo lieb und ſo natürlich geworden, daß es daſſelbe weder zu Hauſe noch in der Fremde, bei keiner bürgerlichen oder kriegeriſchen Beſchäftigung, bei keinem irgend wichtigen Ereigniß mehr vermiſſen kann; ſelbſt die Feſte, und alle Wahrzeichen des äußeren, des öffentlichen Lebens haben einen religiöſen Charakter angenommen, der zwar ſinnlich iſt, aber doch ſtets zugleich durchaus einen Abglanz des Wunderbaren trägt. Keine prunkhaften Aufzüge, keine blutigen Kampfſpiele, keine Theater mehr; aber fromme Pilger wallen jetzt in großer Zahl von nah und fern zu den Reliquien der Heiligen, zu den wunderthätigen Bildern. Ich ſagte: das religiöſe Moment ward ſeit Conſtantins des Großen Zeiten in Trier zum hiſtoriſchen; aber wo ward es im ganzen Abendland anders? Die Kirche hatte das großartige Amt übernommen, alle Völker durch den Glauben zu einigen, und ſo mußte ſie die ſtrenge Einheit dieſes Glaubens ſelbſt mit allen und jeden Mitteln behaupten. Herausgetreten aus dem engen Verhältniß der Duldung, trat ſie in den großen weltgeſchichtlichen Wirkungskreis der Herrſchaft ein, und mußte plötzlich jedes Recht derſelben auch mit Gewalt zur Anerkennung bringen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt aufgeben wollte, ſich ſelbſt, mit allen erhabenen Pflichten, welche ſie für die neue Geſittung des Abendlandes übernommen hatte. Solche durchgreifende neue Geſtaltungen laſſen ſich nicht ohne Blut, ohne Thränen vollbringen; wenn die Entwicklung der Menſchheit einer neuen Bahn bedarf, ſo muß in Zeiten, wo die Menſchheit nur als Maſſe voranrückt, der Einzelne, der ſich ihr kühn in Behauptung ſeiner Einzelheit entgegenwirft, zermalmt werden. Solche gewaltſame Entwicklungsepochen (heutzutage nennt man ſie Revolutionen; ſie dauern kürzer, ſind aber auch darnach!) brauchen oft Jahrhunderte zu ihrer Vollendung, ſie brauchen oft Mittel, welche unſeren geſunden Sinnen durchaus naturwidrig und unmenſchlich erſcheinen, wenn wir ſie, herausgeriſſen aus dem großen Organiſationsprozeß, eben blos als einzelne Fakta auffaſſen, und welche auch allerdings naturwidrig werden, wenn jene Epochen, in welchen ſie als Mittel dienten, ſich vollendet haben. Ich ſpreche hier vom Mittelalter und von der Hierarchie mit allen Inſtituten, welche dadurch bedingt und nothwendig waren, als da ſind z. B. Kloſterweſen und Mönchthum, Ketzerverfolgungen, Zölibat. Ich

Digitized by Google

ſpreche, troß Allem Dem, von der Hierarchie mit jener Bewunderung, welche der Menſch dem Entwicklungsgang der Menſchheit ſchuldig iſt. Denn darin iſt nichts Zufälliges, Nichts, was blos die Laune des einzelnen Machthabers, des einzelnen großen Charakters mit dem Mal der Unvergänglichkeit zeichnen könnte; hier ſind die deutlichen Spuren jener ewigen Geſetze, nach welchen die Menſchheit, handelnd und leidend, im Leiden handelnd, ihrer Vervollkommnung entgegengeht; hier iſt etwas Göttliches, was in ihr ſelbſt liegt, zu erkennen. Nicht die imposante Größe des Inſtituts, wie es fertig und zu ſeinem Zwecke vollendet vor mir ſteht, kann mich hier überraſchen; ich bewundere vielmehr die ſchöpferiſche Kraft in der Menſchheit, welche ein ſolches Inſtitut blos als eine Uebergangsform, blos als ein Mittel, aus ſich zu Stande bringen konnte, ein Inſtitut, wodurch die Freiheit bei allen Stürmen, bei allem Uebergreifen der rohen Gewalt — gerettet und geborgen, wodurch das verwüſtete Feld der geiſtigen Thätigkeit wieder urbar gemacht und vorbereitet wurde, auf daß die Vernunft einſt aus dem Senfkorn zum ungeheuren Fruchtbaum heranwachſen könnte. — Verzeiht, meine Freunde, daß mich meine Betrachtungen weit über die Oertlichkeit hinausriſſen. Doch, wer bliebe eben hier kalt, wo nach dem Glanz des Alterthums die kirchliche Bedeutung des Mittelalters noch heute ſo laut zu uns redet? Faſt unmittelbar nach der Anerkennung des Chriſtenthums von Seiten des römiſchen Staates erhob ſich raſch das kunſtreiche Gebäude der Hierarchie. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts kommt in Trier ein Gericht über ſogenannte Ketzer vor; die Einheit der Kirche verlangte die Vernichtung jedes Andersgläubigen, und der Arm des weltlichen (damals noch des kaiſerlichen) Gerichts mußte ihr dazu dienen. So läßt ſich ſchon damals in der Leitung und Handhabung des weltlichen Richteramts ein Grundzug des Prinzips erkennen, welches ſich ſpäterhin in ſeiner ganzen Ausdehnung geoffenbart hat, des Prinzips: daß alle weltliche Macht nur ein Lehn iſt, verlieh'n von der geiſtlichen Macht der Kirche, auf welche Chriſtus durch ſeinen Stellvertreter, den Pabſt, die Herrſchaft über den Erdkreis und über das ganze Menſchengeſchlecht übertragen hat. Indeſſen: das Episkopalſyſtem war damals noch ſo vorherrſchend, daß die Konſequenzen jenes hierarchiſchen Prinzips noch keinen geebneten, weitausgebreiteten Boden finden konnten; der Erzhirt der Mutterkirche zu Trier beugte ſeinen Nacken nur in religiöſer Ehrfurcht, noch nicht aus unabweislicher Pflicht, vor dem Nachfolger des Apoſtelfürſten Petrus zu Rom. Inzwiſchen ſtürzte die oſtrömiſche Herrſchaft in Gallien zuſammen, und im Jahr 486 vernichtete der

Digitized by Google

Frankenkönig Chlodwig den letzten Reſt derſelben in der Schlacht bei Soiſſons. Trier gehört von nun an zu dem großen Frankenreich. Laßt uns den blutdurchwirkten Teppich nicht lüften, welcher deſſen Geſchichte, dies Gewühl von Meineid, Brudermord, Blutrache, und Gräueln aller Art verhüllet; leiſe wirket da die Vergeltung und richtet die gekrönten Miſſethäter durch ihre eigene Erbärmlichkeit. Aber während dieſe Merowinger von Zeugung zu Zeugung immer mehr zuſammenſchrumpfen, bis ſie endlich wie blödſinnige Zwerge daſtehen, wächst das Geſchlecht der Pipine immer größer und gewaltiger heran, bis endlich die Hierarchie zum erſten Mal ihren Ausſpruch als Gottesurtheil hindonnert über die Scheitel des Volkes. Jener Akt im Jahre 752, als der Rath des Pabſtes Zacharias die Entthronung der Merowinger, die Erhöhung Pipins des Kurzen heiligte, war der erſte politiſche Triumph der Hierarchie, und zwar in einer Zeit, als das Oberhaupt der letzteren ſich in nicht geringer Gefahr befand; — ein Vorzeichen kommender Zeiten! Nie kam die Hierarchie, ſo zu ſagen, mit einem Schritt näher zum Ziele, nie erreichte ſie ſtolzere Triumphe, als gerade in Zeitpunkten, wenn ihre Macht, im engſten Kreis von äußerer Uebergewalt umſtellt, bis in den Grund erſchüttert und ſchon unrettbar verloren ſchien. Die Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums durch Karl den Großen, im Jahre 800, befeſtigte den kühnen Bau der Hierarchie. Das Kaiſerthum, prangend im ganzen Glanze ſeiner Majeſtät, ſollte blos der Werkmeiſter dazu ſeyn. Das tauſendjährige Gleichniß von den beiden Schwertern der Chriſtenheit fand eigentlich in der Perſon des Pabſtes beide Hände: die eine für die höchſte, unantaſtbare geiſtliche Gewalt, welche er für ſich behielt, und die andere für die weltliche Gewalt, welche er nach idealem Fundamentalrecht der chriſtlichen Weltordnung nur als ein Werkzeug in die Hand des Kaiſers legte, ohne ſich dadurch des Rechts der Zurückforderung in irgend einem Augenblick zu begeben. Dieſe politiſche Bedeutung der Hierarchie durchdringt nun raſch mit wahrer Zauberkraft alle ihre Inſtitute. Unter manchen Kämpfen muß das Episkopalſyſtem dem Papalſyſtem huldigen; dafür nimmt jenes ſelbſt hinwieder weltliche Herrſcherrechte in Anſpruch; und wie die dreifache Krone alle weltlichen Diademe verdunkelt, ſo will nun die biſchöffliche Mitra zum Fürſtenhut, der Hirtenſtab zum Zepter werden. Das Kloſterweſen hält bei dieſer Umgeſtaltung der Dinge gleichen Schritt. Die Klöſter, bisher unbeachtete Freiſtätten der Andacht und der Bedrängten, Pflanzſchulen, von denen der friſche Anbau des verwüſteten Landes und des verödeten Geiſtes ausging, — ſie ſcheiden ſich jetzt immer ſchärfer von der Laienwelt ab; durch Schenkungen, Privilegien, Exemp=

Digitized by Google

tionen wachſen ſie zu einer eigenen Macht heran, und bilden wenigſtens einen in ſich abgeſchloſſenen Beſitzſtand. In und um Trier vermehrten ſie ſich ſchnell. Schon im fünften Jahrhundert beſtand ein Kloſter St. Eucharius, welches ſpäter zu St. Mathias genannt wurde, und deſſen gelehrte Mönche die **gesta Trevirorum** aufgezeichnet haben. Wohl gleichaltrig an Urſprung mit St. Mathias iſt die ſtattliche Abtei zu St. Marimin (eine reichsunmittelbare); auch hier war ein Sitz der Gelehrſamkeit. Die Abtei beſaß in ihrer reichen Handſchriftenſammlung den berühmten **codex aureus**, welchen, einer ſpäteren Inſchrift nach, Ada, die Schweſter Karls des Großen, dem Kloſter geſchenkt hatte. An der Moſel, ungefähr 1700 Schritte unterhalb der Stadt, erhob ſich das Benediktinerkloſter St. Marien, wahrſcheinlich 718 geſtiftet. Vor dem Martinsthore befand ſich die Benediktinerabtei St. Martin, (der Ueberlieferung nach 596 gegründet). — Während nun die Hierarchie auch immer entſchiedener nach der äußerlichen Anerkennung ihrer Selbſtſtändigkeit ringt, entfaltet ſich auf der anderen Seite das Lehnweſen, deſſen höchſten Gipfel eigentlich eben jene ideale Belehnung des Kaiſers durch den Pabſt bildet, in ganz ähnlicher Weiſe. Es vollendet gleichſam eine weltliche Hierarchie gegenüber der geiſtlichen, in welcher der Pabſt den Oberlehensherrn, die Biſchöffe und Aebte Vaſallen, die Pfarrer und Mönche die Aftervaſallen darſtellen. Der Kampf zwiſchen dieſen beiden großen Inſtituten, von denen jedes im Kraftgefühl ſeiner Vollendung das andere in ſich aufzunehmen ſtrebt, iſt unvermeidlich, und er kommt endlich dadurch zum Ausbruch, daß zwei Männer einander begegnen, von denen der eine, Pabſt Gregor VII., zu der außerordentlichen Kraft ſeines Geiſtes und Charakters auch noch die öffentliche Meinung als Bundesgenoſſin beſitzt, während der andere, Kaiſer Heinrich IV., unter dem Schein der Unbeſtändigkeit eine Ausdauer im Wollen und Streben erprobt, die durch die Schule des Unglücks noch mehr erkräftigt, und durch den Kummer, den ihm der eigene Sohn bereitet, noch ehrwürdiger wird. Jeder von beiden Männern begriff die Wichtigkeit der Frage, wem das Recht zuſtände, Biſchöffe und Aebte mit Ring und Stab einzuſetzen, ihre Wichtigkeit für die ganze Exiſtenz des Kaiſerthums oder Pabſtthums; denn behauptete der Kaiſer das Recht der Inveſtitur fort, ſo blieben die Biſchöffe, als Lehnsträger der Staatsgüter, ſeine Vaſallen; errang es der Pabſt, ſo wurden ſie zu deſſen Lehnsmännern, und die Staatsgüter nahmen den Charakter von Kirchengütern an. Die Einſetzung des Zölibates entſcheidet den Sieg der Hierarchie, deren Waffe, dem kanoniſchen Recht, die Kaiſer zwar eine Staatsgeſetzgebung, deren andern, furchtbarern Waffen aber, dem Bann

und Interdikt, ſie freilich keine gleichen entgegenzuſtellen vermögen. Das edelſte deutſche Geſchlecht, das der Hohenſtaufen, muß in dieſem furchtbaren Entſcheidungskampfe der beiden Gewalten als Opfer verbluten.

In jener Zeit des ungeheuren Ringens ergreifen ſelbſt die Künſte Partei; die Dichtkunſt trägt adlig-ritterlich die Farbe der Höfe, die bildende Kunſt, ausſchließlich bürgerlich, dient der Kirche; jede aber bewahrt ihr Eigenſtes in der höchſten Vollendung der Form, und beide verbreiten über das Geſammtleben der Nation einen zauberhaften Schimmer. Indeſſen nimmt bereits das deutſche Bürgerthum, unbeachtet, aber ſicher, an Kraft, Selbſtgefühl, und Bedeutung zu, und verſucht, vom Drange nach Freiheit ſtrotzend, nach allen Richtungen hin die ſtarren Normen zu durchbrechen, von denen es ſich zu beiden Seiten umſchloſſen ſieht. Je entſchiedener das Streben der geiſtlichen und weltlichen Großen nach Landeshoheit, um ſo kräftiger das Gegenſtreben des Bürgerthums; und wie alle Kraft im Ringen gedeiht, ſo auch die des Bürgerthums. Dies iſt auch in Trier der Fall. Kaiſer Friedrich **II.** entſcheidet die Frage 1220, indem er den Erzbiſchöffen (damals waltete Theodorich **II.** über den Sprengel) die Landeshoheit zuſpricht; aber die Trier'ſche Bürgerſchaft will die Frage noch lange Zeit nicht für entſchieden annehmen; eine Selbſtſtändigkeit gibt man nicht ſo leicht und ſchnell hin.

Unter eben jenem Erzbiſchoff Theodorich **II.** wurde der Bau der Liebfrauenkirche, gewiß des herrlichſten Denkmals alter deutſcher Kunſt, welches Trier noch heute aufzuweiſen hat, begonnen, einundzwanzig Jahre früher, als der Erzbiſchoff Konrad von Hochſteden den erſten Stein zum Kölner Dom legte. Vollendet wurde der Bau 1244 unter dem Erzbiſchoff Arnold **II.** An dieſem Werke zeigt ſich, wie ſich der rein deutſche Bauſtyl völlig vom byzantiniſchen losringt. Die Liebfrauenkirche iſt nach der Urform des lateiniſchen Kreuzes erbaut, jedoch mit der eigenthümlichen Abweichung, daß jener Schenkel deſſelben, welcher von der Vierung zum öſtlichen Chore reicht, hier der längere iſt, während bei den meiſten übrigen Kirchen gerade das Gegentheil ſtattfindet. Sie hat keine Vorhalle, und endlich ſtellt ſich bei ihr die urſprüngliche Kreuzesform, durch Ausfüllung der vier Winkel zwiſchen dem Schaft und den Balken, als ein Rundbau dar. Dies erklärt ſich dadurch, daß die Liebfrauenkirche urſprünglich nicht zum gottesdienſtlichen Verſammlungsort einer Volksgemeinde, ſondern zum ausſchließlichen einer Prieſtergemeinde beſtimmt war, ſo zwar, daß der Baumeiſter die ganze Räumlichkeit als **sanctuarium** auffaſſen und behandeln konnte. Ganz vortrefflich hat er ferner durch einen Kreis von Bildwerken ſowohl das große Erlöſungswerk, als auch insbeſondere die Beziehung des Gottes-

Digitized by Google

hauſes zur heiligen Maria, welcher es geweiht iſt, ausgedrückt. Betreten wir das Innere der Kirche, ſo finden wir die religiöſe Symbolik auch hier wieder ſinnig ausgedrückt. Die Kreuzesform bedingte nämlich zwölf Säulen, welche das Gewölbe tragen. Von einem blauen Steine aus, welcher ſich in der Mitte des Eingangs befindet, kann nun das Auge alle zwölf auf einmal überſchauen; jede Säule aber ſchmückt das Bild eines Apoſtels, ſo daß ſich die Zwölfboten uns auf Einen Blick als die zwölf Urſäulen der chriſtlichen Kirche darſtellen. Alles Architektoniſche im Innern dieſes Gotteshauſes iſt kühn, ſchlank, und ſtrebend von Charakter und Verhältniß, durchaus rein und ſchön; der Eindruck, den wir empfangen, ein eben ſo freundlicher als erhebender. Leider iſt jedoch ſtatt des alten Hochaltars, welcher ſich in der Mitte befand, 1788 ein anderer, barocken Styls, in den öſtlichen Chor verſetzt, und leider ſind 1771 die Glasmahlereien aus dem dreizehnten Jahrhunderte, welche die Fenſter ſchmückten, ausgenommen und ſtatt ihrer helle Scheiben eingeſetzt worden.

Die Liebfrauenkirche ſteht in Verbindung mit dem Dom, und zwar durch den Kreuzgang, früherhin auch durch das ſogenannte „Paradieschen,“ einem gewölbten Gang, welcher zu dem nördlichen Portal führte, worauf die Krönung Maria's dargeſtellt iſt, und welcher erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts zugemauert wurde. In dem Kreuzgang, einer reichen Fundgrube für Mahler, Bildhauer, und Baukünſtler, welche Sinn für deutſche Art haben, befindet ſich eine Kapelle, welche den ſogenannten „Krommelſtuhl“ enthält, eines von den Wahrzeichen Trier's, worüber ſchon allerlei gefabelt worden iſt. Die Wahrheit beſchränkt ſich darauf, daß derſelbe einem Domgeiſtlichen als Richterſitz diente, wenn geiſtliche Vergehen abgeurtheilt und beſtraft werden ſollten. Die Erbauung des Kreuzganges geſchah wohl kurz vor jener der Liebfrauenkirche, vom dreizehnten Jahrhundert.

In jener Epoche hatte der Dom, dieſe ehrwürdige Reliquie aus der Römerzeit, ſchon mannigfache Zuſätze und Erweiterungen erhalten, wodurch ſeine urſprüngliche Geſtalt für das Auge des Laien faſt völlig unerkennbar war. Erſt in neueſter Zeit hat ein ſcharfblickender Baukundiger in Trier die Epochen der verſchiedenen Bauſtyle geſondert. Der römiſche Bau war ein auf vier koloſſalen Granitſäulen ruhendes Geviert, und ſchon ausdrücklich für den chriſtlichen Gottesdienſt beſtimmt, wie ſich aus vielen Gründen für gewiß annehmen läßt, — nicht, wie die Traditon beſagt, früher ein Pallaſt der Kaiſerin Helena. Im elften Jahrhundert war der alte römiſche Bau ſehr ſchadhaft geworden und eine jener Granitſäulen eingeſtürzt, — dieſelbe, von welcher ein

Trümmerſtück jetzt vor der Pforte liegt, und welches die ſpätere Sage dem Grimm des Teufels zuſchreibt. Erzbiſchoff Poppo ummauerte nun die drei übrigen Säulen zu Pilaſtern, und erbaute die bisher gemeinhin ebenfalls für römiſch gehaltene weſtliche Fronte des Doms, deren Bauſtyl ſich allerdings dem ſpätrömiſchen noch ziemlich genau anſchloß. Der Dom erhielt nun durch Poppo's Anbau eine mehr längliche Form und jene Fronte, wie wir ſie im Weſentlichen noch heute vor Augen haben. Ein maſſiver, halbkreisförmiger Bau von zwei Stockwerken tritt aus dem Mittelgebäude hervor, welches zu beiden Seiten deſſelben je eine Pforte enthält; über den Giebelwänden dieſer Pforten ſteigen zwei viereckige Thürme empor, woran ſich je zwei ſchmälere und niedrigere runde Thürme reihen, welche die Fronte abſchließen. Zwiſchen 1152 und 1212 wurde (nebſt verſchiedenen anderen Veränderungen) der öſtliche Chor angebaut; bei dieſer Gelegenheit fand man (1196 unter dem Erzbiſchoff Johann I.) in einem alten Altare den „Chriſtusrock" wieder und bewahrte denſelben in dem neuen St. Petersaltar. Die Heiligkeit dieſer Reliquie wurde für ſo groß gehalten, daß es damals für einen Frevel galt, ſie mit neugierigen Blicken genauer zu unterſuchen, und ein Prieſter, welcher Dies wagte, erblindete zur Strafe dafür (ſo meldet die Ueberlieferung). Aber wer zweifellos-gläubigen Sinnes kam, den Rock zu ſchauen, dem war's auch zum Heil. Und ſo geſchah's, daß das heilige Gewand von Zeit zu Zeit dem Volke zur Verehrung gezeigt wurde. Im Jahre 1512 ſtrömten wohl 100,000 Pilger herbei. Von da an durfte die theure Reliquie alle ſieben Jahre gezeigt werden, und der Pabſt ſpendete den Wallfahrern einen großen Ablaß. In den Stürmen der Revolutionszeit wurde der Chriſtusrock nach Augsburg geflüchtet, von wo man ihn 1810 nach Trier zurückbrachte. In eben dieſem Jahre wurde er zum letzten Male öffentlich gezeigt; da zählte man wohl 227,217 Pilger, welche damals binnen neunzehn Tagen in den Dom kamen, um des Anblickes und Ablaſſes theilhaftig zu werden. Im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wurden die öſtlichen Thürme des Doms und der Glockenthurm erhöht, auf der Südſeite eine Sakriſtei und die Kapitelſtube angebaut. Von 1676 bis 1711 wurde die Schatzkammer hinter dem öſtlichen Chor erbaut; in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vollendeten viele Reparaturen und damit verbundene ſonſtige, zum Theil nicht unweſentliche Veränderungen, die Reihe von Vergehen, welche ſich der barocke, damals neumodiſche Styl gegen den ehrwürdigen alten Dom zu Schulden kommen ließ, und ſo ſteht dieſer, mit den unter neuerem Mauerwerk noch erkennbaren römiſchen Kapitälen, mit ſeinem byzantiniſchen weſtlichen

Digitized by Google

Anbau und den uralten Erzbildern an ſeinen zwei Pforten, mit ſeinen Veränderungen aus der Entwicklungs=, Blüten=, und Verfallsepoche des echten deutſchen Bauſtyls, und mit den letzten Zuthaten des Zopfgeſchmacks, heutzutage als ein redender Zeuge ſo vieler Jahrhunderte da, eines der merkwürdigſten Bauwerke, welche der deutſche Boden trägt; bedeutungsvoll mahnt die alte Schrift auf ſeiner Uhr, wie der treue Eckart, der Viele fröhlich herankommen und im dunkeln Schooß des Berges verſchwinden ſah, das lebende Geſchlecht an die Flüchtigkeit des Lebens; „nescitis, qua hora fur veniet.“

Laßt uns jetzt aus der Gegenwart mitten in die Vergangenheit zurückeilen; vom Dom her über die Domfreiheit auf den Markt, wie er im Mittelalter war. In ſeiner Mitte ragt eine alte Granitſäule, mit einem Kreuze darauf; dies Kreuz ward, wenn der Inſchrift Glauben zu ſchenken iſt, im Jahre 958 durch den Erzbiſchoff Heinrich aufgerichtet, zum Andenken an zahlloſe Kreuzeszeichen, welche damals vom Himmel auf die Menſchen herabfielen. Gerade vor uns ſehen wir ſodann das Rathhaus, „die Steipe“ genannt, welches zwei ſteinerne Geharniſchte behüten. Zu unſerer Linken erhebt ſich der hohe Thurm von St. Gangolph, welchen gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Wittwe eines Trierſchen Rathsmannes erbaute. Jetzt wenden wir uns rechts, und vor uns öffnet ſich die Simeonsſtraße, an deren Ende ein merkwürdiger, altergrauer Bau emporſteigt. Das iſt die St. Simeonskirche. Ihr fragt euch erſtaunt: „Wie? ſtand hier nicht einſt zur Römerzeit jene rieſige Porta Martis, deren Quadern Jahrhunderte überdauern zu können ſchienen?“ Ganz recht! Es iſt dieſelbe Porta Martis, welche ihr jetzt in eine chriſtliche Kirche umgewandelt ſeht; betrachtet ſie nur genauer. Noch könnt ihr die zwei Geſchoße der Fronte, die drei des linken Flügels erkennen, die römiſchen Wandſäulen, die Hallenfenſter. Aber die zwei breiten Thorwölbungen, durch welche das Volk einſt zum Campus martius hinausſtrömte, ſind verſchüttet; eine breite Treppe, auf welcher die Prieſter des Kollegiatſtiftes, mit ihren Baretten, in ihren weißen Chorhemden, die offenen Breviere in den Händen, hinanwallen, führt jetzt zum erſten Stockwerk, von dort links eine ſchmale, ſteile Stiege zum zweiten empor; über dem linken Flügel erhebt ſich jetzt ein viereckiger Thurm im byzantiniſchen Styl; die Fronte des Mittelgebäudes bedeckt ein Dach, und an den rechten Flügel ſchließt ſich ein Anbau im ſelben Styl, welcher als Chor der Kirche dient und den Hauptaltar enthält; eine niedere Mauer umgibt den ganzen Bezirk des Heiligthums, welches links mit den Stiftsgebäuden zuſammenhängt, während rechts ein niederes Stadt-

Digitized by Google

thor in's Freie hinausführt. Das Erdgeſchoß iſt jetzt als Crypta der Ruhe der Todten geweiht; das zweite Geſchoß dient eigentlich als Gotteshaus, an deſſen inneren Wänden ſich Steinbilder alter Biſchöffe und Gedächtnißtafeln anderer Todten, an deſſen Außenwand ſich ein Bild des gekreuzigten Heilandes und andere Heiligenbilder befinden. Die Veranlaſſung, wodurch das Römerthor zur chriſtlichen Kirche umgewandelt wurde, war folgende. Zur Zeit des Erzbiſchoffs Poppo lebte Simeon, ein frommer Einſiedler vom Berge Sinai, der nach Trier gekommen war, ſieben Jahre lang freiwillig eingeſchloſſen in düſtern Räumen der **Porta Martis**; nur Waſſer und Brod waren ihm Speiſe und Trank; alles Irdiſchen völlig entäußert, diente er dort dem Herrn in ſtrenger Buße und Gebet. Und als er nach ſieben Jahren ebendort geſtorben war, erhob ihn der Pabſt Benedikt **IX.** unter die Heiligen. Der Erzbiſchoff Poppo aber weihte das Gebäude, welches der heilige Mann bewohnt hatte, und wo derſelbe begraben lag, zur Kirche ein, und verband damit ein Chorherrnſtift. Alſo blieb die alte **Porta Martis** fortan als St. Simeonskirche, mit ihren mancherlei Anbauten und Kapellen,-und ward bei den Kriegen zwiſchen den Erzbiſchöffen und der Bürgerſchaft nicht ſelten auch als Befeſtigungspunkt benützt, bis die Franzoſen in den Revolutionskriegen nach Trier kamen. Da wurde das bleierne Dach abgedeckt und alle kirchlichen Einrichtungen zerſtört. Am 6. Oktober 1804 kam Napoleon nach Trier, und befahl, das Römerthor von allen mittelalterlichen Anbauten zu reinigen, ſo daß es in ſeiner urſprünglichen Form wieder frei zu Tage käme. Der neue Weltbeherrſcher hatte Sympathien für die Reliquien der alten; die Julier ſtiegen damals im Kurſe, ſeit man die Aſſignaten auf die Brutus nicht mehr honorirte. Vergißt ein Sohn ſeine Mutter ſo ſchnell, Napoleon die Revolution? Verdammt ihn nicht! Er dachte weiter zurück, er dachte: „Jene Imperatoren des Erdballs ſind meine Ahnherren!“ In Folge der Zeitverhältniſſe wurde indeſſen jener Plan einer völligen Wiederherſtellung des Römerthores aufgeſchoben, bis Trier 1815 mit dem preußiſchen Staate vereinigt wurde. Nun legte man eifrig Hand an's Werk, wie es ſich überhaupt die preußiſche Regierung ſehr angelegen ſeyn ließ, alle Alterthümer Triers, ſo das Amphitheater, die ſogenannten Bäder u. ſ. w., auszugraben und zu erhalten. Bereits im Jahre 1816 ſtand die **Porta Martis** wieder in ihrer urſprünglichen Geſtalt frei zu Tage; nur eben jenen öſtlichen Choranbau im byzantiniſchen Styl hatte man ſtehen laſſen, um den nächſten Theil des alten Gebäudes zu ſtützen, welches ſich hier etwas geſenkt hatte; am 10. Auguſt 1817 hielt König Friedrich Wilhelm **III.**

Digitized by Google

durch das Römerthor ſeinen feierlichen Einzug in die alte **Augusta Trevirorum.**

Verzeiht, meine Freunde, dieſen kurzen Ausflug aus dem Reich der Vergangenheit in die neue Zeit, und nun zurück in's erſtere! Ich fürchte nicht, daß uns dies Kreuzen verwirren möchte; erleben wir's doch Tag für Tag, wie eine gewiſſe Partei ganz andere Rückſchritte verſucht, und doch vermag ſie unſere Köpfe dadurch nicht zu verwirren. Und zur beſten Vorſorge komm' du, freundliche Sage, und geleite uns vom Römerthor hinaus, an der Stätte des Märtyrerthums vorüber, den Lauf der Moſel entlang, bis wir am jenſeitigen Ufer das alte Städtchen Pfalzel gewahren. Auf deinen Schwingen trag' uns über die Wellen hinüber, o Sage! Dein Odem weht über die Trümmer hin, und ſieh', ſchon wird die alte Herrlichkeit wieder lebendig. Dort das ſtille Haus erweitert ſich zur fränkiſchen Königspfalz; ich höre Roſſe wiehern und Waffen klirren; ich ſehe den Pfalzgrafen, wie er ſich rüſtet, um dem Könige Heerfolge zu leiſten gegen die Heiden. Ja, das iſt er, der Pfalzgraf Siegfried, den du uns zeigſt, o Sage, wie er von ſeiner holdſeligen Hausfrau Genoveva Abſchied nimmt. Dort in der Ecke ſteht Golo, der Hofmeiſter, deſſen Obhut er ſein beſtes Kleinod auf Erden anbefiehlt. Aber während der Pfalzgraf ritterlich gegen die Heiden kämpft, entbrennt der Hofmeiſter in ſündiger Liebesluſt zu ſeiner ſchönen Herrin. Erzürnt weist ihn die tugendhafte Frau ab; da erſinnt er die arge Liſt, verdirbt den frommen Drago, und läßt die Pfalzgräfin in den tiefen Kerker werfen, wo ſie eines Knäbleins genest. Und als Siegfried heimgekehrt iſt, vergiftet Golo des Herrn Ohr durch den ärgſten Verdacht, daß jener die treue Hausfrau zwei Knechten übergibt; die ſollen ſie mit ihrem Kinde hinausführen in den Ardenner Wald, und ſie ermorden. Die Knechte aber erbarmen ſich der Unſchuld, laſſen beide am Leben, und bringen trügeriſche Wahrzeichen heim. Da frohlockt der böſe Golo. Die fromme Genoveva aber lebt jetzt mit ihrem Söhnlein Schmerzenreich im wilden Wald, und der liebe Gott, der Unſchuld beſter Hort, tröſtet und erhält ſie dort wunderbar, bis ſie endlich der Pfalzgraf auf der Jagd wiederfindet, ihre Unſchuld erkennt, und ſie voller Jubel heimbringt. Da wird der Böſewicht Golo ſtreng gerichtet. Dort in jenem Hauſe zu Pfalzel iſt noch eine Kammer, welche Golo's Zimmer heißt, und in den unterirdiſchen Gewölben wandelt noch immer ſein Geiſt, der bis zum jüngſten Gericht keine Ruhe finden kann, weil er im Leben gegen die Unſchuld gefrevelt hat. Die fränkiſche Königspfalz iſt 696 in ein Frauenkloſter verwandelt worden; da war, ſo erzählt uns die Sage,

Digitized by Google

einſt eine Nonne, Namens Medea, von ſündiger Luſt zu dem Erzbiſchoff Poppo, einem heiligen Manne, entbrannt, und fertigte ihm mit böſer Kunſt ein Gewand, das hatte die Zauberkraft, in Dem, der es trug, Liebe zu erwecken. Dafür hob Poppo zürnend das Nonnenkloſter auf, und ſchuf daraus (1027) ein Chorherrnſtift zu unſ'rer lieben Frau. Aber nicht blos durch die Sage, ſondern auch in geſchichtlicher Bedeutung iſt Pfalzel intereſſant. Es war der wohlbefeſtigte Aufenthaltsort der Erzbiſchöffe während der Zeit ihrer Kämpfe mit Triers Bürgern, welche ſich muthig um ihre Freiheit wehrten; von hier aus, wohlgeborgen hinter Mauern und Thürmen, trotzten ihnen die gewaltigen Kirchenfürſten; hier ſtand ein ſtattliches Schloß, bis der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bei ſeinem Verheerungszuge gegen Trier (1552) die Brandfackel hineinwarf.

Und es gab tüchtige Männer unter jenen ſtreitbaren Erzbiſchöffen Triers, welche ſchon lange als „Erzkanzler des Reichs durch Arelat," ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als Kurfürſten eine neue Bedeutung in der Reichsgeſchichte erlangten. Der Erzbiſchoff Heinrich von Vinſtingen war Triers erſter Kurfürſt, und übte das Recht der Kur zuerſt 1273 bei der Wahl Rudolphs von Habsburg. Ein Mann von durchgreifender Entſchiedenheit, eröffnete er die Reihe thatkräftiger Charaktere, von denen ihm gleich ſeine erſten Nachfolger Bohemund, Dietrich, und Balduin ruhmvoll nacheiferten. Balduin von Luremburg zog in Wehr und Waffen mit ſeinem Bruder, Kaiſer Heinrich VII., gen Rom, und ſtand ihm zur Seite bei der Erſtürmung des Kapitols; im Zwiſt der Gegenkönige Friedrichs des Schönen und Ludwigs von Bayern entſchied er ſich für den Letzteren, und vertheidigte ihn mit Hirtenſtab und Ritterſchwert; kein noch ſo mächtiger Dynaſt, keine trotzige Stadt war vor ſeinem Arme ſicher; er beugte adeligen Stolz wie Bürgermuth; Königen und Herzogen war er ein werther Bundesgenoſſe, denn er zeigte, daß er Könige abſetzen konnte, wie er ſie ſchuf; nur der ſchönen und klugen Gräfin Laurette von Starkenburg gelang es, den mächtigen Helden zu fangen. Und wie als Held, eben ſo tüchtig waltete Balduin als Geiſtlicher und als Fürſt, und verwerthete ſein Leben bis in die ſpäteſten Tage. Da zog er ſich in die ſtille Einſamkeit der Karthauſe, die er ſtromaufwärts von Trier geſtiftet, und in die hohe Felſenwohnung am jenſeitigen Moſelufer zurück. Er ſtarb 1354. Gleich ihm ragen Kuno von Falkenſtein (Erzbiſchoff und Kurfürſt von 1362 bis 1388) und Werner von Falkenſtein, der letzte vom Mannsſtamm dieſes edlen Geſchlechts (von 1388 bis 1418), als weiſe und kraftvolle Fürſten hoch hervor. Kurfürſt Jakob von Sirk

Digitized by Google

(er regierte von 1439 bis 1466) gründete 1454 mit päbſtlicher Bewilligung zu Trier eine Univerſität (welche erſt unter der franzöſiſchen Herrſchaft einging); zu ſeiner Zeit lebten Nikolaus von Cus, Johann Trithemius, Abt zu Sponheim, und Johannes Leſuranus, alle geborene Moſelländer, und berühmt durch ihre große Gelehrſamkeit.

Unter der Regierung des Kurfürſten Richard von Greifenklau (erwählt 1511, geſtorben 1531) begann die Sturmflut der Neuzeit auch in Trier gegen die Ordnung der Dinge heranzutoſen, welche durch jahrhundertlangen Beſtand für alle Zeiten gefeſtet zu ſeyn ſchien, und es gehörte die Charakterſtärke eines Mannes, wie jener Richard von Greifenklau, dazu, um jene Sturmflut abzuhalten, und ihre Gewalt zu vereiteln. Einem Franz von Sickingen gegenüber, muß man Richards ausgezeichnete Eigenſchaften, ſeinen ſcharfen Verſtand, ſeine Beharrlichkeit und Tüchtigkeit, ſeine Feldherrn- und Fürſtentalente noch höher in Anſchlag bringen. Franz von Sickingen, dieſer einfache deutſche Ritter, deſſen Macht in der Morgenzeit der Reformation ſo groß war, daß Könige und Fürſten ſeine Freundſchaft ſuchten, der auf ſeiner Ebernburg, „der Herberg der Gerechtigkeit," jene verbannten Verfechter der Geiſtesfreiheit ſchützte, welche auf deutſcher Erde ſonſt nirgends mehr ſicher waren, Franz von Sickingen trug, an der Spitze des deutſchen Adels ſtehend, keinen geringeren Entſchluß im Herzen, als den: die Fürſtenmacht zu zertrümmern, und der Reformation den Sieg zu verſchaffen; vielleicht lag dem kühnen Manne, der ſich ſeiner Macht bewußt war, noch der tiefere Plan im Hintergrunde, ſelbſt Fürſt zu werden, oder — „noch mehr," wie er einſt im Stolz andeutete. Er benützte 1522 einen geringfügigen Anlaß, um ſeine ganze große Kriegsmacht gegen Richard zu wenden, und das Glück begünſtigte ſeinen Feldzug anfangs auffallend. Bliskaſtell und St. Wendel fielen in ſeine Gewalt, und nun zog er, die Abmahnungen des Reichsregiments als „alte Geigen" verſpottend, geradeswegs auf Trier zu. Er rechnete dabei auf die alte Freiheitsluſt der Bürger, welche ſchon ſo manche Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen und den Kurfürſten veranlaßt hatte, und ſtellte den Bürgern ſeinen Feldzug als eine Sache dar, welche lediglich ihrem Kurfürſten, nicht aber ihnen ſelbſt gelte. In dieſer mißlichen Lage entfaltete nun Richard ſeine ganze Klugheit und Unerſchrockenheit. Er verſtand es, ſeine Sache zu der Triers zu machen, er ſetzte die Stadt in trefflichen Vertheidigungsſtand, und ſchlug die heftigen Stürme Sickingens ab. Dieſer hatte ſein Lager in St. Maximin und auf den Höhen des Marsberges, und beſchoß die Stadt auf's heftigſte. Die Ruinen der ſogenannten römiſchen

Digitized by Google

Bäder wurden bei dieſer Gelegenheit bedeutend beſchädigt; aber die rieſige **Porta Martis** widerſtand allen feindlichen Kugeln. Endlich entſchloß ſich Sickingen, beſonders weil es ihm an Pulver mangelte, zum Abzug. Die Ueberlieferung meldet, er habe, bevor er fortzog, zum Andenken an ſein zahlreiches Heer, jeden Kriegsmann eine Handvoll Erde auf einen Haufen tragen laſſen, und daraus ſey auf der Höhe des Marsberges jener Hügel entſtanden, welcher noch heute nach ihm „Franzens Kniepchen" heißt, und wo (nach einer andern Sage) der Heidenkönig Trebetha begraben liegen ſoll. Ein Jahr nach dieſer vergeblichen Belagerung Triers erlag der kühne Sickingen ſeinem Schickſal. — Unter dem Kurfürſten Johann V. von Iſenburg (welcher von 1547 bis 1556 regierte) drohte 1552 Triers Klöſtern ein anderer Feind, der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher damals mit dem Kurfürſten Moritz von Sachſen, dem jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen, und dem König Heinrich II. von Frankreich im Bunde war. Es galt, den Kaiſer Karl V. zur Freilaſſung Philipps des Großmüthigen zu zwingen, welchen dieſer in den Niederlanden in ſtrenger Haft halten ließ. Bei dieſem Anlaß gab Albrecht ſeinem Haß gegen die Geiſtlichkeit vollen Lauf, und ſein zügelloſes Kriegsvolk wetteiferte mit ihm in Ausſchweifungen. Während er St. Paulin und St. Marimin in Brand ſteckte, zeigte ſich damals, was ein guter Trunk zu rechter Zeit werth iſt. Wie nämlich Albrecht in vollem Grimm vor der Abtei St. Martin ſteht, öffnet ſich plötzlich ihr Thor, und der Dechant tritt heraus, einen Becher voll köſtlichen Moslers in der Hand, und kredenzt ihn dem Feinde als Ehrentrunk. Das beſänftigt des Markgrafen Grimm, und die Abtei bleibt verſchont. — Wenige Jahre darnach regte ſich in Trier, — dieſem Sitz eines geiſtlichen Kurfürſtenthums, — der Proteſtantismus. Kaſpar Olevianus, ein Schüler Calvins, hielt 1559 in „der Burſe bei der Ketten" (wo heutzutage der Juſtizpallaſt ſteht) Vorträge und ſpäter Predigten, wodurch ſowohl unter dem Rath als unter der Bürgerſchaft um des alten und neuen Glaubens willen großer Zwieſpalt entſtand. Der Kurfürſt Johann von der Leyen verlangte von der Stadt Olevians Verhaftung, und bedrängte ſie, als ſie dieſe verweigerte, ſo hart, daß ſie endlich nachgeben, und daß die Proteſtanten (worunter auch Olevian) auswandern mußten; dafür berief der Kurfürſt 1560 die Jeſuiten, welche 1563 ein Kollegium in Trier erhielten.

Von nun an traten die alten Streitigkeiten der Stadt um ihre Rechte mit den Kurfürſten wieder hervor, und dazwiſchen nahm jener ſchauderhafte Wahnſinn der Hexenverfolgungen, welcher in ganz Deutſch-

Digitized by Google

land zahlloſe Scheiterhaufen entzündete, auch in Trier überhand. Immer trüber und troſtloſer wird die Zeit, — es iſt die des dreißigjährigen Krieges! — die Humanität ſcheint für immer von der blutbefleckten Erde entſchwunden zu ſeyn. Um ſo herrlicher ſteht in dieſer finſtern Zeit des Jammers und des Aberglaubens ein reiner Charakter da, der Jeſuit Friedrich Spee, ein tiefſinniger Dichter, ein frommer Prieſter, ein kühner und treuer Menſchenfreund. Er ſchrieb, der Erſte, gegen die Hexenprozeſſe, das berühmte Buch: **cautio criminalis seu de processibus contra sagas**. Trier war der letzte Schauplatz ſeines menſchenfreundlichen Wirkens. Als die ſpaniſchen und kaiſerlichen Truppen am 26. März 1635 die franzöſiſche Beſatzung Triers überfielen, welche der gewaltthätige Kurfürſt Philipp Chriſtoph von Sötern in die Stadt gezogen hatte, um dieſe und das Domkapitel im Zaum zu halten, als während des Kurfürſten Gefangennehmung der furchtbarſte Kampf in den Straßen tobte, da eilte Spee unerſchrocken mitten in das Getümmel, rettete die Verwundeten und tröſtete die Sterbenden. Die gefangenen Franzoſen pflegte, die halbnackten kleidete er, und in den Spitälern waltete er unermüdlich, bis er, von der Epidemie ergriffen, als Opfer ſeines ſchönen Berufs am 7. Auguſt 1635 ſtarb. Seine irdiſche Hülle ruht in der Jeſuitenkirche zu Trier in einem Gewölbe unter dem Altare. Einen intereſſanten Gegenſatz zu dieſem reinen Bilde eines katholiſchen Geiſtlichen, wie er ſeyn ſoll, ſtellt das eben jenes Kurfürſten Philipp Chriſtoph von Sötern dar, welcher von 1623 bis 1652 regierte. Ihm galt ſein Wille als höchſtes Geſetz, wofür er unbedingten Gehorſam verlangte, und dieſer Wille war eiſern; keine Widerwärtigkeit konnte ihn beugen, das Unglück, das ſchwächere Geiſter aufreibt, ſtählte nur ſeine Kraft, und ſo war ſein ganzes Leben ein immerwährender Kampf, zuerſt gegen die Abtei St. Maximin, dann gegen das Domkapitel und die Landſtände des Erzſtiftes. Die reiche Abtei St. Maximin, ſo dicht vor den Mauern Triers gelegen, und doch von den Kurfürſten unabhängig, war ſchon lange ein Gegenſtand der Eiferſucht und des Neides. Philipp Chriſtoph nahm eine unkanoniſche Wahl zum Anlaß, um ſich ſelbſt zum Abt wählen zu laſſen, und die Einkünfte der Abtei auf dieſe Weiſe an das Erzſtift zu bringen. Vergeblich ſetzte ihm St. Maximin Widerſtand entgegen, vergeblich nahm ſich ſogar Kaiſer Ferdinand **II.** der Abtei an; der Kurfürſt brachte ſeine Anſprüche vor das Reichskammergericht, gewann, vertrieb ſpäterhin alle Mitglieder, welche gegen ihn Partei ergriffen hatten, aus der Abtei, und verfuhr überhaupt auf's gewaltthätigſte. Mit den Trier'ſchen Landſtänden gerieth er über ungemeine Steuer-

Digitized by Google

forderungen, mit dem Domkapitel über ein Legat in Streit, und die Folge davon war, daß er, ergrimmt, Unrecht zu behalten, die deutſche Sache verließ, und ſich an Frankreich anſchloß. Kaum wähnte er durch deſſen Hilfe ſeine Herrſchaft befeſtigt, und ließ ſeine Feinde ſie fühlen, ſo wurde er, wie bereits geſagt, gefangen genommen. Erſt 1646 kehrte er zurück, aber das Erſte, was er that, war, drei neue Feſtungswerke anzulegen, um das Domkapitel im Zaume zu halten. Aber da wurde der ſtolze Mann gezwungen, ſich einen Koadjutor zu nehmen; als ſolcher wurde Karl Kaſpar von der Leyen erwählt, welcher 1650 einen Vergleich zu Stande brachte. Erſt im Grabe fand Philipp Chriſtoph (wie ſein Epitaph im Dom beſagt) 1652 die Ruhe, die er im Leben nicht finden konnte. Die Zeit des ſogenannten „großen" Ludwig XIV. empfand Trier ſo ſchmerzlich, wie ganz Deutſchland; es war eine Zeit, in welcher die Großen zeigten, wie klein ſie waren, und wie lang man ſich Viel gegen eine Nation erlauben darf, die ſo erſchöpft iſt, daß ſie vor Elend und langer Dienſtbarkeit faſt ihr Nationalgefühl vergißt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nimmt ein Trierſcher Geiſtlicher, unter dem erdichteten Namen Juſtus Febronius, die Aufmerkſamkeit der ganzen gebildeten Welt in Anſpruch. Wer kennt den Namen dieſes Edeln nicht? Es iſt der Weihbiſchoff Johann Nikolaus von Hontheim, untadelhaft und liebenswürdig als Menſch und als Geiſtlicher, und hochachtungswerth als ſcharfſinniger vaterländiſcher Geſchichtsforſcher. Geboren 1701, geſtorben 1790, wurde er in der St. Simeonskirche begraben. „Post LX et ultra annorum labores requiem quaesivit et hic invenit," beſagte ſeine Grabſchrift, und gleich als ob der Geiſt noch nicht verſöhnt ſey, der ihn zum Widerruf des Febronius zwang, ſo fand er auch in der Simeonskirche noch keine Ruhe; ſeine irdiſchen Reſte mußten 1803 von dort in die St. Gervaſiuskirche wandern. „Tandem liber, tandem tutus, tandem aeternus!"

Und nun, meine Freunde, nur noch ein paar Worte über die jüngſte Vergangenheit Triers, noch ein paar Striche zur Skizze! Am 10. Auguſt 1794 zieht der Repräſentant des franzöſiſchen Volkes, Bourbotte, in Trier ein; die dreifarbige Fahne weht ſiegesſtolz in der Stadt der Imperatoren, die von nun an ein Theil der großen franzöſiſchen Republik iſt. Raſch wechſelt nun die Ordnung der Dinge; ein neuer Geiſt fliegt wie Sturmeswehn durch alle Straßen, neue Behörden werden eingeſetzt, ein Freiheitsbaum ſtreckt ſeine grünen Wipfel auf dem Marktplatz hoch empor, das alte Wappen Triers verſchwindet, republikaniſche Feſte werden gefeiert, und, was beſſer iſt, freie Inſtitutionen

werden eingerichtet, Inſtitutionen, die man für manche Noth, für viele kleine Sorgen und Laſten wahrlich nicht zu theuer erkauft. Im Oktober 1804 betritt Napoleon die alte Kaiſerſtadt. So ſteht nun Trier abgeriſſen vom deutſchen Reichsverbande da, und zwei Jahre ſpäter zerfällt die tauſendjährige deutſche Reichsverfaſſung. Der letzte Kurfürſt Triers aber, Klemens-Wenzeslaus, ſtirbt fern von ſeiner weiland Reſidenz, zu Augsburg, im Jahre 1812. Noch am 4. November 1813 feiert man in Trier Napoleons Krönungsfeſt, und ſchon in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1814 rücken preußiſche Truppen in Trier ein. Im Jahre 1815 nimmt Preußen Trier in Beſitz, und von da an bildet das weiland Kurfürſtenthum einen Regierungsbezirk der preußiſchen Rheinprovinz.

Welcher Wechſel der Schickſale, welcher Reichthum der Erinnerungen! — und welche dürftige Skizze! ſo fügt der Cicerone hinzu. Aber eben jener Reichthum entſchuldigt mich, meine Freunde; ihr habt ja von mir nicht Vorleſungen, ihr habt blos einzelne Züge zu einem Bilde verlangt.

„Du wandelſt auf einem dreifachen Pflaſter, wenn Du in Trier eintrittſt!“ ſo lautet ein alter Spruch — ein wahrer Spruch. So manches Denkmal aus der Römerzeit ſteht noch heutzutage am Licht der Sonne, — die Porta Martis, das Pantomimentheater, die Reſte der Baſilika, das Amphitheater, die Brückenpfeiler, zahlreiche Denkſteine, Moſaiken und Bildwerke, Hausrath, Anticaglien und Münzen hat uns die Erde wiedergegeben; ja wie mancher Eckſtein iſt ein altes Säulenſtück, wie manche Ruhebank vor dem Hauſe — ein verwittertes Kapitäl; wie mancher Sarkophag dient jetzt als Brunnentrog! Und doch wie viel verbirgt die Erde noch. Faſt keine Erdarbeit, ſey's zum Graben eines Kellers, ſey's auf offenem Feld, wobei nicht Moſaikböden, Urnen, Hausrath, Bronzen, Denkſteine zu Tage kommen. Wohl läßt ſich im buchſtäblichen Sinne hier ſagen: „Die Gegenwart fußt auf der Vergangenheit.“... Weniger Denkmale ſind aus dem Mittelalter geblieben. Die bedeutendſten, den Dom und die Liebfrauenkirche, habe ich bereits erwähnt; das intereſſanteſte dritte iſt die außerhalb der Stadt gelegene St. Mathiaskirche (deren Erbauung der Abt Eberhard von Kamberg zu Anfang des zwölften Jahrhunderts begann,

Digitized by Google

und welche 1148 eingeweiht wurde) nebſt dem an der ſüdlichen Seite der Kirche in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Kloſtergebäude. Das herrliche Netzgewölbe des Hauptſchiffs der Kirche ſtammt aus dem zweiten Jahrzehnt des ſechzehnten Jahrhunderts, und iſt ein Werk des Meiſters Jodokus von Wittlich. Im Allgemeinen läßt ſich behaupten: Was die Völkerwanderung für die Denkmale der Römerzeit, Das war die franzöſiſche Herrſchaft für jene des Mittelalters in Trier; und beſonders war das Jahr 1802 für die vielen Stifte, Abteien, und ſonſtigen klöſterlichen Inſtitute in und bei der Stadt ein verhängnißvolles. Noch ſtehen zwar viele alterthümlichen Gebäude, ſowohl öffentliche, wie das (jetzige) Rathhaus, das Kaufhaus u. ſ. w., als auch Privathäuſer mit ihren vielen Geſchoſſen, mit ihren hohen, ſpitzen Giebelfronten, mit ihren überwölbten, unſymmetriſchen Fenſtern, und dunkeln Eingängen; doch von Jahr zu Jahr gewinnt Trier durch zahlreiche und größtentheils geſchmackvolle Neubauten ein ganz anderes Anſehen. Die engen Straßen erweitern ſich zum Vortheil der Geſundheit und zur Bequemlichkeit des Verkehrs; aber immerhin bleibt im Ganzen der Geſammtcharakter des Alterthümlichen noch vorherrſchend, und macht gerade durch den Kontraſt der neueren Verſchönerungen einen ganz eigenen Eindruck. Möchte (das iſt mein herzlicher Wunſch, ſo ſehr ich das Zweckmäßige und Praktiſche ehre) jener Eindruck nicht verwiſcht werden; möchte die Verſchönerungsſucht in Trier nie zum Vandalismus gegen das Alterthümliche werden, wie Dies in ſo manchen geſchichtlich wichtigen Städten der Fall iſt! Denn womit kann eine auch noch ſo glatte, aber wie oft auch ſo nüchterne Modernität eine verlorene Nationalität aufwiegen? Doch für Trier fürchte ich Dies nicht. Die Trierer haben tiefen Sinn für ihre reiche Vergangenheit.

Ueberhaupt wollen wir uns jetzt, da wir Trier, wie es iſt, betrachten, lediglich an die Trierer halten!

Ich habe einen Dreiklang in ihrem Charakter gefunden, der rein und voll austönt, und ſo recht deutſch eindringt in jedes deutſche Herz, den Dreiklang: fromm, freiſinnig, froh!

Zwei Erſcheinungen ſind's, wornach ihr den frommen Sinn der Trierer ermeſſen könnt. Die erſte iſt die gewiſſenhafte Beobachtung des katholiſchen Kultus, — ein intereſſantes Gegenbild zu einem Indifferentismus, wofür ich euch das Beiſpiel einer großen Reſidenz anführen könnte; die zweite iſt ein großartig ausgebildeter Wohlthätigkeitsſinn, welcher aus dem echten Geiſte des Chriſtenthums entſpringt, ohne ſich an eine beſtimmte Konfeſſion zu binden. Der Katholizismus iſt in Trier mehr, als irgendwo anders, durch eine eigenthümliche Wendung der

Digitized by Google

Geſchicke zu einem geſchichtlichen, nationalen Element des Volkscharakters geworden; ein Angriff auf ihn wäre ein Verſuch, die Nationalität ſelbſt umzuſtürzen. Ja, eben aus jener eigenthümlichen Wendung der Geſchicke läßt es ſich erklären, wie der Trierer (gleich dem Rheinländer überhaupt) in der treuen Bewahrung des Katholizismus mit allen alten Formen deſſelben eine Art von Bürgſchaft ſeiner nationalen Rechte begründet glaubt, ja wie er beide für von einander untrennbar hält. Dies iſt in allen Klaſſen der Bevölkerung gleichmäßig der Fall und zur klarſten Ueberzeugung in den höheren Klaſſen gefeſtet. Die ſtrenge Beobachtung aller kirchlichen Pflichten, welche der Katholizismus ſeinen Bekennern auferlegt, geht dort ſowohl aus einem unerſchütterlichen Glauben, als auch aus einer bloſen tauſendjährigen Angewöhnung hervor. Man glaube übrigens nicht, daß die Frömmigkeit in Trier (natürlich bei dem edlen Kern der Bevölkerung) in Aberglauben oder Bigotterie entarte, oder daß hierarchiſcher Einfluß einen Fanatismus oder wohl gar einen Myſtizismus erwecken könnte, wodurch die ſchönſten Lebensblüten im einen Fall blind zertreten, im andern mit raffinirtem Blödſinn im Keim verkrüppelt werden. So bedeutend das Kloſterweſen in Trier bis zur franzöſiſchen Revolution war — (noch im Jahre 1794 gab es dort zwanzig Klöſter; früher noch mehr), ſo wenig daſſelbe auch dort, wie anderwärts, jene Gebrechen verläugnen konnte, die es, wie aus ſeiner Natur hervorgeht, erzeugen mußte, ſo manchen nicht ungerechten Tadel früherhin ſogar die Domgeiſtlichkeit auf ſich lud, — immer legte gerade der Kurfürſt ſchon aus landesherrlichen Rückſichten heilſame Beſchränkungen an, welche er leichter, als jeder weltliche Fürſt, durchführen konnte. Auch die ſchwere Prüfungszeit der Revolution darf als kräftige Gegenwirkung gegen eine Verſumpfung in Bigotterie nicht vergeſſen werden. Und die kräftigſte liegt wohl in den beiden andern Elementen des Volkscharakters, „freiſinnig und froh.“

Der Katholizismus trägt in Trier vorzugsweiſe eine heitere Farbe. Er miſcht ſich traulich in jede Lebensfreude des Volks und der einzelnen Familien; ja er ſelbſt iſt hier eine der ſchönſten mit. Kommt einmal im Lenz nach Trier; wenn die Schwalben wiederkehrten und die Lerchen ſich jubilirend aus der jungen Saat emporſchwingen, wenn die Euerner Flur in weißer Blütenpracht vor euch aufgerollt iſt! Seht: dann iſt die Stadt durch viele Tauſende von Pilgern belebt, die zu jenen Heiligthümern nach St. Mathias hinauswallen, welche der Trierer zugleich als Nationalheiligthümer betrachtet; in langen Prozeſſionen ziehn die Fremden durch die Straßen, und Einheimiſche ſchließen ſich an. Die Fahnen wallen, geiſtliche Lieder ertönen, jedem Zug geht ein eigener

Digitized by Google

wohlbeſtallter Brudermeiſter mit dem Heroldsſtabe voran, hohe, bunt bemahlte und vergoldete Kerzen werden als Weihgeſchenke zu den Altären gebracht, und haben die Wallfahrer ihre Andacht verrichtet, dann lagern ſie ſich unter Gottes freiem Himmel auf dem Markt und halten dort ihr einfaches Mal; wo ſie an einem Hauſe vorbeikommen, tritt ihnen der Hausvater entgegen, beut ihnen die Hand, und bewillkommt ſie als liebe Gäſte. — Erlebt einmal in Trier eine Charwoche mit ihren ernſten, bedeutſamen Zeremonien, ein Oſterfeſt mit dem vollen Jubel der Unſterblichkeitsgedanken, eine Frohnleichnamsfeier mit ihrer Blumen- und Kinderfülle, ja, jeden Sonn- und Feſttag des Jahres, möcht' ich ſagen! Wie das feſtliche Geläute von allen Thürmen Jung und Alt ſchon mit dem allerfrüheſten Morgen in die Gotteshäuſer ruft! Drinnen, welch ein Glanz der Altäre; die erhabenen Kirchenmuſiken, der würdevolle Ritus, die ergreifende Todtenſtille der Gemeinde in jenem Augenblick, wenn der Prieſter die Hoſtie hoch emporhebt, und das unblutige Opfer auf geheimnißvolle Weiſe vollbringt! Dies Alles erlebet, meine Freunde, und ihr werdet, welcher Konfeſſion ihr auch angehören möget, die unerſchütterliche Treue begreifen, mit welcher die Trierer am Katholizismus hängen.

Und nun begleitet mich in die Gebäulichkeiten des weiland Frauenkloſters zu St. Irmina, welches das älteſte in Trier war. Eine fränkiſche Königstochter Irmina ſoll es im ſiebenten Jahrhundert auf der Stelle gegründet haben, wo ſich früher eine prachtvolle römiſche Getraidehalle befand; die Nonnen zu St. Irmina hatten in kurfürſtlichen Zeiten das Recht, einen Vertreter des Kloſters in die Reihe der geiſtlichen Landſtände zu ſenden. Jetzt walten in jenen Mauern andere Nonnen, deren jede das heilige Gebot Chriſti: „Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt," im Geiſt und in der Wahrheit vertritt. Es ſind die barmherzigen Schweſtern von der Kongregation des heiligen Paulus, — Jungfrauen, welche freiwillig den ſtillen Schooß der Familie verlaſſen, welche an den reichen Hoffnungen lächelnd vorübergehen, die ihnen die Zukunft, als glücklichen Bräuten und Hausfrauen, entgegenbeut, — welche, ſtatt der Hand des Geliebten, die des Leidenden ergreifen, den ſie vorher nie geſehen haben, — welche, ſtatt mit lieblichen Kindern zu tändeln, Nächte lang am Bette des Kranken wachen, und ſeine Pulsſchläge zählen, — welche ſich um keine neue Mode aus Paris, wohl aber um den Verband kümmern, den ſie jetzt anzulegen haben, — welche keinen Pfennig beſitzen, und doch ſo reich ſind! Sie opfern Das, was wir mit Recht den Beruf des Weibes nennen, und ſie tragen dafür die Krone der Weiblichkeit, die der Menſchlichkeit, ſo anſpruchlos,

ſo ſtillſelig, und doch ſo unbewußt. So wenig ich je verhehle, was ich vom Kloſterweſen in unſerer Zeit im Allgemeinen halte, eben ſo ſehr verehr' ich von Herzensgrunde jene klöſterlichen Inſtitute, deren Mitglieder, ſeyen es Männer oder Frauen, ihr ganzes Leben dem Berufe der Krankenpflege widmen; vor dieſen entblöſet die Häupter, nicht vor dem Manne mit dem Orden auf der Bruſt und mit dem Stein drunter, nicht vor der Dame in der prachtvollen Karoſſe, die ihr, weil ſie hochgeboren iſt, nach einem einfältigen Herkommen grüßet, und die eures Grußes nicht werth iſt. Nicht die Geburt, nicht der Rang allein adeln; die Menſchenliebe adelt am ſchönſten, und Der nur iſt ein echter Edler, der bei offenen Sinnen das weiteſte Herz für die Menſchheit, und ſein ganzes Herz für Jeden offen hat, den ihm Gott in den Weg führt. „Ehret die Frauen!" ſang unſer unſterblicher Dichter. Hier wird dies Wort doppelt wahr. Ueberhaupt, wie viel Thränen, im Stillen geweint, hat der Trier'ſche Frauenverein ſchon getrocknet, und wie ſelten hat dabei der Leidende die Hand geahnt, welche ſie ihm trocknete. Doch ſeyen wir auch gegen die Männer nicht ungerecht; geſtehen wir es uns viel lieber, daß zwiſchen beiden Geſchlechtern in Trier ein Wetteifer beſteht im Lindern fremder Noth, ein großartiger Wetteifer, bei welchem ſich alle Stände, Reiche wie Arme, gleich betheiligen; die ſchönſten Beweiſe empfanden noch kürzlich die durch Brand verunglückten Gemeinden. Und fügen wir noch einmal auch ausdrücklich hinzu, daß dieſer Wohlthätigkeitsſinn eine Zartheit im Geben zur Folie hat, welche den Werth des Edelſteins für den Empfänger erhöht. —

Im weiteren Kreiſe gibt ſich dieſe treffliche Eigenſchaft des Gemüths als Gaſtlichkeit kund, welche lebhaft an die von Alters her wohl bekannte Tugend unſerer Urväter erinnert. Ehrbarkeit und Biederſinn und Treue in der Freundſchaft reihen ſich daran. Der echte Trierer ſagt Dir's gerade heraus, wie er's meint; er iſt zu ſtolz, um ſich irgend einer ſchielenden Wendung zu bedienen, geſchweige eine Lüge zu überzuckern. Bei aller ſeiner Gefälligkeit und Gutmüthigkeit bedenkt er ſich, Dir ſein Wort zu geben, — aber wenn Du es haſt, dann kannſt Du darauf bauen. Soll ich's mit Einem Worte ſagen: er hat vielleicht manche Ecken, an denen ſich unſere feine, glatte Ziviliſation ſtößt; aber er hat dafür auch den geſunden Kern in ſich, und, Gott ſey Dank, jenen Firniß noch nicht, der manche Menſchen von heute meiſtens nur um ſo unausſtehlicher macht, je mehr ſie damit glänzen, und je mehr die innere Roheit unter allem Lack und Firniß zu Tage kommt.

Die zweite Grundeigenſchaft des Trier'ſchen Volkscharakters iſt die Freiſinnigkeit. Der freie Sinn aber gibt das freie Wort, und das freie

Digitized by Google

Wort iſt der unentbehrliche Sicherheitszeiger auf dem Zifferblatt jener großen Maſchine, genannt Staat. Dieſer Zeiger gibt immer getreulich kund, wenn irgend ein Triebrad einen Zahn verloren hat, (wie das bei einem komplizirten Mechanismus kaum anders möglich iſt,) oder wenn es um einen zu viel erhielt, wie das bei Reparaturen wohl auch zu Zeiten in Eil und Angſt vorkommen mag; der Zeiger weist, wie geſagt, jede Störung getreulich nach, und drum iſt es vortheilhaft, auf ihn zu achten. Daß aber der Freiſinn in Trier ein echt deutſcher iſt, Das könnt ihr daraus abnehmen, daß ſich das Trier'ſche Bürgerthum — und dies habe ich hier vorzugsweiſe im Auge — in ſeinem Thun und Laſſen nie von der graden und ſicheren Bahn der Geſetzlichkeit entfernt. Wann hörte man wohl je in Trier von dem Geſpenſt geheimer Umtriebe, von politiſchen Unterſuchungen und dergleichen? Man kennt Das dort nicht. Der ruhige Bürger leiſtet den Geſetzen des Staates gern Genüge, und um ſo lieber, wenn er ſieht, daß man ihm Vertrauen ſchenkt, und wenn er ſich nicht von Beamtenwillkühr beengt fühlt. Mit gerechtem Stolz blickt er auf ſeine Inſtitutionen, als auf das theuerſte Kleinod, welches ihn für eine ſchwere Zeit reich entſchädigt, und mit Vertrauen blickt er in die Zukunft, von welcher er den feſten Fortbeſtand dieſer Inſtitutionen erwartet. Man ſchreibt ihm gemeinhin eine Vorliebe für Frankreich zu. Es liegt etwas Wahres und etwas Unwahres zugleich in dieſer Annahme. Wahr iſt es, und ſehr natürlich, daß er mit Liebe an Frankreich denkt, weil er durch eine eigenthümliche Fügung von dort her jene urdeutſchen Inſtitutionen erhielt, die dem freien deutſchen Sinne des Moſel- und Rheinländers ſo ſehr entſprechen. Unwahr wäre es, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß eine ſolche dankbare Erinnerung ihn dem deutſchen Weſen entfremde. Nein, der Trierer iſt gut deutſch.

Der dritte Grundſtoff des Trier'ſchen Charakters iſt der Frohſinn. Er ziert die Fahne einer feurigen Nationalgarde, in deren vorderſter Reihe die Namen Casler, Pisporter, Zeltinger, Scharzer, Brauneberger, und noch manche andere ruhmvoll verzeichnet ſtehen, und deren nähere Bekanntſchaft ich euch, meine Freunde, nicht dringend genug empfehlen kann. In allen Nöthen und Stürmen, unter allen Laſten und Sorgen hat der Trierer den Frohſinn ſich bewahrt, der ihn nicht verläßt, der ihn tröſtet und aufrichtet. Es iſt nicht jene feine, echtfranzöſiſche Lebenskunſt, wie in Mainz, nicht jener markige, funkenſprühende Volkshumor, wie in Köln, was ich meine; der Trier'ſche Frohſinn liegt zwiſchen beiden in der Mitte, ohne ſie erreichen zu können; er iſt ſtiller, beſchränkter, behäbiger. Er ruft das Volk nicht in Maſſe auf die Straße,

Digitized by Google

er bewirkt kein öffentliches Leben, er bringt keinen Karneval zu Stande. Dafür aber verſchönert er die engeren Kreiſe des Familienlebens; er lockt die Eltern, die Kinder, die Hausfreunde und Gäſte hinaus in irgend eines von jenen reizenden, ſtillen Thälern, auf einen jener Ausſichtspunkte, woran Triers Umgebungen ſo reich ſind. Oder die muntern Freunde ziehen mit Flaſchen und Gläſern hinaus in den Wald, und lagern ſich um die klare, kühle Quelle; doch glaubet nicht, daß ſie Hydropathen werden wollen. Seht, ein paar Botaniker von der Geſellſchaft zerſtreuen ſich im Walde, und bald kommen ſie wieder mit reicher Ausbeute beladen, doch nicht um ſie in's Herbarium zu legen; nein, eine Menge verſchiedener Kräuter (Waldmeiſter iſt ihr Herr und König) werden in Reih' und Glied vor euch ausgeſtellt, und als Rekruten gemuſtert; ſie ſollen in die berühmte Nationalgarde eintreten; der mächtige Napf wird zum Sammelplatz, und nun beginnt unter frohen Liedern das große, geheimnißvolle Werk. Die Elfen lauſchen in alten Eichelhülſen, und eh' ihr's merkt, huſcht euch ein Neugieriger dieſes unſichtbaren Völkchens über die Stirne, und haucht euch über die Augen, daß euch das breite Laubdach der Eiche als Königshalle erſcheint, grünfunkelnd von Edelſteinen, und daß ihr ſchmucke Reihen von Vaſallen vor euch ſeht, geharniſchte Sonette oder gepanzerte Lieder; oder ihr erblickt einen unergründlichen goldnen See, deſſen Ufer mit weißem Marmor eingefaßt ſind; mitten aus den Fluten erhebt ſich eine ſchlanke duftende Wunderblume, und grüne Inſeln ſchwimmen in den Wogen umher. Da weckt euch „ein Klingen wie Flöten ſo ſüß, wie Stimmen der Engel im Paradies;" ein Freundesarm hält euch umſchlungen; die grünen Römer ſind's, die Muſik machen, und der Geiſt des „Maiweins" war der Zauberer, der euch in's ſchöne romantiſche Land entrückte.

In einer anderen, aber gleichwohl verwandten Weiſe, gab ſich der Frohſinn in früherer Zeit bei gewiegteren Männern kund, nämlich in dem Inſtitut der Schoppenſtecherei. Ihr fragt mich um das Nähere darüber? Ich erzählte es ſchon an einem andern Orte, aber vor ſo wenigen Zuhörern, daß ich wohl nicht in die Erbſünde alter Anekdotenjäger verfalle, wenn ich es wiederhole. „Einen Scherz in Ehren ſoll Niemand wehren," dies ſey meine Vorrede zur zweiten Auflage. Nun denn hört: „Zur Zeit, als der König von Frankreich ſo grauſam gegen den Templerorden gewüthet hatte, machten ſich einige in Cypern gebliebene Brüder, glaubhaften Ueberlieferungen zufolge, mit einem Becher, einer Lanze, und einem tüchtigen Schluck auf die Reiſe, und fuhren, als Weinſchröter verkleidet, bis an den Rhein, und die Moſel

hinauf bis gen Trier. Dort verſammelten ſie ſich in der Kiliansnacht, Schlag zwölf Uhr, in einem Hauſe, welches die profane Welt ſchlechtweg Trinkſtube nennet. Und ſie tauften den Becher aus Cypern aus Vorſicht nach der Landesſitte „Schoppen;" Dies geſchah aber, indem ſie ihn zum erſten Mal mit echtem Mosler füllten, der Moslim gedenkend im Morgenland, und ihn austranken, einer nach dem andern, und zwar jeder ſo oft, als Dies menſchlicher Kraft möglich iſt. In jener verhängnißvollen Mitternachtſtunde geſchah es, daß die edlen Tempelherren den Gedanken auf's neue aufgriffen, ihren Orden nicht ausſterben zu laſſen; um aber dieſen Vorſatz gewiſſer zu erreichen, beſchloſſen ſie, demſelben einen ganz andern Namen zu geben, und zugleich einen ganz andern Zweck unterzulegen. Nun iſt es bewieſen, daß der Wein gewiſſermaßen, d. h. übermaßen, des Menſchengeſchlechts gefährlichſter Widerſacher ſey. Derohalben beſchloſſen die edlen Ritter, dem Wein ewige Feindſchaft zu ſchwören, in ſolcher Weiſe, daß ſie mit größter Selbſtaufopferung dies fürchterliche Getränk allmählig vom Erdboden vertilgen wollten. Und es ward ihm Fehde entboten, und die Lanze geweiht im Namen der Ehre und des hohen Ritterthums, auszuſtechen jenen furchtbaren Feind, der da im Schoppen hauſet, und „Schoppenſtecher" nannten ſich von nun an die treuen Ritter. Der Bund, den ſie beſchworen, ſollte aber geheim gehalten werden vor den Augen der profanen Welt, und dieſe Satzung ward abgemacht, daß nur Der fortan zum Ritter geſchlagen werden dürfe, den vierundzwanzig Schoppen nicht ſchlagen konnten; und der Spruch dazu hieß: „Das leide vom Wein, und von keiner andern Flüſſigkeit auf Erden!" Hochmeiſter und Großkanzler ſollte aber nur Der werden können, welcher den Erbfeind fünfzig Mal niedergeſtochen, und Knappendienſte müßten Die verrichten, deren Mannhaftigkeit es nicht über zwölfmal hinausbringe. Da ward ausdrücklich feſtgeſetzt, daß ſchwerer Dämel, ſo wie K..... jammer, die Würde wieder vernichte; doch ein leichter Schlummer, ſo ſieben Tage und Nächte nicht überdaure, ſey geſtattet zur Erholung für künftige Kämpfe. Und da der Orden, ſeinem innerſten Weſen nach, ſo wie um böſem Leumund zu ſteuern, endlich auch wegen ſeiner philanthropiſchen Tendenz Geheimbund bleiben müſſe, und daher alle äußeren Abzeichen ausſchließe: ſo ſollten an die Meiſtleiſtenden, zur Aufmunterung für die in guten Werken noch ſchwächeren Mindeſtvertragenden, eigene Patente ausgeſtellt, von Hochmeiſter und Großkanzler gefertigt, und an die mannhafteſten Brüder vertheilt werden." — Dies iſt die authentiſche Geſchichte von dem Urſprung der edlen Schoppenſtecherei, deren beide Achſen Trier und Koblenz waren, ſo daß ſich alle Beſtrebungen der

Digitized by Google

geheimen Brüder in einer retrograden ekliptiſchen Ellipſe bewegten. Gravitation war übrigens das aſtronomiſche Grundgeſetz des Bundes; er betrachtete es auch von der politiſchen Seite, jedoch machte er auf dem Felde der Politik eine ganz paradoxe Anwendung davon, nämlich die Intervention. Man weiß, daß Eiferſucht zwiſchen größeren und kleineren Höfen gar oft ſchon der gefährliche Zündſtoff zu bedeutenden Kriegen war, und es läßt ſich ferner wohl nicht läugnen, daß Gaſthöfe auch Höfe ſind, wenn auch nicht alle Höfe gaſtlich ſind. Der Schoppenſtecher wußte ſodann, daß auch bei Gaſthöfen Kabinettsintriguen vorkommen, und Reibungen erzeugen, welche für den Beſtand der öffentlichen Ruhe nicht anders als bedenklich werden können. Deßhalb ſuchte nun der echte Schoppenſtecher bei beſagten Höfen als Vermittler aufzutreten, und deßhalb ſtrebte er, unermüdet von einem zum andern gehend, jeden zufrieden zu ſtellen, wobei er bei keinem die „Etikette“ überſah. So machte er an jedem Abend eine diplomatiſche Patrouille von einem erlauchten Hofe zum andern. Aber wie alles Irdiſche leider eine Zeit des Verfalles erleben muß, ſo auch das weiland hochberühmte Inſtitut der Schoppenſtecherei. Die Hofmarſchälle der genannten Höfe haben ſich in ihrem Weſen im Vergleich zur Vorzeit nicht verſchlechtert, — im Gegentheil, ſie und ihre Weine ſind wo möglich feiner geworden, als ſonſt; aber die Brüderſchaft der Schoppenſtecher iſt verzagter geworden. Während ſich ſonſt die Zahl der Reiſenden durch die Anwendung neuer und ſchnellerer Kommunikationswege vermehrt, iſt die Zahl unſerer geheimnißvollen reiſenden Weinvertilger ſehr zuſammengeſchmolzen, und es gibt jetzt faſt nur ſo viel Knappen, als es früherhin Ritter gab. Man begnügt ſich jetzt mit ein paar Flaſchen, und zwar mit Beobachtung der „Ortseinheit;“ im allerbeſten Fall wechſelt die Szene zwei bis dreimal an einem Abend. Wie lange wird es noch währen, ſo geht es mit den Schoppenſtechern, wie mit den Mohikanern, und ein Trier'ſcher Cooper ſchreibt einen Roman vom „letzten Schoppenſtecher!“

Glaubt übrigens nicht, meine Freunde, daß der Trier'ſche Frohſinn etwa einzig und allein gleich Perlen aus dem Grunde des Bechers emporſteigt! Eine höhere Potenz, die Muſik, greift hier noch mächtig wirkend ein und veredelt die echte Lebensfreude. Der Geſang, beſonders in neuerer Zeit durch treffliche Männer mit warmer Vorliebe gepflegt, hat eine Liedertafel aufgeſchlagen, an der jeder frohe und gebildete Menſch, gleichviel, welchem Stande er angehöre, ohne Umſtände Platz ergreifen darf. Da zeigt ſich recht die volle, unmittelbar eindringende Macht der Kunſt, und Schillers Lied von der Freude findet hier einen

Digitized by Google

lebendigen Kommentar in allen Herzen. Glück auf und lang Gedeih'n! — Ein anderer Brennpunkt des geſellſchaftlichen Zuſammenlebens iſt das Kaſino, wo der Tanz ſein ſchönes, unverjährbares Recht geltend macht. — Ich merke, daß euch eine Frage auf den Lippen ſchwebt, meine Freunde, und — was gilt's — ich errathe ſie, bevor ihr ſie ausſprecht. Ihr möchtet wiſſen, ob in Trier nicht auch, wie in vielen Städten gleichen Ranges, jenes Geſpenſt ſpukt, das wir uns ſchon von weitem durch alle möglichen Exorzismen vom Leibe zu halten ſuchen, jener böſe Kobold, der überall, wo er ſich zeigt, die Geſelligkeit vergiftet, — der Kaſtengeiſt? Die Antwort iſt ſchwer und iſt leicht, — wie man's nimmt. Ich für meine Perſon bin ihm in Trier nie begegnet. Aber beſtimmt kann ich es deßwegen noch nicht behaupten, daß ihm Trier eine terra incognita iſt. Um dieſen ſcheinbaren Widerſpruch zu löſen, will ich euch nur bekennen, daß ich mich in Trier ſtets am liebſten im wackern Bürgerthum bewegt habe; das Bürgerthum aber meſſe ich mir im weiteſten Kreiſe nach dem entſprechenden Geiſte, nicht nach der beſtimmten bürgerlichen Beſchäftigung. Und ſo will ich mir denn auch über das Ganze, woran ich nur in einzelnen Kreisabſchnitten Theil nahm, kein umfaſſendes Urtheil erlauben. Aber in jenem großen Kreiſe des Bürgerthums, ich wollte ſagen: des Bürgerſinns, einem Kreiſe, welcher Bürger, Beamte, und Offiziere umſchließt, fühlte ich mich ſo behaglich, als es einem Menſchen irgend zu Muth ſeyn kann, der im Bürger, im Beamten, im Offizier, im Geiſtlichen, vorzugsweiſe nur den Menſchen erfaſſen will, und die Beſchäftigung, das Amt, den Stand ſo nebenbei liegen laſſen kann, wie ich. Ich muß es bekennen, daß ich in der immer größeren Erweiterung dieſer ſchönſten Bürgerlichkeit einen Fortſchritt und ein Heil für unſere geſellſchaftlichen Zuſtände finde, wodurch wir zugleich dem Ideal des Staats immer näher kommen. Der gebildete Mann macht im geſelligen Leben ſeine beſondere Stellung eben ſo ſehr nicht geltend, als der innerlich gemeine, ſey er auch äußerlich hochgeſtellt, ſich beſtreben wird, ſie als Surrogat ſeiner Perſönlichkeit vor ſich zu ſchieben.

Dies führt mich auf den Zuſtand der Bildung in Trier überhaupt, und auf das dortige geiſtige Leben. Es iſt eine Thatſache, welche ſich durchaus nicht in Abrede ſtellen läßt, daß die Bildung in Trier unter preußiſcher Herrſchaft bedeutende Fortſchritte gemacht hat, wobei ich nicht die blos gelehrte Bildung verſtehe, (dafür ſorgte auch früherhin die Univerſität), ſondern vorzugsweiſe die allgemein menſchliche Durchbildung des Volkes im Ganzen und Großen. — Daß die Grundſtoffe dazu im Volke von jeher vorhanden waren, beweiſen nicht etwa blos

Digitized by Google

die bedeutenden Männer in allen Fächern des Wiſſens, auf welche Trier ſtolz ſeyn darf, ſondern auch die Eigenſchaften des Volkscharakters im Allgemeinen, die lebendige Auffaſſung und Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute. Nun rechne man für's Erſte die eigenthümliche Stellung Preußens hinzu, welches als Staat darauf angewieſen iſt, ſeine Baſis in der immer tiefer ſich entwickelnden Intelligenz feſtzuſtellen, man rechne noch die beſondere rege Aufmerkſamkeit dazu, welche Preußen gerade der Rheinprovinz, einem der ſchönſten Juwele in ſeiner Krone, mit Recht widmet, die zahlreichen Anſtalten für Beförderung des Schulweſens und der Lehrerbildung, der Realkenntniſſe, des Gemeinwohls und der Humanität; — und man wird, wenn man die Probe macht, meine Summe richtig finden. Es iſt anderſeits nicht zu läugnen, daß ein großer Theil derſelben nicht blos dem Volk oder der Regierung, ſondern auch der Zeit ſelbſt im Ganzen und Großen zu verdanken iſt, einer Zeit, in welcher Rückſchritte im Großen überhaupt gar nicht gethan werden können, und jedes Vorwärtsſchreiten des Einen gleich wieder das verdoppelte des nächſten Andern zur unmittelbarſten Folge hat. Dies zeigt ſich wohl am auffallendſten in der Induſtrie. Darin war Trier am längſten zurück (die Gründe, weßhalb? laſſen ſich hier nicht ſo ſchnell entwickeln), ja, es herrſchte ſogar geraume Zeit jenes leidige Vorurtheil, das uns im Allgemeinen auch anderwärts um unſre beſten jungen Kräfte und Säfte betrogen hat, — das Vorurtheil des kleinlichen, verzagten Egoismus, welches die Jugend zum Staatsdienſt, als zur „ſichern Verſorgung“ hintrieb, und dadurch den Staat zu einer Pfründneranſtalt machte, während es abſchreckte von dem Einſatz der Perſönlichkeit in's große Lotto der Induſtrie. Und doch gewährt dies vermeintliche Lotto eigentlich die größte Sicherheit, nämlich für ſolche Geiſter, die ſich vor dem wahrlich kleinen „großen Loos“ einer lebenslänglichen Verſorgung ſchämen und fürchten. Ich kann hier nicht alle Folgerungen einer unabhängigen bürgerlichen Stellung für den Nationalgeiſt im Einzelnen anführen. Aber Das iſt jedenfalls gewiß, daß ſie für denſelben nur zum Vortheil ausfallen. Zunächſt muß nämlich das Bürgerthum dadurch diejenige Stellung im Staate erringen, die ihm der Natur nach gebührt; es muß ſo recht das warme, freie Herz des Staates werden, das ſeine Adern durch den ganzen Organismus ausſendet, das dem Haupt wie den Füßen das friſche Blut zukommen läßt. Gewiß, die Induſtrie befreit allmählig das Bürgerthum von vielen alten und neuen „Servituten“, von jener des ſervilen Sinnes zu allererſt, und wo kein ſerviler Sinn iſt, da hat die fremde Anmaßung auch keinen Haltpunkt. Neben der Induſtrie muß

das elende Schmarotzer-Schlingkraut des Philiſterthums, das dem Baum die beſten Säfte abzieht, verdorren. Die Induſtrie gleicht die ſchroffen Gegenſätze der Kaſten aus. Indem ſich der Geiſt kühn die Elemente dienſtbar macht, vergeiſtigt ſich die Menſchenkraft, und die allgemein-menſchliche Bildung erhält freie Bahn, um immer tiefer in die Maſſe eindringen zu können. Das Volksſchulweſen wird zu einer immer größeren Vervollkommnung mit fortgeriſſen, und auch gerade den gelehrten Schulen wieder iſt die Möglichkeit gegeben, auf einem abgedämmten Grund und Boden, welcher nicht mehr von der Maſſe überſchwemmt wird, um ſo reifere und tüchtigere Früchte für Staat und Kirche zu erzielen. Einen Maßſtab, wie das geiſtige Leben in Trier ſeine Kreiſe in den paar letzten Jahrzehnten erweitert und die verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung immer mehr durchdrungen hat, gibt die größere Theilnahme an der Literatur; hier iſt ein Bedürfniß entſtanden, welches mehrere Buchhandlungen wetteifernd zufrieden ſtellen, und wobei wohl jede ihre Rechnung findet.

Und nun, meine Freunde, laſſet uns für diesmal von Trier Abſchied nehmen. Wir thun es voll ſchöner Hoffnungen für deine Zukunft, wackere **Treviris**! Möge dir die Moſel-Dampfſchiffahrt manchen Gaſt bringen, der deine landſchaftlichen Reize beobachtet, dein hiſtoriſch-archäologiſches Intereſſe wahrnimmt! Möge der raſchere Verkehr deinem Handel neuen Schwung, deiner Induſtrie ermunternden Abſatz, deinem Wohlſtand reiches Wachsthum bringen! Möge dabei dein Bürgerthum immer ſo bieder bleiben, wie es iſt, und mögen endlich Vertrauen und Eintracht ſtets wie Sterne der Zukunft über den großartigen Denkmalen deiner Vergangenheit leuchten!

Wenn wir Trier verlaſſen haben, und am linken Moſelufer ſtromaufwärts wandelnd der Heerſtraße folgen, welche nach Luxemburg führt, ſo erreichen wir in etwa zwei Stunden das Dorf Igel in einer anmuthigen Gegend, ſchräg über von Conz, wo die Saar in die Moſel mündet. Bei Igel feſſelt das römiſche Monument, welches ſich rechts neben der Straße erhebt, unſere Aufmerkſamkeit in hohem Grade. In einer Höhe von zweiundſiebzig Fuß raget dies Familiendenkmal der Secundiner, welches Göthe einen architektoniſch-plaſtiſch verzierten Obelisken nennt, und über deſſen Urſprung und Beſtimmung ſowohl ältere als neuere Gelehrte die widerſprechendſten Vermuthungen aufſtellten, indem es einige für ein Denkmal zur Erinnerung an die Ver-

Digitized by Google

mählung des Conſtantius mit der Helena hielten, andere es als ein Gedächtnißmal an die Geburt des Caligula (Cajus Igula!), wieder andere für ein Monument der Apotheoſe irgend eines Mitgliedes des Kaiſerhauſes erklärten. Wyttenbachs Deutung (in ſeinen „neuen Forſchungen über die römiſchen architektoniſchen Alterthümer im Moſelthale von Trier") ſcheint mir die richtigſte zu ſeyn: „Zwei Hauptvorſtellungen gehen durch das Ganze (der Bildwerke), eine natürliche, das häusliche und bürgerliche Leben darſtellend, und eine poetiſche (allegoriſche) auf das Götter- und Heroenleben anſpielend. Beide ſtehen nebeneinander; beide heben und ergänzen ſich; aus einem flüchtet der Menſch ſich gerne in das andere." So faßt Wyttenbach die Bedeutung der Bildwerke auf, welche alle vier Seiten des Igler Denkmals vom Sockel an bis zur Spitze hinauf ſchmücken. Und Göthe äußert ſich darüber folgendermaßen: „Soll man den allgemeinſten Eindruck ausſprechen, ſo iſt hier Leben dem Tode, Gegenwart der Zukunft entgegengeſtellt, und beide untereinander im äſthetiſchen Sinne aufgehoben. Dies war die herrliche Art und Weiſe der Alten, die ſich noch lange genug in der Kunſtwelt erhielt." Als Zeit der Errichtung des Denkmals nimmt Göthe die Epoche der Antonine an.

Von Igel aus führt uns nun der Weg längs der Moſel bis zur Mündung des Gränzfluſſes Sauer, über welchen ſich hier eine Brücke wölbt. Am jenſeitigen Ende derſelben liegt das erſte luxemburgiſche Städtchen, Waſſerbillig, und wir wandern jetzt landeinwärts in das Großherzogthum Luxemburg. Bis Grevenmachern bleibt die Moſel noch unſere Führerin.

Hinter dieſer Stadt verändert ſich das Terrain, und die Landſchaft nimmt immer mehr einen ernſten, faſt möcht' ich ſagen düſtren Charakter an, wie wir ihn bisher nicht gewohnt waren; — allerdings hatte uns auch das geſegnete, freundliche Moſelthal ziemlich verwöhnt. Man merkt, daß man den Ardennen näher kommt, deren wilde Romantik uns ſchon ihre erſten Grüße entgegenſendet. Immer höher führt die Straße, und hinter Roth windet ſie ſich, jähe Abfälle zur Seite, vollends bis zum Rücken der breiten Hochebene hinan. Der Boden wird kärger, die Vegetation dürftiger, und auch die Kultur ſcheint damit gleichen Schritt zu halten. Dies verrathen wenigſtens die Wohnhäuſer der Landleute, — ärmliche Hütten, aus Schiefer und Lehm mehr zuſammengeklebt, als gebaut. Indeſſen hat doch auch eben jene düſtere Phyſiognomie des Landes wieder ihren beſonderen Reiz, für ſolche Wanderer nämlich, die nicht blos das Schöne als eigenthümlich, ſondern auch das Eigenthümliche als ſchön zu erfaſſen verſtehen. Und wahrhaft eigen-

Digitized by Google

thümlich iſt der Blick von den Höhen des Gebirgszuges in die dunkeln Thalſchluchten hinab. Eigenthümlich iſt auch der Volkscharakter. Er trägt die ernſte Farbe des Landes; er gemahnt dich lebhaft an die gewaltigen Bergrücken, an die dichten Wälder, welche es durchziehen, an die friſchen, aber rauhen Winde, welche dich auf der Hochebene oben umbrauſen. Die Schale des Volkscharakters iſt feſt, rauh, und voll Stacheln, als wolle ſich der Kern darin wehren, von jeder nächſten beſten Hand angefaßt zu werden; aber es iſt immerhin ein kräftiger Kern, der alle Achtung und jede Pflege verdient. Einfach und derb von Weſen, Sitte, und Sprache, — Jahr aus Jahr ein, Sommer und Winter blos die blaue Blouſe auf dem gedrungenen, nervigen Leibe, — unbekannt mit den feineren Bedürfniſſen des Lebens, geſchweige des Luxus, — hält der Mann hier zu Land treu und trotzig am Alten, und vertheidigt es gegen jeden Angriff mit um ſo größerer Hartnäckigkeit, je plötzlicher ein ſolcher geſchieht, je unbedingter und unabweislicher ſich ein ſolcher ankündigt. Ja, die Abwehr kann in ihm ſogar eine Abneigung erregen, welche ſich nachhaltig feſtſetzt, und ſchwer auszutilgen iſt, eine Abneigung gegen Fremde, die übrigens auch durch politiſche Gründe weiter erklärt werden kann. Man ſieht, es iſt ſo viel vortrefflicher Urſtoff im Charakter dieſer tüchtigen Söhne der Natur, daß es ſich wohl der Mühe verlohnt, dem Ziel durch Liebe und Milde, Geduld und Vertrauen näherzuarbeiten. Ein ſolcher Verſuch wird gewiß faſt nie ohne günſtige Reſultate bleiben. Der Trotz, den kein Gegentrotz bezwingen kann, wenn nämlich letzterer nicht gerade die Uebermacht als Schild vor ſich ſchieben kann, fügt ſich langſam, ich möchte ſagen: er bröckelt ſich nach und nach ab. Wenn du dem Luxemburger Beweiſe gibſt, daß du das Schätzenswerthe in ſeinem Weſen wirklich ſchätzeſt, wenn du dies friſch und treu erfaſſeſt, ſo läßt er ſich wohl einen Knoten nach dem andern im Netze des Vorurtheils löſen. Und allerdings ſind hier noch manche ſolche Knoten zu löſen. Wo der Menſch, wie hier, faſt lediglich im Schweiße des Angeſichts mit der Natur wacker ringen muß, um ihr Das abzugewinnen, was ſie anderwärts Glücklichen freiwillig ſpendet, wo der Landmann, wie hier, den widerſpenſtigen Boden oft mit ſechs Pferden pflügen muß, während die Viehzucht wieder durch häufigen Futtermangel beeinträchtigt wird, — da bleibt freilich wenig Zeit und Luſt übrig für geiſtige Entwicklung; es iſt Thatſache, daß bei den unterſten Klaſſen der Bevölkerung bis in die neueſte Zeit die Kenntniß des Leſens und Schreibens noch immer etwas Seltenes war. Die Regierung hat es ſich bis zur Zeit der Revolution allerdings angelegen ſeyn laſſen, den Volksunterricht ſowohl

Digitized by Google

durch Schulen, als auch durch Heranbildung von Lehrern, ſo wie durch Aufmunterung zu befördern; die Revolution machte aber mitten in dieſen erfreulichen Beſtrebungen eine nachtheilige Pauſe. Neuerdings ſieht man wieder ein regeres Leben. Aus von der Regierung dafür angewieſenen, nicht unanſehnlichen Fonds wurden in den Dörfern ſchöne Schulhäuſer erbaut; in aller Weiſe ſucht man fortwährend den Beſuch der Schulen zu fördern, und die Bevölkerung ſelbſt benutzt dieſe dargebotene Gelegenheit mit einer Gewiſſenhaftigkeit, die aller Ehren werth iſt, und in Kürze auch ſchöne Früchte bringen wird, — beſonders aber dann, wenn man höheren Orts auch bei Beſetzung der Lehrerſtellen die Befähigung der Lehrer noch ſchärfer und ſtrenger überwachen wird, als Dies bis jetzt der Fall war. Eins fällt uns Deutſchen im Luxemburger Land ſchmerzlich auf: die geringe Liebe des Volkes für die deutſche Sprache. Und doch gehört ja Luxemburg, — und zwar nach älteren Anrechten, als jener Traktat von 1815, — durch gemeinſame Abſtammung und Geſchichte dem großen Geſammtverbande aller Deutſchen an. Zwar predigen die Geiſtlichen deutſch, aber die unteren Klaſſen reden lieber walloniſch, die höheren Klaſſen und der Mittelſtand ſprechen franzöſiſch, und auch die gerichtlichen Verhandlungen werden in dieſer Sprache gepflogen. Letzteres hat auch noch den Uebelſtand zur Folge, daß die unteren Klaſſen, welche das Franzöſiſche ſelten verſtehen, über den Stand der Rechtsſachen keine richtigen Begriffe erhalten können. Möchte die Wiederherſtellung der alten landſtändiſchen Verfaſſung, (deren Urſprung hier aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts datirt), dieſes echtdeutſchen Inſtituts, in Luxemburg auch auf die Herſtellung des Sprachverbandes einen heilſamen Einfluß ausüben, und ein mächtiger Impuls werden zur Erhaltung der deutſchen Nationalität. Freilich müßten, zur Erreichung dieſes Zwecks, vorher und zugleich auch noch ganz andere Hinderniſſe weggeräumt werden! Es müßte der Luxemburger die Ueberzeugung gewinnen können, daß es auch in den jetzigen Staatsverhältniſſen dem einzelnen deutſchen Stamm ehrenvoll ſey, dem Verbande aller übrigen anzugehören. Der Luxemburger müßte ferner Gelegenheit haben, die anderen Deutſchen als Freunde und Brüder lieben, und ihnen vertrauen zu lernen; Dies aber zu ermöglichen, kommt zuvörderſt uns andern Deutſchen ſelbſt zu.

Auf der rauhen Hochebene, die wir von Roth aus erreicht haben, führt uns die Heerſtraße bis zum Fetzſchenhof in die unmittelbare Nähe der Hauptſtadt Luxemburg. Da ſenkt ſich die Straße vor uns plötzlich in eine enge Thalſchlucht, den „Grund,“ hinab. Der Anblick der Stadt, welcher ſich jetzt unſern überraſchten Augen darſtellt, iſt im höchſten

Digitized by Google

Grade eigenthümlich. Auf einem Felſengebirge, welches ſich 715 Fuß über die Meereshöhe erhebt, liegt die Stadt und Bundesfeſtung, ſtolz und trotzig vor uns. Tief zu unſern Füßen der ſogenannte „Grund", von dem Waſſer durchrauſcht, welches den Saum der Wieſe umſchlängelt; hohe Pappeln ſtrecken die ſchmalen Wipfel heran, und hinter ihnen ſteigen die großartigen Terraſſen der anmuthigen Gärten empor, hinter welchen ſich die Heerſtraße zu den Werken und Thoren und über die Brücke der Felſenſtadt hinanwindet. Tief im Grunde ein ſchlanker Kirchthurm, deſſen Spitze kaum die Höhe der Feſtungsmauern zu erreichen ſcheint, und gegenüber die ungeheuren ſchroffen Felswände, alle zur Befeſtigung verarbeitet; darauf die koloſſalen Werke, über welchen ſich die hohen Häuſer der Stadt mit den Thürmen der Schloß- und der Stadtpfarrkirche zeigen. Der Grund zieht ſich ſodann im weiten Bogen um den Felsrücken weiter, bis er ſich an's ſchöne „Pfaffenthal" und an die reizende Vorſtadt Clauſen reihet. Rings um den Stadt- und Feſtungsberg, und um den tiefen, von der Elz durchrauſchten Thalgrund, welcher denſelben umſchließt, zieht ſich nun eine Kette von Forts, deren viele durch in den Felſen geſprengte unterirdiſche Gänge mit der Feſtung zuſammenhängen. Am entgegengeſetzten Ende der Stadt, wo das Neuthor ſteht, breitet ſich der Hochrücken des Berges weit aus; da führt gerade aus die Straße nach Arlon, links ab die nach Metz, und rechts gewahrt ihr in geringer Entfernung jenen Grünewald, der ſeiner Zeit ſo viel von ſich ſprechen machte. Ich verzweifle daran, die Eigenthümlichkeit der Lage Luxemburgs blos durch Worte auch in den Details zu veranſchaulichen; hier muß das Auge ſelbſt in wechſelvollſter Beſchäftigung ſchwelgen. Darf ich ein Gleichniß gebrauchen, ſo macht der Ueberblick der Stadt den Eindruck, als ſey ſie mit ihren Mauern, Bollwerken, Thürmen, und Häuſern aus jener einen und derſelben Felsmaſſe gemeißelt, auf welcher ſie fußt. Hier iſt eine Romantik der Landſchaft und der Architektur, wie vielleicht keine Feſtung des Kontinents ſich einer ähnlichen rühmen kann; nie hat der militäriſche Zweck zugleich ſolche großartige mahleriſche Wirkungen hervorgebracht, wie hier, und auch der Laie wird ſich unwillkührlich eingeſtehen müſſen: „Dieſe Felſenjungfrau iſt ſo recht die unbezwingbare Hüterin Deutſchlands". Die Natur ſelbſt hat hier den größten Meiſtern der Kriegskunſt gleichſam eine Aufforderung an ihre Talente hingeſtellt, und Vauban und Napoleon haben dieſer Aufforderung vollgenügend entſprochen. Luxemburg wird ſtets das Andenken des Letzteren bewahren, wenn auch das große „N" von den Thoren, ich weiß nicht aus welchem erheblichen Grunde, verſchwunden iſt. Auch von deutſcher Seite iſt in der

Digitized by Google

neueſten Zeit wahrhaft Erſtaunliches für die Befeſtigung Luxemburgs geleiſtet worden. Wer zählt die Namen der Forts alle, deren Anlage der Laie in der Kriegskunſt nur im Allgemeinen beſtaunen, die er aber im Einzelnen nicht beurtheilen kann, weil militäriſche Vorſichtsmaßregeln die Erlaubniß zur näheren Beſichtigung beſchränken. Man würde eine Stunde Zeit brauchen, wollte man — auf ebenem Boden — die Werke in Schritten ausmeſſen, ſo verſichert man uns.

Das Innere der Stadt gewährt einen freundlichen Anblick, und der Schluß, den man gemeinhin von der Außenſeite der Häuſer auf deren Bewohner zieht, kann hier nur zum Vortheil der Letzteren ausfallen. Ueberall in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herrſcht Ordnung und Sauberkeit; die Läden empfehlen ſich durch franzöſiſche Eleganz. Unter den öffentlichen Gebäuden nehmen die Schloß- und die Hauptkirche, das Athenäum, das geſchmackvolle neue Stadthaus, deſſen unteres Geſchoß gegen die Verbindungsſtraße zu eine Fruchthalle bildet, unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe in Anſpruch; unter den Plätzen der Fiſchmarkt, der Paradeplatz mit dem Kommandanturgebäude und der Hauptwache, und der ſchöne Wilhelmsplatz; die große Straße iſt der Corſo der Bürgerſchaft. Die Kaſernen liegen an den Wällen, welche ſämmtlich geſchloſſen ſind. Die öffentlichen Brunnen ſtehen unter militäriſcher Obhut; den Waſſerbedarf zum Kochen und Säubern liefern in den Privathäuſern Ziſternen.

Die Stellung der Bürger zu einer fremden Kriegsmacht und umgekehrt iſt ganz eigenthümlich und einzig in ihrer Art. Es bleibt für den Bürger immer ein drückendes Gefühl, auf ſeinem eigenen Grund und Boden ſich beſchränkt und umſchloſſen zu wiſſen, und wenn man ſich auch wechſelſeits im Einzelnen viele humane Zugeſtändniſſe macht, ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß ein trauliches Verhältniß zwiſchen Bürgerſchaft und Militär im Ganzen und Großen nicht erreicht werden kann. Um ſo mehr muß man ſich wundern, und es für beide Theile ehrend anerkennen, daß von offenen Reibungen und Zerwürfniſſen in Luxemburg nicht die Rede iſt. Es liegt unſerem Zwecke fern, uns auch in Details über das militäriſche Verhältniß der Bundesfeſtung einzulaſſen. Bekanntlich ſteht ſie, gemäß des Traktates vom 12. März 1817, unter einem preußiſchen Gouverneur und Kommandanten; beide hat der König von Preußen zu ernennen, und eben derſelbe ſtellt drei Viertheile, der König der Niederlande das letzte Viertheil der Beſatzung; indeſſen blieb Luxemburg fortwährend (mit Ausnahme des Jahres 1831, wo einige Monate lange auch Lippe'ſche und Waldeck'ſche Truppen als Verſtär-

Digitized by Google

kung einrückten) ausſchließlich von Preußen beſetzt. Die preußiſche Beſatzung hat bedeutende Vergünſtigungen, und genießt das geſellige Leben größtentheils im engeren Kreiſe unter ſich, was übrigens für jene Offiziere, welche in die verſchiedenen, zum Theil entlegenen Forts kommandirt ſind, ſeine großen Schwierigkeiten hat. Da es in Luxemburg faſt gar keine öffentlichen Vergnügungsorte gibt, ſo bleibt den Offizieren einzig das Militärkaſino als Sammelplatz und Erholungspunkt. Es liegt, mit einem ſchönen Garten umgeben, auf einem Walle, und bietet eine herrliche Anſicht in's Pfaffenthal hinab. Der Bürger iſt auf den Familienkreis oder die „Estaminets“ beſchränkt. Da denkt er ſich bei einer Pfeife Tabak und einem Glaſe Bier oder Wormeldinger Wein über ſeine Partikularintereſſen hinaus in die weite Welt, von welcher er abgeſchloſſen iſt. Da unterhält er ſich mit ſeines Gleichen über den Fortgang ſeiner Induſtrie, die in Luxemburg eine ſchöne Regſamkeit entfaltet. Oder er ſinnt über die traurige Lage ſeines Handels nach, welcher ſich nur durch den Anſchluß des Großherzogthums Luxemburg an den großen deutſchen Zollverein erholen kann.

Der Charakter des Luxemburger Bürgers iſt im hohen Grade ſchätzenswerth. Die Grundelemente ſeiner Weſenheit ſind Biederkeit und Solidität. Ein Wort, ein Handſchlag gilt ihm ſo viel wie ein Eid. Dann heb' ich noch ſeinen edeln Wohlthätigkeitsſinn mit beſonderer Vorliebe hervor, welcher alle Klaſſen und beide Geſchlechter gleichmäßig auszeichnet. Nicht leicht wird eine ſtädtiſche Verwaltung mit ſolcher Vorſorge ſich des Armenweſens annehmen, wie die luxemburgiſche, welche übrigens auch in andern Geſchäftsverhältniſſen durchweg von dem echten Bürgergeiſt der Ordnung und Humanität geleitet wird. Am großartigſten zeigte ſich der Wohlthätigkeitsſinn der Luxemburger in jener ſchweren Zeit, als der Würgengel, der von Oſten kam, die Cholera, über der Felſenſtadt ſchwebte. Damals ſah man eine Hingebung und Aufopferung von Seiten der Frauen, die das deutſche Frauenherz kundgaben auch unter der eleganten Hülle franzöſiſcher Sitte und Sprache; man ſah eine Uneigennützigkeit von Seiten der Aerzte, eine Berufstreue von Seiten der Geiſtlichen, welche beiden ſtets zur Ehre gereichen werden. Im Jahre 1833 gründeten die Frauen Luxemburgs eine Arbeitsſchule für arme Töchter, welche noch heute durch eine jährliche Verlooſung weiblicher Handarbeiten erhalten wird. Beſonders lebhaft intereſſirte ſich für dieſe treffliche Anſtalt, welche unter der Leitung der Kloſterfrauen von St. Sophie ſteht, die Königin der Niederlande; nach deren Tode übernahm die Prinzeſſin von Oranien das ſchöne Amt einer Beſchützerin. Was die Regſamkeit des

Digitized by Google

geiſtigen Lebens in der Stadt betrifft, ſo glaube ich, daß das merkliche Sinken des Wohlſtandes in neueren Zeiten nicht ohne ſchädlichen Einfluß darauf war, und daß materielle Intereſſen und Sorgen zwar nicht den Sinn für Literatur und Kunſt, wohl aber das lebendige Bedürfniß in den Hintergrund drängten. Die Stadt hatte ſtets mehrere Buchdruckereien und auch ein paar Buchhandlungen, wiewohl bis 1839 keine Buchhandlung im weitumfaſſenden *deutſchen* Sinne dieſes Worts! Die preußiſchen Offiziere bezogen ihren Bedarf an Büchern und Journalen von Trier; das ſonſtige Lokalbedürfniß beſchränkte ſich faſt nur auf Schulbücher und Erbauungsſchriften. Man vermißte aber im Zuſtande des dortigen Buchhandels deſſen höhere Bedeutung für die bürgerliche Geſellſchaft, einen Ueberblick des großen Zuſammenhangs der deutſchen Literatur, die Kenntniß ihrer Ebbe und Flut, und Einſichten in die Prinzipien des deutſchen Geſchäftsweſens. So war Luxemburg auch in geiſtiger Beziehung von dem Verband mit Deutſchland wie ausgeſchloſſen; ja, ich glaube: dieſe geiſtige Iſolirung mochte wohl mit dazu beitragen, daß ein näherer Anſchluß Luxemburgs an die deutſchen Intereſſen überhaupt aufgehalten wurde; ſahen wir ja doch mitten in Deutſchland den Beweis durchs Gegentheil, — wie nämlich in einer Zeit der jammervollſten Zerriſſenheit und wechſelſeitigen Entfremdung gerade nur noch die Literatur zum Panier der Einigung wurde, wie das Intereſſe für ſie das Nationalgefühl vom Scheintod erweckt hatte, und wie auf dem großen Markte, wo Ideen ausgetauſcht wurden, ſich auch andere Bezüge angeſponnen hatten, aus denen das feſte Band der neuen Einheit gewoben ward. So wollen wir denn hoffen, daß die Eröffnung eines lebhafteren literariſchen Verkehrs zwiſchen Luxemburg und den übrigen deutſchen Landen auch in anderen Beziehungen vermittelnd eingreifen, und eine nähere Sympathie wenigſtens einleiten möge. Die Lintz'ſche Buchhandlung in Trier hat durch Anlegung eines Filialgeſchäfts in Luxemburg im Sommer des vorigen Jahres einen Verſuch gemacht, der im Anfang Schwierigkeiten mancher Art zu bekämpfen hatte, welche aber durch Ausdauer und Solidität jetzt glücklich überwunden zu ſeyn ſcheinen. Gewiß wird, wenn einmal der literariſche Verkehr in vollem Zuge iſt, auch die Produktivität der Luxemburger wiedergeweckt werden, welche in neuerer Zeit unter dem Druck der politiſchen Verhältniſſe erlahmt zu ſeyn ſchien, während das Land früherhin manche ausgezeichnete Gelehrte aufzuweiſen hatte; — ich brauche unter andern blos die Namen Latomus, Bertels, die Wiltheime, Schannat, Bertholet anzuführen. Gewiß werden wir dann aus dem reichen Fond des kernhaften Luxemburger Volksthums Werke

Digitized by Google

erhalten, welche den tüchtigen und ehrenwerthen deutſchen Stamm in der großen Reihe verbrüderter Stämme würdig vertreten. Vergeſſen wir, in Hoffnung dieſes Zieles, auch die förderliche Mitwirkung des höheren Unterrichtswesens nicht! Schon 1817 wurde das frühere Kollegium zu Luxemburg in ein „königliches Athenäum“ umgewandelt, ein neuer Studienplan eingeführt, und ſowohl die Zahl der Unterrichtsgegenſtände, als die der Lehrer bedeutend vermehrt; 1837 erſchien ein königlich großherzoglicher Beſchluß über die neue Einrichtung des Athenäums, welchem 1838 eine Geſchäftsordnung für daſſelbe folgte. Die Anſtalt gab in neuerer und neueſter Zeit ſchöne Proben ihrer höheren Wirkſamkeit.

Luxemburg iſt katholiſch, und die Geiſtlichkeit genießt bei dem Volk großes Anſehen. Bis zum Jahr 1823 ſtand die geiſtliche Verwaltung unter dem Bisthum Metz, ſeit 1823 unter dem Bisthum Namur. Seit 1833 iſt ſie einem von Namur unabhängigen apoſtoliſchen Vikar übergeben, welcher zugleich die Funktionen eines Weihbiſchoffs in ſich vereinigt. Die früher in der Stadt beſtandenen klöſterlichen Inſtitute ſind im Lauf der neueren Zeitereigniſſe größtentheils erloſchen.

Die Reorganiſirung der Verwaltung des Großherzogthums iſt im vollen Gange, ein Werk, welches nicht blos Einſicht in alle Bedürfniſſe und Ausdauer, ſondern auch zugleich Achtung vor dem Volkscharakter, Schonung liebgewordener Ideen, kurz eher Vermittlung, als gewaltſames Brechen verlangt; denn es handelt ſich nicht blos darum, daß jeder Verwaltungszweig einer ſorgſamen Reviſion unterworfen ſey, daß für die Verbeſſerung der Landſtraßen geſorgt, die des Schulweſens als ein Gegenſtand beſonderer Wichtigkeit betrachtet und hervorgehoben werde, und dergleichen; es handelt ſich vielmehr um jene durchgreifende Verſöhnung, wodurch die völkerrechtliche Norm dauernd befeſtigt werden kann.

Die tiefen Furchen alter Mißverſtändniſſe laſſen ſich durch Nichts weniger ausfüllen, als durch ein ariſtokratiſch-gebieteriſches Auftreten, durch ein Fordern, wo man noch berückſichtigen, und durch ein Abſchrecken, wo man vielmehr aufmuntern muß. Ueberhaupt verlohnt es wohl ſtets, die Wurzel kennen zu lernen und zu ſchonen, wo man die Früchte genießen will, und man darf ſich nicht darüber beklagen, daß man keine Früchte gewinnt, wenn ein Gärtner das Grabſcheit an die Wurzel ſetzt, ſtatt blos die Erde zum Gedeihen vernünftiger Weiſe aufzulockern. Doch genug von dieſer Seite, deren Beleuchtung wir den Publiziſten überlaſſen müſſen. Wir wollten ja in Luxemburg nur den Charakter des Landes und Volkes kennen lernen, inwiefern Dies nämlich in ſo kurzer

Digitized by Google

Friſt möglich iſt, als wir dafür erübrigen konnten. Und ſo bleibt das Bild, welches wir von Land und Volk gewonnen haben, freilich nur eine flüchtige Skizze, welche für Andere vielleicht nur dadurch Intereſſe gewinnen kann, daß ſie zu einer längeren Beobachtung anregt.

Und gewiß wird es wohl ſchwerlich ein Deutſcher bereuen, Luxemburg kennen zu lernen, welches — unbilliger Weiſe — von unſern Mahlern und Poeten bis jetzt noch allzu wenig beachtet worden iſt. Der Mahler findet hier eine Natur, ſo recht großartig, kühn, und ernſt; faſt Schritt für Schritt bietet die Felſenfeſtung mit ihren rieſigen, bewundernswerthen Werken, mit ihren Vorſtädten, mit der mannigfachſten Abwechslung von Gärten und Wieſen, von Häuſergruppen und Abhängen, Aufnahmspunkte für durchaus neue, intereſſante, künſtleriſch abgeſchloſſene Landſchaftsbilder. Und welche reiche Welt der Begebenheiten und der Charaktere bieten Luxemburgs Sage und Geſchichte dem Dichter dar! Schon in dem Helldunkel der Römerzeit zeigt euch die Ueberlieferung das hochragende feſte Schloß Luciliburgum, Lützelburg. Der Held der Chriſtenheit, Karl Martell, verſchenkt es, ſo meldet die Ueberlieferung weiter, an die Abtei St. Maximin bei Trier; Siegfried, Graf von den Ardennen, bringt es durch Tauſch von St. Maximin an ſein Geſchlecht. Stattlich und ſtolz wächst der Baum dieſes Geſchlechts empor; über dem Wipfel aber ſchwebt die ſchöne Meluſine in ihrem langen weißen Schleier, der ſie wie Fittige trägt; hört ihr wohl die herzzerreißende Klageſtimme in den Lüften, wenn die liebende Ahnfrau, wie eine fromme Schwalbe, dreimal das Schloß umkreiſet? Aus der Reihe der mannhaften Luxemburger Grafen tritt Hermann hervor und als Gegenkönig dem Kaiſer Heinrich IV. gegenüber, — in der zweiten Linie der ſtreitbare Graf Heinrich von Namur, der Blinde (1136 bis 1196). Heinrich IV., Graf von Luxemburg, beſteigt 1308 den deutſchen Kaiſerthron, als Siebenter dieſes Namens, ein Mann voll hoher Gedanken, voll Thatkraft, Würde, und Beharrlichkeit in ſturmvoller Zeit. Und welch eine Geſtalt, — dieſes Heinrichs Sohn, der ruheloſe Johann, König von Böhmen! Als Ritter voll Drang nach Abenteuern und voll Durſt nach Ruhm, als Reichsfürſt voll Begierde, das Oberhaupt des deutſchen Reiches, Ludwig den Bayer, ſein Gewicht fühlen zu laſſen, wie ein wahrer Proteus zwiſchen den Gewaltigen der Erde umherwandelnd auf den glatten Wegen einer fremden, undeutſchen Staatskunſt, hier vermittelnd, dort drohend, hier geſchmeidig, dort imponirend! Und wie ſein Leben eigenthümlich, ſo auch ſein Tod, ſo auch ſogar das Schickſal ſeiner Leiche! Ritterlichen Muthes ficht der blinde König in der Schlacht bei Crecy (1346) für Frankreich gegen England, und er-

Digitized by Google

zwingt ſich durch den Heldentod die Bewunderung des Siegers. Dieſer läßt die Leiche des blinden Königs einbalſamiren und zu Luxemburg im Münſter (Benediktinerkloſter) beſtatten. Von dort wird ſie 1542 zu den Franziskanern, von da 1592 in die neuerbaute Abtei Münſter gebracht, wo Erzherzog Albrecht 1613 ein prachtvolles Grabmal darüber errichtet. Bei der Belagerung Luxemburgs durch die Franzoſen 1654 verbrennt die Kirche; die Leiche wird gerettet und nach Herſtellung des Kloſters wieder dort beigeſetzt. 1795 werden Kloſter, Kirche, und Grabmal niedergeriſſen, die Königsleiche wird jedoch abermals gerettet; ein Fabrikbeſitzer läßt ſie heimlich in einem Tragkorbe aus Luxemburg fortbringen und verwahrt ſie in ſeiner Fabrik zu Septfontaines. Deſſen Sohn bringt ſie 1805 nach Mettlach, und übergibt ſie 1838 dem Kronprinzen (jetzigen König) von Preußen. Dieſer läßt ſie am 26. Auguſt 1838 in der Klauſe bei Caſtell an der Saar (wo einſt ein römiſches Standlager war) beiſetzen, und dort ruht denn jetzt der Ruheloſe in einem Sarkophag von ſchwarzem Marmor, von vier ehernen Löwen bewacht. Dieſes blinden Böhmenkönigs Sohn iſt jener Kaiſer Karl IV., deſſen Herrſchaft durch das Reichsgeſetz mit der goldnen Bulle einen wichtigen Wendepunkt in der deutſchen Reichsverfaſſung bezeichnet, — ein Mann von glänzenden Geiſteseigenſchaften, den Künſten und Wiſſenſchaften hold, wenn auch nicht rein als moraliſcher Charakter, wie wir es von dem Zögling einer undeutſchen Politik kaum anders erwarten können. Wie die vielen, zum Theil goldnen Fäden des großen Gewebes ſich durcheinanderſchlingen, welches die Macht des Hauſes Luxemburg wie ein ſchützender Zaubermantel umgeben ſoll, wie den Söhnen des Hauſes Wittelsbach durch Karls IV. Liſt und durch eigene Schuld das Werk des edlen Kaiſers Ludwig verloren geht, — wie Luxemburg, Wittelsbachs alter Feind, das Haus Habsburg zu ſich heranzieht, und, im Haß gegen Wittelsbach, dabei nicht ahnt, daß es blos für Habsburgs einſtige Größe bauet; — dann das blutige Walten Wenzels (des Sohnes Karls IV.) mit dem großartigen Hintergrunde des Einungswesens in Deutſchland! Dann Sigismund, der letzte Luxemburger auf dem deutſchen Kaiſerthron, mit ſeiner Meſſalina Barbara zur Seite, mit dem Konſtanzer Konzil und den Huſſitenkriegen im Vorgrunde, — während im Lande Luxemburg ſelbſt (ſeit 1354 Herzogthum) Eliſabeth von Görlitz, Enkelin Karls IV., zwanzig Jahre unter ſteten Fehden, ja im Krieg mit den Unterthanen herrſcht, bis ſie es (1444) an Herzog Philipp von Burgund abtritt, und endlich in Armuth zu Trier ſtirbt; — — welche Stoffe für den Dichter, dem es gegeben iſt, den Geiſt der vaterländiſchen Geſchichte zu erfaſſen, und der auch die

Digitized by Google

ſchöpferiſche Kraft dazu beſitzt! Auch in der von da an beginnenden Epoche, in welcher Luxemburg zuerſt einen Beſtandtheil des burgundiſchen Reiches, und dann — nach Karls des Kühnen Tode — dem burgundiſchen Kreiſe angehörend, einen Theil ſowohl der ſpaniſchen Monarchie als des deutſchen Reiches bildet, iſt noch mancher glückliche Vorwurf für den Dichter. Die Zeiten Ludwigs XIV. und ſein Walten in Luxemburg aber fordern den deutſchen Geſchichtſchreiber, der ein vaterländiſches Herz hat, auf, dem Volk ein Bild aufzurollen, groß von Umfang und reich an Einzelheiten, grell von Farben, und erſchütternden Eindrucks durch eine Wahrheit, welche man den Deutſchen nie oft genug wiederholen kann: „daß es das größte Unglück iſt, wenn ſie, jeder blos in die Intereſſen ſeines engeren und engſten Kreiſes gebannt und verſunken, wenn auch nur für einen Augenblick das heilige, gemeinſame Band vergeſſen, das Nationalgefühl!" Dem Luxemburger Volk ſelbſt ſteht die Zeit der öſterreichiſch-deutſchen Herrſchaft (von 1714 bis 1795), beſonders das Bild der großen, guten, und liebenswürdigen Kaiſerin Maria Thereſia noch in friſchem Andenken. Auch dieſe Epoche, beſonders aber das Verhältniß Luxemburgs während der Unruhen in Belgien unter Joſeph II., bietet dem freiſinnigen Geſchichtforſcher noch ein reiches Feld zur Ausbeute. — —

Und nun, meine Freunde, trennen wir uns von Luxemburg und — von einander! Ihr ziehet heim an den lieben Rhein; mich zieht es weiter gen Weſten, nach Namur und Lüttich, nach Brüſſel, Gent, und Antwerpen, zu den Städten großer Erinnerungen und ewiger Kunſtwerke. Und — daß ich es euch nur geſtehe, — meine wilde Geliebte, die Nordſee, lockt mich mit aller dämoniſchen Macht ihrer Reize. Fahrt wohl und gedenket freundlich eures Genoſſen, und ſchreibt es nicht meiner Abſicht, ſondern nur der kurzen Friſt, welche uns für Trier und Luxemburg zugemeſſen war, zur Laſt, wenn ich euch als Cicerone weniger befriedigen konnte, als eure Güte es von mir erwartet hatte.

Digitized by Google

Digitized by Google

V. Telegraph für Deutſchland. 1840. Nro. 119.

Das Stuttgarter Literatur-Comptoir öffnet den zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern und ihrem Streben in der **deutſchen Pandora** die Pforte einer perſpectiviſchen Halle, wo die geiſtige Production der Gegenwart, eingefaßt in den großen Rahmen der Nationalität, zur Schau aufgeſtellt werden ſoll. Es ſoll eine Walhalla für das Streben der Geiſter ſeyn. Dieſe deutſche Pandora, es ſoll ein Werk werden, das unter dem Schutze der geiſtigen Potenzirung des Vaterlandes auftritt. Allen Partheien und Richtungen zugänglich, kann die deutſche Pandora die materiellen Intereſſen mit denen des Geiſtes ausgleichen, ſie kann die Eintracht wiederherſtellen durch wahre Beleuchtung der Irrthümer, die ſich eingekeilt haben in die Richtungen der Einzelnen. In unſerm vagen, bannerloſen Umhertreiben, wo man viel braucht, um mit Aplomb eine entſchiedene Richtung zu verfolgen, wo durch Animoſität und Sophiſterei die Geiſter irregeleitet und abgeſchreckt werden, iſt ein Unternehmen, in welchem die producirenden Kräfte der Gegenwart centraliſirt und der Zukunft gegenüber würdig vertreten werden ſollen, nothwendig. Wenn die Anordnung des Ganzen, die Sichtung der einzelnen Zuſendungen von einem Bewußtſeyn ausgehen, dem die Würde der Literatur, die Ehre der deutſchen Nation wahrhaft am Herzen liegt, ſo können wir mit Zuverſicht auf eine glänzende Anerkennung dieſes **Nationalunternehmens** hinweiſen. Faſt alle bedeutenden deutſchen Namen haben ihre Mitwirkung zugeſagt; dies berechtigt zu großen Hoffnungen.

VI. Der Pilot. 1840. Nro. 23.

Wir müſſen unſere Leſer auf ein neues Unternehmen aufmerkſam machen, welches Anſpruch auf die allgemeine Beachtung und Theilnahme hat, auf die es ſein Fortkommen berechnet. Der Grundgedanke des Buches iſt zwar kein urſprünglicher, wir haben ſchon früher das „Buch der hundert und eins" und neuerdings „Babel" in Frankreich vorausgehen ſehen, — Schriften, die wir in Original und Ueberſetzungen haben verſchlingen helfen. Dennoch iſt die vor uns liegende Pandora ein echt deutſches Werk oder verſpricht es zu werden. Schon das Zuſammenwirken ſo verſchiedenartiger Literaturkräfte aus allen Theilen Deutſchlands deutet auf zunehmendes Nationalbewußtſeyn der deutſchen Schriftſteller. In ganz entgegengeſetztem Sinne könnte man dieſe Pandora ein „Babel" nennen: einen Thurmbau nämlich, bei welchem ſich die deutſchen Zungen nicht verwirren noch zerſtreuen, ſondern zu welchem ſie ſich nach trauriger Zerſtreuung wieder zuſammenfinden und verſtändigen wollen. Aber auch noch in anderm Sinne ſoll es ein deutſches Werk werden. Die Pandora will nämlich mit leichter und friſcher Darſtellung, die uns die franzöſiſchen Genrebilder ſo anziehend macht, deutſche Tiefe und Bedeutung verbinden, die uns zur Erkenntniß unſeres nationellen Bedürfniſſes und Vorzuges bringen ſollen. Was die Pandora noch weiter auszeichnen wird, iſt die außerordentliche Mannigfaltigkeit der deutſchen Zuſtände, die hier zur Darſtellung kommen werden, und ſodann die Verſchiedenartigkeit des Styls, deren unſere Sprache ſo eigens fähig iſt. Der Plan der Pandora geht nämlich dahin, das gegenwärtige Deutſchland in einer Reihenfolge anſchaulicher Bilder von den jetzt lebenden Autoren darzuſtellen. Jeder Schriftſteller liefert nur einen Beitrag, und hat volle Freiheit, „das lebensfriſche Individuelle und das großartige Zuſammenfaſſende, das wirkliche und poetiſche Leben, die Eigenthümlichkeiten von Ständen, Oertlichkeiten und Zeitabſchnitten, die Abſpieglungen der innern und äußern Geſchichte, das Memoirenhafte und das Humoriſtiſche, das Speciellſte und das Allgemeinſte" zur Sprache zu bringen. Nur, was an die jetzt ſo krankhaft reizbaren, religiöſen und politiſchen Angelegenheiten der deutſchen Völker rührt, ſoll ausgeſchloſſen bleiben, damit den Leſern weder der Genuß noch der Vortheil der Lecture getrübt und gekürzt werde. — — — Gewiß werden die folgenden Bände, die von drei zu drei Monaten erſcheinen, des Intereſſanten immer mehr bringen. Die deutſche Pandora, die ſich auch durch Ausſtattung und billigen Preis auszeichnet, reiht ſich jenen deutſchen Unternehmungen an, die bei einiger Gunſt des Publicums die ſchmähliche Lecture franzöſiſcher Seichtigkeiten verdrängen helfen, mit denen uns erwerbsſchmutzige deutſche Buchhandlungen überſündfluthen.

VII. Abendzeitung, Blätter für Literatur, 1840. Nro. 45.

Der Gedanke, welcher bei dieſem Unternehmen vorgewaltet hat, ſcheint uns ein recht glücklicher geweſen zu ſeyn. Gleichen die folgenden Bände dieſem erſten — und die Namen der Verfaſſer, welche die Ankündigung enthält, ſcheinen es zu verbürgen, ſo iſt es auch die Ausführung. — — Wir ſehen der Fortſetzung der Mittheilungen dieſer Pandora, aus deren Gefäße ſo vieles Gute ſchon hervorging und anderes noch darin weilt, mit Verlangen entgegen.

VIII. Die Literariſchen Blätter der Börſenhalle. 1840. Nro. 1830.

detailliren den Inhalt des **erſten** Bandes in ausführlicher Beſprechung.

IX. Braunſchweigiſche Morgenzeitung, 1840. Literatur-Blatt Nro. 1.

Der Anfang eines lange vorbereiteten und angekündigten Unternehmens liegt nunmehr in einem wohl ausgeſtatteten Bande dem Publikum und der Kritik vor. Die Idee, das laufende Jahrhundert, nach welchem, einem früheren Plane gemäß, das ganze Werk getauft werden ſollte „Deutſchland im neunzehnten Jahrhundert", in ſeinen literäriſchen Perſönlichkeiten zu repräſentiren, ohne auf Richtungen und Parteien Rückſicht zu nehmen, iſt gewiß eine würdige und glückliche. Vorhandene Inſtitute löſen eine ſolche Aufgabe nicht; entweder ſind ſie, wie Cotta's „Vierteljahrsſchrift", Mundt's „Freihafen", Marbach's „Jahreszeiten", zu einſeitig und vertreten nur einen Kreis aus den „zeitgenöſſiſchen Zuſtänden und Schriftſtellern", oder ſie verlieren ſich zu weit in dem allzuperiodiſchen Charakter journaliſtiſcher Literatur, wie z. B. die jährlich erſcheinenden und jährlich verſchwindenden Almanache jedes Inhaltes. Die „Pandora" will dieſen flüchtigen und der bloßen Unterhaltungs-Literatur angemeſſenen Ton nicht annehmen; in ihrem Horne ſoll jeder namhafte Literat einen, ſein Weſen, ſeine Richtung, ſeine Umgebung bezeichnenden Beitrag niederlegen, und ſo aus den verſchiedenartigſten Anſchauungen und Darſtellungen ein ganzes Panorama deutſcher Zuſtände, eine ganze, bunte Revue deutſcher Schriftſteller gebildet werden.

Nur wer die eigenthümlichen Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens kennt, weiß das Verdienſt des Redakteurs, wenn ſie, wie hier, mit Takt und Erfolg gelöſt werden, gehörig zu ſchätzen. Giehne hat es verſtanden, allen Bedenklichkeiten, Fragen, Bedingungen, Skrupeln und Rückhalten der deutſchen Autoren zu begegnen; ſein Salon hat, ohne eine anſtändige Haltung aufzugeben, Alle aufgenommen, die zu einer guten Geſellſchaft gehören, und die ſich ſeiner Ladung gefügſam zeigten. Kommen, ſich dem Publikum präſentiren, in Reihe und Glied ſtehen, mag Jeder gern; Albums, Almanache, Zeitſchriften jedes Genre's beweiſen eher einen Zudrang, als ein Zurückhalten. Allein die Art und Weiſe des Beiſteuerns, die Anſtöße, ob Der und Jener wohl auch kommen, Dieſer und ein Anderer wohl auch ausgeſchloſſen bleiben dürfte, der liebe Rang- und Factioner-Streit, der Egoismus [illegible] und Mäkelei im Stoffe, das waren Umſtände, die zu überwinden es ſicherlich Giehne's ganzer [illegible] Ruhe bedurfte.

Digitized by Google

Im Literatur-Comptoir in Stuttgart erſchien, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller-Gallerie.

Illuſtrationen zu Schiller's dramatiſchen Meiſterwerken

von **Julius Nisle.**

Artistischer Supplementband

zu den Werken Schiller's in allen Ausgaben, enthaltend: zwei und ſiebenzig Blätter auf feinem Tondruckpapier in größtem Imp.-Octav, und ein **Bruſtbild Schiller's** in feinſtem Stahlſtich.

Vier Abtheilungen.

Erſte Abtheilung: Die Räuber, 14 Blätter; die Braut von Meſſina, 4 Blätter.
Zweite Abtheilung: Wilhelm Tell, 18 Blätter.
Dritte Abtheilung: Die Jungfrau von Orleans, 12 Blätter; Turandot, 6 Blätter.
Vierte Abtheilung: Wallenſtein, 13 Blätter; Cabale und Liebe, 5 Blätter und das Bruſtbild **Schiller's.**

Preis jeder Abtheilung: **1** fl. **48** kr. rh. — **1** Rthlr. **3** ggr. pr. — **1** fl. **45** kr. C.Mz.

Die erſte Abtheilung iſt erſchienen; die zweite bis vierte erſcheint von Monat zu Monat, und iſt das Ganze im November in den Händen der verehrlichen Abnehmer. Der dieſen ſchönen Kunſtblättern bereits, bei ihrer Publication als Beilagen zur Zeitſchrift: Europa, gezollte Beifall wird auch dieſer beſondern Ausgabe derſelben nicht fehlen, und hoffen wir manchem der zahlreichen Beſitzer der Werke Schiller's mit dieſem **artiſtiſchen Supplementbande** eine willkommene Gabe zu bieten.

Gloſſen

zu der Schrift:

die europäiſche Pentarchie.

Von

Friedrich Giehne.

4 Bogen groß Octav, in Umſchlag geheftet.

Preis 36 kr. rh. oder 9 ggr. preuß.

„Wir müſſen dieſe Schrift für das Beſte erklären, was bis jetzt gegen den Pentarchiſten erſchienen iſt." (Bl. f. lit. Unterh. 1840. Nr. 83.)

„Es ſind nur Gloſſen zu der vielbeſprochenen Schrift eines ruſſiſchen Unbekannten, die uns hier geboten werden. Wir müſſen bedauern, daß der Verf. nicht dem Buche ein Buch entgegen geſetzt hat. Denn die Gloſſen ſind ſo vortrefflich, daß ſie den lebhaften Wunſch aufregen, der Verf. möchte ſeine Gloſſen noch auf ſo manche Stelle der von ihm bekämpften Schrift erſtreckt haben. Er gehört zu den nicht ſehr häufigen Publiciſten, welche die Sprache der Zeit verſtehen und reden, ihre Bedürfniſſe kennen, ihr Beſtes wollen, ihre Verhältniſſe würdigen und doch von ihren Vorurtheilen frei ſind und den moraliſchen Muth haben, das offen zu bekennen." (Gersdorf, Repert. d. Lit. 1840. Nro. IV.)

„Ein aus dem Februarhefte des „Atlas" beſonders abgedruckter kritiſcher Aufſatz über die räthſelhafte Schrift, welche ſchon ſo viele Federn beſchäftigt hat. Der Verfaſſer der Letztern hat in Herrn Giehne einen Gegner gefunden, der ihm gewachſen iſt. Herr Giehne ehrt ſeinen Gegner, deſſen ſtaatsmänniſchen Geiſt er ebendeßhalb recht wohl zu würdigen weiß, weil er dieſelbe Taufe empfangen hat, indem er ihm nicht Declamationen, ſondern Gründe entgegenſetzt, den Streit nicht auf ein ganz fremdes Terrain verſetzt, ſondern auf dem eigenen Boden des Gegners ausführt, den Gegner nicht mißverſteht, ſondern eben durch höhere Auffaſſung überwindet. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß ein Buch eigentlich nur wieder durch ein Buch widerlegt werden könne, und er gibt hier nur Gloſſen zu einzelnen Stellen. Sie regen lebhaft den Wunſch auf, daß er ſo manche andere nicht minder gewichtige Stelle gleichfalls beleuchtet haben möchte. Auch ſo noch iſt das vorliegende Schriftchen eine ſehr ausgezeichnete Erſcheinung. Es bewährt die geſunde, auf vielſeitige Kenntniß und richtige Einſicht in die Natur der Menſchen und der Dinge gegründete politiſche Anſicht und die reichen Kräfte des Verf. Vorzüglich hat er die im Hintergrunde der Begebenheiten ſich gewaltig entwickelnde auf die Verhältniſſe ſelbſt geſtützte Richtung der neueren Zeit in großartiger Anſchauung aufgefaßt und gar wohl erkannt, wie die Macht der Intereſſen zunächſt den Gang der Begebenheiten beſtimmen, die endliche Löſung und Befriedigung aber nur aus dem Geſetze der Nationalitäten hervorgehen wird. Der divinatoriſche Blick, den er von dem Satze an: „Kaiſer von Deutſchland iſt derzeit der deutſche Zoll- und Münzverein" in die Zukunft wirft, eröffnet die Ausſicht in ein überaus fruchtbares Feld und gibt dem neuen, den Frieden und die Unabhängigkeit durch die unbeſiegbare Gewalt der Verhältniſſe verbürgenden Syſteme ſeinen beſten Schwerpunkt in dem großen und herrlichen Deutſchland. (Pölitz, neue Jahrb. 1840. Mai.)

Druck der C. Courtin'ſchen Officin; Firma: F. F. Autenrieth'ſche Buchdruckerei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

3 2044 103 232 088

Digitized by Google